en
ngen
und
hes.

Ida von Pechmann 24/12. 1901.

Gedanken und Erfahrungen

über

Ewiges und Alltägliches.

Für das deutsche Haus.

Herausgegeben

von

Otto Rasemann.

I. Band.

Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. = 00

Halle.
Max Niemeyer.
1886.

Vorrede zur dritten Auflage.

Es gereicht mir zu wehmüthiger Genugthuung, daß mir die Verfasserin erlaubt, dem Buche, welches ich vor zehn Jahren eingeführt habe, auch jetzt, da es bereichert und durchgesehen, wenn auch in bescheidenerer Ausstattung zum zweiten, bzw. zum dritten Male ausgegeben wird, meinen Namen zu lassen. Ich darf nunmehr diesen einem anderen Namen verbunden sehen, dessen aus dem Leben geschiedener Träger einst der Bildner, dann der intimste Genosse meiner Ueberzeugungen und Gesinnungen war, dem Namen Max Dunckers.

Seine Frau, jetzt seine Wittwe ist es, welche in den „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches" dem Standpunkte Ausdruck gegeben hat, der beiden Gatten Quelle ihrer Freudigkeit und Richtschnur ihres Handelns war. So lange der nun Verewigte in seinen eigenen Werken zu den Zeitgenossen sprach, schien es nicht von Wichtigkeit, auch diese Blätter mit seinem Namen in Verbindung zu bringen, ja es war ihm vielleicht lieb, daß sie den Weg zu den Lesern unter der Einführung des Freundes fanden.

Jetzt, da die Reihe seiner eigenen Kundgebungen geschlossen ist, mag es Manchem, der ihn als Historiker und Politiker kennt, werth und heilsam sein, auch in solche Tiefen seines Gemüths zu blicken, die nicht unmittelbar aus seinen bisherigen Aeußerungen erkennbar sind. Er hat zwar an die Form der vorliegenden Mittheilungen nie Hand angelegt, aber der Inhalt derselben ist in dem Zusammenleben mit ihm gereift, und der Leser findet in ihnen die Lebens- und Weltauffassung des nach so vielen Seiten ausgezeichneten Mannes.

Auch im Andenken an ihn, den ich verehrt und geliebt habe wie keinen anderen, empfehle ich das Buch auf's Neue der Beachtung ernster Leser.

Halle a. S., im August 1886.

Otto Nasemann.

Inhalt.

Abhängigkeit.

Das Hangen eines Körpers an einem andern schließt in sich die Aufhebung seines eigenen Schwerpunktes durch die Kraft, mit welcher der andere ihn in seiner Sphäre hält, sei diese Kraft eine in der Natur des festhaltenden Körpers liegende oder eine äußerlich vermittelte. Die Anschauung dieser natürlichen Thatsache bildet den Kern des Begriffs der „Abhängigkeit“ und wird auch in der Anwendung dieses Begriffs auf Thatsachen des moralischen und gesellschaftlichen Lebens festgehalten; insbesondere, wo es sich nicht nur um die Bedingtheit einer einzelnen Willensäußerung durch eine außerhalb des Wollenden stehende Macht handelt, sondern um das Recht der einen Person auf den Gehorsam der andern, um die Abhängigkeit des Einen in seiner Verfügung über sich selbst vom Willen eines Andern.

Es wird mithin schon durch das Wort selbst zugestanden, daß solche Abhängigkeit eine gewisse Vergewaltigung der Natur mit sich bringt; von den Abhängigen wird dies oft auch dann in aller Schärfe empfunden, wenn die Aufhebung des eigenen Gewichts nur einen unvermeidlichen Durchgangspunkt auf dem Wege zur moralischen Selbstständigkeit bezeichnet: man sucht der Abhängigkeit zu entrinnen, während man ihres Schutzes noch bedarf; man lehnt sich gegen sie auf und zieht die Kette nur fester, von welcher man gehalten wird.

Daß aller Zusammenhang der Menschen Abhängigkeit und zwar gegenseitige Abhängkeit in sich schließt; daß keine noch so hohe Lebensstufe den Einzelnen zu voller Unabhängigkeit erhebt; daß keine noch so hohe Culturstufe einer Gesellschaft den ihre Glieder verbindenden Abhängigkeiten ein Ende macht — diese Thatsachen werden von den Personen, welche sich durch die Abhängkeit, in welcher sie stehen, ihres natürlichen Schwerpunktes beraubt fühlen, nicht in Betracht gezogen; noch weniger sind solche in der Lage zu gewahren, wie viel drückender und eingreifender oft die Abhängigkeit des Starken vom Schwachen, des Gebildeten vom Ungebildeten, des Guten vom Bösen ist, als die in umgekehrter Richtung sich geltend machende Dependenz. In welchem Maße z. B. die Eltern in ihrem Wohlsein, in ihrem Thun und Lassen abhängen von der Hülfsbedürftigkeit, von der Unreife, von der Art und Begabung ihrer Kinder; wie sehr der Lehrer in seinen Anstrengungen und Erfolgen abhängig ist vom guten Willen, von den Neigungen und Talenten seiner Schüler, wie sehr die Herrschenden — selbst im kleinen Bereich des Hauses — abhängig sind von der Tüchtigkeit und Treue ihrer Untergebenen, das wird von Denen am wenigsten erkannt, welche in allen diesen Beziehungen anscheinend die Beeinträchtigten, in der That die Beeinträchtiger sind. Es liegt eben im natürlichen Gange der Entwickelung, daß der Freiheitsdrang am stärksten gefühlt wird, so lange er noch am unklarsten über sich selbst und über die Grenzen seines Rechtes ist, und daß somit der Druck der Abhängigkeit am härtesten empfunden, der Gegendruck, den der Abhängige übt, von ihm selbst am wenigsten in Anschlag gebracht wird, so lange das Begehren nach Selbstbestimmung ein unreifes, ein rein instinktives ist. Fühlt sich der Knabe über den Freiheitsdrang erhaben, der ihn in früher Kindheit einst im unrechten Augenblick von der schützenden Hand der

Wärterin losriß und ihn in den Schaden brachte, durch den er sein erstes Klugwerden erkaufen sollte, so dünkt ihn die Fessel des väterlichen Willens, welche ihn an unsichtbarem Gängelbande vor den Gefahren des zweiten Jahrzehnts bewahren muß, darum doch nicht minder hart. Als Jüngling wird er den Freiheitstrotz des Knaben belächeln, ohne es schön und gut zu finden, daß mit dem ersten Flaum nicht zugleich die Unabhängigkeit von den veralteten Lebensanschauungen der Graubärte eintritt. Denn allerdings findet sich das junge Selbst in ein Gewebe von Abhängigkeiten verstrickt, die sich verschworen haben zu seinem Schutz gegen Gefahren, welche zu sehen ihm unmöglich ist: seinen unschuldigsten Wünschen treten unverstandene Verbote entgegen; es weiß nichts von Ungenügsamkeit, und es wird ihm Mäßigung empfohlen; es weiß nichts von Unbescheidenheit, und es wird ihm Demuth gepredigt. Sein Freiheitsdrang vertröstet sich auf bessere Zeiten; aber das Selbstgefühl wächst schneller als das Recht der Selbstbestimmung; immer neue Beziehungen machen ihre Ueberlegenheit geltend, und während die Selbstständigkeit möglicher, die eigene Ueberzeugung begründeter geworden zu sein scheint, wird immer willigere Fügsamkeit verlangt. Zuweilen ist es, als sollte der jungen Kraft nach dem Maßstab alternder Schwäche der Spielraum zugemessen werden, als wollte Engherzigkeit den kühnen Flug der jungen Seele hemmen, als sollte dem Geschmack, dem Talent und ähnlichen unveräußerlichen Anrechten der Individualität Gewalt angethan werden! Ob das Alles nur so scheint, ob es im einzelnen Falle wirklich so ist, dem Gefühl gilt es gleich; was wir als fremden Willen, was wir als Eingreifen einer anderen Person in die Sphäre der eigenen Persönlichkeit empfinden, ist immer drückend; und ein Drang, dessen tiefstes, letztes Recht wir nicht bezweifeln, lehnt sich dagegen auf.

Soll es bei diesem Misbehagen sein Bewenden haben? soll das unbefriedigte Verlangen nach Unabhängigkeit von einer Lebensstufe zur andern uns begleiten, und soll das Bescheiden in diese Ordnung der Dinge die einzige Auskunft sein? soll es uns genügen, daß dies Bescheiden im Lauf der Jahre aus einem ohnmächtigen zu einem klugen und erfahrenen, endlich zu einem willig resignirenden wird?

Der Freiheitsdrang selbst weiß darauf zu antworten, sobald er sich ernsthaft auf seine eigenste Meinung besinnt: er ist das Verlangen nach der Bewährung unseres Selbst, und das heißt, nach dem Siege unseres sittlichen Selbst über das natürliche, nach dem Siege unserer Ueberzeugung über das instinktive Begehren nach irgend welchem äußeren Gut, auch nach dem der äußeren Unabhängigkeit. Jede Behinderung unserer materiellen Freiheit kann für die innere Befreiung verwerthet werden.

Diesen Gedanken zu verstehen und zu bejahen ist freilich leichter, als ihn im gegebenen Fall an sich selbst zur Anwendung bringen, denn der Kopf wird früher hell als das Herz; und grade den frühesten Abhängigkeitsschmerzen pflegt die freiwillige Dienstbarkeit im Joch der eigenen Unreife und Unerfahrenheit zur Seite zu gehen. Man ist abhängig von einem Besitz, von einer Gewohnheit, von einer Lieblingsbeschäftigung, welche, ohne vielleicht unschön oder schädlich zu sein, doch dem Herzen so werth sind, Sinn und Zeit in solchem Maß hinnehmen, daß ein leises Murren des Gewissens sich dagegen vernehmen läßt; man ist abhängig von Stimmungen, gegen deren trübe oder entfärbende Beleuchtung kein Raisonnement der eigenen Einsicht aufzukommen vermag; man findet die Gesellschaft eines Gefährten unentbehrlich, dessen sittliche Ueberlegenheit dem eigenen Gefühl zweifelhaft ist und dessen Zauber dennoch der eigene Wille nicht zu

brechen vermag. Sobald aber die Einsicht gewonnen ist, daß die gegen fremde Macht so empfindliche Freiheitsliebe von solchen Passionen härter und blinder regiert wird als durch den leitenden Einspruch unbequemer Gesetze und Respektspersonen, wird ein ehrliches Gemüth sich entschließen, den Unabhängigkeitskampf bei den selbstgeschmiedeten Fesseln zu beginnen, und neben dem großen Gewinn, freier zu werden von sich selbst, wird der kleinere nicht ausbleiben, daß die Unabhängigkeit von auferlegten Verhältnissen und übergeordneten Personen durch den Vergleich mit jenen inneren Abhängigkeiten wesentlich an Widerwärtigkeit verliert.

Der Weg zur Unabhängigkeit von uns selbst hat freilich mit andern steilen Wegen die Aehnlichkeit, daß von einer erklommenen Höhe zur andern immer neue Hebungen sichtbar werden, welche noch genommen sein wollen, bevor der Gipfel erreicht ist. Man hat sich von einer Nachlässigkeit frei gemacht, die den Willen lähmte, — man entdeckt, daß die Eitelkeit, d. h. die Abhängigkeit vom Beifall Anderer, zu diesem Siege geholfen und daß es gilt, auch dieser Abhängigkeit zu entrinnen. Die Herrschaft über die tyrannische Laune des Temperaments ist erkämpft, man hat den Zornmuth, das Ueberkochen der Entrüstung besiegt, — ein Bodensatz von Herbigkeit des Gefühls blieb zurück, der die Milde und Klarheit des Urtheils zu vergewaltigen sucht, und der Kampf gegen die Tyrannei der Nerven muß nun gegen das Herzblut selbst geführt werden. Man hat sich frei gemacht von der Werthlegung auf äußeren Besitz, — man wird inne, daß ein leidenschaftliches Bedürfniß nach Anerkennung dieses edeln Standpunkts nicht mindere Macht über das Herz übt als einst das Begehren nach Wohlstand, und es gilt nun, von dem feineren Egoismus auch dieser Abhängigckeit los zu kommen! Am sichersten gelangt der Kampf gegen physische

Knechtschaft zu seinem Ziel, und die erreichte Unabhängigkeit von Verzärtelung, von Trägheit und üppigem Genußbedürfniß giebt ein leibliches Gefühl des Wohlseins und der Sicherheit, ein gutes Gewissen der Gesundheit, wie es im Gebiet der moralischen Freiheit nicht leicht zu haben ist.

Als schwerste Schule der inneren Unabhängigkeit hat die Abhängigkeit von Personen scharfer und stark ausgeprägter Individualität, welchen der Abhängige sich nach seiner inneren Richtung und Art ebenbürtig oder überlegen glauben darf, und welche dennoch äußere Macht über ihn haben oder gar als Gegenstand der Pietät, der Schonung, der Pflege in seinen Weg gestellt sind, ihre eigentliche Bedeutung. Diese Abhängigkeit wird in den mannigfachsten Gestalten auferlegt; die Beziehung zu Vorgesetzten und Hochgestellten wird sich den Einen, das Verhältniß zu Kranken, zu betagten Eltern den Anderen je nach ihrer persönlichen Erfahrung vergegenwärtigen. Die Einen laufen in dieser Schule Gefahr, der Selbstbestimmung mehr als billig zu entsagen, die Andern gerathen in Versuchung, sich durch List der Situation zu bemächtigen; am häufigsten pflegen solche Verhältnisse, wenn sie Dauer haben, das Herz der Abhängigen ermüden und erkalten zu lassen, so daß das Capital an Erziehungskraft, welches in diesen Bindungen liegt, ein todtes bleibt. Nur dann ist diese Schule der Abhängigkeit geeignet, zu höchster und edelster Unabhängigkeit zu fördern, wenn die Aufgabe im höchsten Sinne genommen wird: nicht unsere Schwäche sondern unsere Kraft gilt es, gegen den Druck zu behaupten; nicht unsern Dünkel, wohl aber unsern Freimuth; nicht unser Vergnügen, wohl aber unsere Heiterkeit, nicht unsere Wünsche, aber unsere Ueberzeugungen.

Den Schlüssel dieser Lösung hat die Liebe. Ein widerwärtiges Joch mit ungebrochenem Selbstgefühl, mit geziemender

Haltung zu tragen, ist ihr nicht der Mühe werth; ihr genügt nichts Geringeres als der volle Sieg über ihren Bedränger; in wie greller Beleuchtung die Pein des Abhängigkeitsgefühls ihr seine Schwächen zeigen möge, sie hält sich an seine Stärken; und nach dem Vergeltungsrecht, das nur ihr eigen ist, faßt sie ihn bei seinen Stärken, um ihn über seine Tyrannenrolle emporzuheben, während sie in Gefahr war, von ihm erniedrigt zu werden. Ist ein solcher Triumph der Liebe nicht zugleich ein Triumph der Freiheit?

Adel.

Adel ist natürliche Hoheit. Der Begriff des Edeln ist älter als der Begriff des Guten*). Bevor das Christenthum die Kleinen wie die Großen, die Sünder wie die Gerechten zur Heiligung berufen, bevor auch nur eine höhere Civilisation „das Schöne und das Gute" als Inbegriff der Vollkommenheit hingestellt hatte, erhoben die Starken, die sittlich Bedeu-

---

*) Auch der einzelne Mensch entwickelt früher den Begriff des Edeln als den des Guten. Die Eltern sind ihm das, was den Nationen die Aristokraten sind: das Bessersein der Ueberlegenen fühlt er, nimmt er zum Maßstab und zur Richtschnur, bevor noch ein allgemeines sittliches Gesetz als das in Jenen und in ihm selbst wirkende ihm aufgegangen ist. Die vulgäre Auffassung hat den Begriff des Guten herabgedrückt zum Begriff des Nichtbösen und hat das Edle auf Kosten des Guten erhoben. Der Begriff des Edeln ist ein relativer, der Begriff des Guten ein absoluter. Im Licht des Christenthums zeigt das Edle seine endliche, das Gute seine ewige Natur. Um Edles zu erstreben, hat man nach den Gipfeln der Menschheit aufzuschauen; gut ist nur Gott.

tenden, die persönlich Hochgeborenen sich und ihre Nachkommen über die Menge durch Eigenschaften, in welchen Kraft und Würde des Menschen angeschaut und anerkannt wurden. Durch die Erscheinung adliger Naturen, edler Geschlechter entstand der Begriff des Edeln; noch heute trägt der Gebrauch des Wortes die Spuren dieser seiner Geschichte: nicht das Böse steht dem Edeln entgegen, sondern das Niedere, das Gewöhnliche, das Gemeine. Wie der Löwe und der Adler neben dem Rosse und dem Hochwild zur Aristokratie des Thierreichs gehören, so ist auch für den menschlichen Adel nicht Gutartigkeit, Nützlichkeit, sondern Würde in Wesen und Erscheinung auszeichnendes Merkmal. Bei allen Wandlungen, welche im Lauf der Zeiten der Begriff des Edeln erfahren hat, wiegen immer in demselben die Züge vor, welche dem Großen gegenüber dem Kleinen, dem Bessern gegen den Geringen, dem Starken gegen den Schwachen geziemen: nicht Demuth sondern Selbstachtung, nicht Nachgiebigkeit sondern Festigkeit, nicht Güte sondern Großmuth sind adlige Eigenschaften. Der Edelmuth verschmäht es, den Vortheil auszubeuten, welchen er über den Schwächeren davontragen könnte; eine edle Rache zieht die Genugthuung, der Bessere zu sein, der Vernichtung des Gegners vor. Ein edler, ein adliger Sinn ist zu stolz, um krumme Wege zu gehen; die Lüge verschmäht er als Feigheit, der Neid ist unter seiner Würde. Der Adel des Benehmens verträgt sich wohl mit Strenge, mit Kühle des Verhaltens, aber nicht mit selbstloser Zuvorkommenheit. Edle Bescheidenheit bleibt lieber im Gefühl des eigenen Werths im Schatten, als daß sie um Anerkennung werben sollte. Mag auch nie diese Haltung der Seele und des Bezeigens Gemeingut aller Edeln eines Volkes gewesen sein, mögen wesentliche Züge dieses Bildes sich jederzeit auch unter der Zahl der geringeren Leute gefunden haben, so ist

doch das Erstreben adliger Gesinnung und Haltung forterbender Grundsatz aller Geburtsaristokratieen gewesen; erst in Zeiten des Verfalls sind sie des „noblesse oblige“ uneingedenk geworden.

Das Erscheinen eines gewissen Ideals von äußerer und innerer Würde, das Zusammenfallen von Macht, Besitz und hoheitsvollem Bezeigen in ganzen Geschlechtern hat wesentlich dazu geholfen, die Menge zum Streben nach persönlichem Adel in Sein und Schein heranzuziehen; nur eine flache und mißgünstige Auffassung kann diese culturgeschichtliche Bedeutung des Adels als Stand verkennen. Die Worte alter Weisheit: „adlig ist, wer adlig denkt“, und „der Adel sitzt im Gemüth, nicht im Geblüt“ sagen ebensowohl, daß Adel der Gesinnung in den hochgebornen Geschlechtern zu finden war, als daß persönlicher Edelsinn auch ohne angebornen Rang emporhebt und Anspruch auf Geltung hat.

Das Christenthum hat die Idee des Edeln und deren Träger, die Aristokratieen, vorgefunden; es hat vertiefend, vergeistigend auf den Begriff der menschlichen Würde eingewirkt; aber nirgends bezeichnet das Evangelium den Adel als Summe des Erstrebenswerthen. Das liegt in der Erhabenheit und Geistigkeit des Standpunktes, von dem die Lehre Christi ausgeht; sie fragt nach den Motiven des Thuns, nach der Beschaffenheit des Gemüths; wenig vertrauend dem Adel der menschlichen Natur, hält sie auch das edelste Geblüt und das edelste Gemüth der Erneuerung aus dem Geist und der Wahrheit bedürftig. Nirgend dringt das Evangelium auf Würde und Schönheit der Erscheinung, auf äußere Haltung und Handlungsweise; das Innerlichste, das im Menschen sich ereignen kann, der Glaube, die Liebe werden als einzig lautere Quellen des Thuns gepriesen; was nicht aus diesen sich ergiebt, das soll sich überhaupt nicht ergeben. Schöpft der

Aristokrat aus dem Gefühl, ein Besserer zu sein, seine sittliche Energie, so weist das Christenthum auf die Erkenntniß des Balkens im eigenen Auge und auf die allgemeine Sündhaftigkeit; aus der Demüthigung soll die Heiligung kommen. Hat der naturwüchsige Adel der menschlichen Geschlechter aus angeborenem Selbstgefühl verschmäht, sich vor dem Mächtigen zu beugen, so lehrt das Christenthum auch dem Demüthigen, dem Schüchternen, aus Gehorsam gegen Gott dem Willen der Gewaltigen zu widerstehen; war es dem Hochsinn der Edeln zuwider, mit ungleichen Waffen zu kämpfen, die Schwäche des Gegners zu mißbrauchen, so vergilt das Christenthum Fluch mit Segen, an die Stelle der Großmuth tritt die Barmherzigkeit, an die Stelle des Selbstgefühls die Freudigkeit der Gotteskindschaft. Die christlich vertiefte Idee des Guten schließt die Idee des Edeln in sich, ohne sie zu betonen.

Doch bleibt Adel der Gesinnung und des Handelns auch in dem neuen Sonnensystem ein schöner Stern; wem der Sinn für seinen Strahl geöffnet ist, dem wird er ein treuer Warner sein, wenn auch nicht ein stets ausreichender Führer; aber nicht Jedem leuchtet er in gleicher Kraft; auch innerhalb der Alle umfassenden und zu gleicher Höhe ziehenden christlichen Gesittung bleiben die Naturen — oft selbst die aus gleichem Blut gebornen — von verschiedenem Range; und wer, um über unedle und kleine Züge seiner Natur hinauszukommen, anstatt einfach gut sein zu wollen, sich Adel in Wesen und Bezeigen zum Ziel setzte, der würde leicht als Parvenü erkannt werden. Wie in der Kunst das Edle nicht sowohl durch Streben nach Adel der Formen entsteht als dem berufenen Künstler sich ergiebt aus dem Vermeiden des Niedern, des Materiellen, des Frivolen, so erreicht auch im sittlichen und gemüthlichen Leben und in der Form Jeder das ihm beschiedene Theil an Adel, indem er in Gedanke und

That von Allem sich wendet, was die leiseste innere Warnung ihm als häßlich bezeichnet, mag auch das gemeine Landrecht es zu den erlaubten oder entschuldbaren Dingen, oder gar zu den liebenswürdigen Schwächen zählen.

Aerger.

Aergern ist — nach dem alten Sprachgebrauch — das Gegentheil von bessern; daß der Aerger das Schlimme noch schlimmer, das Arge noch ärger macht ist seine eigenste Signatur. Eine gesunde und kräftige Gemüthsverfassung reagirt gegen das Böse, welches uns von Andern geschieht, je nach der Sachlage, durch Zurückweisung, durch wirksames Handeln, durch Bestrafung des Schuldigen. Der Aerger dagegen ist moralische Verdauungsstörung; der Geärgerte läßt den Eindruck des Unrechts zunächst in seinen eigenen Eingeweiden wühlen; das Geschehene in seiner ganzen Schwärze zu erblicken, den Stachel, mit welchem sein Recht, seine Würde getroffen ist, in ganzer Schärfe zu empfinden, gewährt ihm eine düstere Genugthuung. Wer im Aerger seiner Auffassung Worte giebt, drückt die Unfreiheit seines Zustandes leicht durch Mischung von Falschem und Wahrem in seinen Anklagen aus; wer im Aerger handelt, schädigt mit bitterem Behagen oft neben dem Schuldigen sich selbst, fast als ob dadurch die Rechnung des Andern noch höher anschwellen sollte.

Nur uneigentlich kann der Verdruß über willenlose oder gar leblose Wesen und Dinge als Aerger bezeichnet werden; sagt man von Jemand, er ärgere sich über die Fliege an der Wand, so giebt man ihm eine thörichte und krankhafte Reiz-

barkeit Schuld, welche den Werth der Dinge und Eindrücke nicht zu wägen weiß, und der denkbar geringfügigsten Ursache die schwersten Wirkungen gestattet. Der motivirte Aerger hat zu seinem eigentlichen Gegenstand die böse Absicht, welche uns geschädigt hat oder uns zu schädigen trachtet. Der Unwille über die Kränkung, welche uns zugefügt und über den Nachtheil, in welchen wir versetzt worden, sind im Aerger gemischt; diese beiden Bitterkeiten: die Verstimmung des sittlichen Gefühls und die Verstimmung des Selbstgefühls heben einander nicht auf; sie schärfen sich aneinander. Während eine uneigennützige Indignation sowie die Betrübniß über ein Uebel, welches ohne menschliches Zuthun uns getroffen hat, den inneren Frieden ungestört lassen können, versetzt uns der Aerger in zwiespältige Empfindungen, welche mißtönig zusammenklingen.

So widerwärtig dieser Zustand der Seele ist, er kann nicht schlechthin vermieden werden: wir mögen wollen oder nicht, unsere sittliche Mißbilligung ist heftiger, wenn wir die Folgen des Bösen im Bereich unseres eigenen Interesses erleben, wenn Unrecht, welches geschieht, seine Spitze gegen unser Wohlsein kehrt, als wenn wir es, persönlich unbetheiligt, beobachten. Selbst die eigene Mißbilligung dieser egoistischen Verschärfung unseres Wehe's macht uns nicht sofort davon frei.

Eben weil dieser Doppelaffekt für den, der ihn erleidet, ein zugleich widerwärtiger und schwer zu besiegender ist, fühlen sich Neid und Rachsucht, die niedrigsten und heftigsten Triebfedern menschlichen Handelns, gereizt, auch edle Menschen in diesen Seelenkrampf zu werfen. Wer, nur durch momentane Wallung verführt, oder im Uebermuth der Unerfahrenheit einen Guten und Starken in Aerger versetzt, den wird diese Wirkung seiner Unbesonnenheit ernüchtern; denn der Anblick der Verzerrung eines schönen Gemüths ist der schmerzlichste

Eindruck für jeden natürlich empfindenden Menschen. Gutmüthigkeit und Zartgefühl meiden unwillkürlich, was den Andern seiner Individualität nach, wenn auch nur mit halbem Recht, in Aerger versetzen könnte.

Erkennt man die Häßlichkrit eines Zustandes, der das Gemüth widersprechenden Empfindungen zur Beute giebt, mag man lieber mit jeder Art von Bedrängniß sich in offenem Kampfe messen als die heißen und trüben Wellen der Verstimmung über sich ergehen lassen, so wird man auch einem berechtigten Aerger nicht lange still halten, man wird nicht nur die Ursachen seines Unbehagens sichten und auf ihren Werth zurückführen, sondern auch durch reines und richtiges Handeln den Aergerer zu beschämen oder zu strafen, den erlittenen Schaden zu tilgen, das erschütterte eigene Selbstgefühl zu beruhigen suchen.

Leider gehört der Aerger zu den Affekten, welche auch Personen von strenger Sittlichkeit oft ohne Kampf hinnehmen und ohne Beschämung eingestehen: Man hält ihn für unzertrennlich von den Reibungen des Alltagslebens, man erleidet ihn als ein Uebel, für das der Aergerer verantwortlich ist, man verkennt die Unschönheit der geärgerten Stimmung, man hält dieselbe für inoffensiver als sie ist. Ist nicht der Aerger Geschwisterkind der Empfindlichkeit, nur von schärferen Zügen und heißerem Blut? Selbst die Empfindlichkeit ist nicht ohne Stachel nach außen; ungeduldiger und grämlicher noch sucht der Aerger, das wirklich oder vermeintlich erlittene Unrecht wenigstens dadurch zu vergelten, daß er den Beleidiger in möglichst grelle und entstellende Beleuchtung setzt, wäre es auch nur, um in verschlossener Kammer sich selbst an diesem Anblicke genug zu thun.

Es könnte Solchen, die den Aerger in sich zu dulden geneigt sind, die auch kleinen Widerwärtigkeiten erlauben,

sie zu ärgern, als Fingerzeig dienen, daß sie sich — bei einiger Selbstbeobachtung — der Pein des Aergers weniger zugänglich finden werden, wenn ein großes Unglück sie getroffen hatte, als in Zeiten, wo kein wesentlicher Besitz ihres Herzens bedroht oder versehrt worden war, in Zeiten, die der Dankbare Zeiten des Glückes nennt. Das Unglück ruft alle Kräfte unseres Wesens zum Widerstande oder, wenn es gilt, Unabänderliches hinzunehmen, zu der schweren Arbeit des Innewerdens der geschehenen Veränderung auf; über dieser Anstrengung merken wir die kleinen Plagen und Neckereien des Tages nicht. In guten Zeiten sollten wir selbst uns würdige Aufgaben stellen, die uns gegen die Nadelstiche und Reibungen des Verkehrs unempfindlich machen, und wir sollten so viel dankbare Heiterkeit aufbringen, um dem Aergerer mit Humor begegnen zu können. Der Humor macht den Böswilligen stutzig, die Ruhe eines starken Selbstgefühls entwaffnet ihn, während die Zuckungen des Kitzeligen ihn reizen und belohnen.

Es scheint mit dem eben Gesagten in Widerspruch zu stehen, daß zuweilen bei Personen, welche durch eine großartige, complicirte, mit schwerer Verantwortlichkeit verbundene Lebensaufgabe über ihre Kräfte in Anspruch genommen und in vielfache persönliche Berührungen gebracht werden, eine ärgerliche Reizbarkeit gegen die unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Verkehrs sich einfindet. Diese Erscheinung ist ein Tribut, den der Starke der menschlichen Schwäche zahlt. Größe ist immer Martyrium und zwar Leiden für und durch Andere. Wir Andern aber, wir Kleinen, sollten den Großen unsern Dank dadurch abzutragen suchen, daß wir ihre Reizbarkeit schonten und nicht allzu unwillig ertrügen. Ueberarbeitung und Mußelosigkeit sind vielleicht die einzige wirkliche Entschuldigung für das Nichtfertigwerden mit Stimmungsunarten.

Entrüstung über das Böse, welches außerhalb des Bereichs ihrer eigenen Macht und Verantwortlichkeit und weitab vom Bereich ihres persönlichen Interesses geschieht, kann große Seelen in einer dem Aerger verwandten Weise bewegen; sie können ergrimmen über Aeußerungen niedrigen, frivolen Sinnes, welche der Sittlichkeit ihres Volkes Gefahr drohen, über Feigheit und Engherzigkeit, welche das Vaterland schädigen: Solchen ist eben ihr Volk, ihr Land, ihre Zeit zur eigensten Herzenssache geworden. Nicht immer sind so groß Gesinnte auch berufen, in großem Maßstabe zu wirken, das ihnen Aergerliche siegreich zu bekriegen; immer aber genießen sie des nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzugs, bezüglich ihrer persönlichen Interessen von kleinlicher und bitterer Empfindlichkeit verschont zu sein.

Alter.

Das Wort „alt“ enthält in seiner ursprünglichen Bedeutung (der deutschen sowohl wie der lateinischen) die kräftigste Mahnung an die Alten und an die Jungen, dem Wesen des Alters gerecht zu werden; es bedeutet nicht gebückt sondern hoch, nicht verfallen sondern zu voller Reife gekommen.

Die Erscheinung des Alters, wie das Leben sie uns zeigt, entspricht diesem frühesten Wortsinn so viel und so wenig wie überhaupt die Wirklichkeit in ihrer ganzen Breite dem Ideale entspricht, nach dessen Darstellung sie trachtet; gewiß aber gehört das Alter zu den Erscheinungen, welche eher verhüllen als blenden, welche bei tieferem Eingehen an Interesse und Bedeutung gewinnen; und wenn mit Recht gesagt

werden kann, der Alte dürfe nur von seines Gleichen gerichtet werden, so ist es nicht minder gewiß, daß das Alter selbst die Vollstreckung eines Richterspruchs ist, gegen dessen Gerechtigkeit weder von den milden noch von den strengen Zuschauern ein Einwand erhoben werden würde, wenn sie mit den Akten vertraut wären.

Die Loose der Alten sind allerdings nicht minder verschieden als die jeder anderen Lebensstufe, und das Maaß, nach welchem Glück und Unglück vertheilt werden, entzieht sich ein= für allemal unserer Untersuchung; aber das Loos des Altseins als solches, die Art ins Auge zu fassen, in welcher das Alter den innern Menschen ausgestaltet oder doch ausgestalten sollte, mag zur Klärung unseres sittlichen Gefühls und Urtheils dienen können.

Für die Weisen und für die Einfältigen, für die Reichen und für die Armen, für den Mann wie für das Weib ist das Alter das Versiegen der irdischen Genußfähigkeit, das Welken der leiblichen Blüte und Kraft; Allen giebt es den Rückblick auf das Grab schöner Hoffnungen und geliebter Menschen und den Hinblick auf das nahe eigene Grab. Das Lied der Alten würde, ungeachtet der Milderungen, welche den Beschwerden jeder Lebensstufe beigegeben sind, ein Klagelied sein, wenn nicht edles Schamgefühl, Stolz, Resignation den Einen, Furcht vor dem Verständnißmangel und dem Mißfallen der Zuhörer den Anderen Schweigen auferlegte, und wenn nicht das Wimmern indiskreter Schwächlinge durch den klangvollen Brustton verdeckt würde, in welchem die Helden des Entsagens und Hoffens von der trotz alledem bewahrten Freudigkeit und Siegesgewißheit Zeugniß ablegen.

Um zu diesen Starken zu gehören bedarf es nicht nur momentaner Fassung und Haltung sondern eines vorausgegangenen Tagewerks voll treuer und reiner Arbeit. Weder

der Muth, der eigenen Lage klar und fest ins Auge zu blicken, noch der heitere Verzicht auf die unvergessenen und doch unwiederbringlichen Freuden jüngerer Tage, noch die liebevolle Theilnahme für die Thaten und Genüsse der Jüngeren, die kaum noch glauben können, daß der Alte es ehemals ihnen gleich gethan — keine dieser Bedingungen eines kräftigen und reichen Alters kann als Frucht verspäteter Einsicht und nachträglichen Entschlusses gewonnen werden. Auch die Geduld, welche das Alter verlangt, die Geduld mit eigenen Entbehrungen und Schwächen, die Geduld mit den mehr oder weniger willfährigen Hülfsleistungen Anderer will in den Zeiten gelernt sein, wo ihr noch leichtere und weniger andauernde Aufgaben gestellt werden. Und wenn das Alter mehr auf Erinnern und Zusammenfassen früherer Erlebnisse als auf Erfahren neuer Eindrücke, wenn es in seinem geistigen Verhalten mehr auf Empfangen als auf eigenes Hervorbringen und Bilden angewiesen ist, so bedarf es auch einer geistigen Bescheidung, welche nur Dem in späteren Jahren geläufig sein kann, der schon früh neben dem kräftigen Aussichherausleben das sinnige Insichhineinleben geübt hat.

Alle die moralischen und leiblichen Tüchtigkeiten, welche vor frühem Altern bewahren, bereiten auch ein gutes und schönes Alter vor. Wie Nachgiebigkeit gegen leibliche und sittliche Schwäche, wie Verzärtelung, Trägheit, Schlaffheit, Genußliebe die Entwickelung des Willens und der Widerstandskraft hintanhalten und ein frühes Hereinbrechen des natürlichen Vergehens begünstigen, so leisten ein gestählter Leib und ein straffer und fleißiger Geist lange, ja oft bis zum Ende, den Wirkungen der Jahre Widerstand. Wo wir die gute Haltung und Erhaltung des Greises in der äußeren Erscheinung, die unverminderte Klarheit und Frische seines Geistes und Herzens bewundern, haben wir auf früh geübte

und consequent festgehaltene Strenge gegen sich selbst zu schließen, welche Manchem aus angeborenem Sinn für das sittlich und leiblich Schöne entspringt, während Andere sie, sich selbst zum Trotz, erringen müssen.

Die Frau altert naturgemäß früher als der Mann, und ihr äußerer Verfall ist dem Schönheitssinn empfindlicher als die eintretenden Herbstfarben und die härteren Formen der alternden männlichen Erscheinung. Wenn die Vorzüge der weiblichen Begabung, wenn die Feinheit der Beobachtung, die Beweglichkeit der Reflexion, die Leichtigkeit im Combiniren und die Thätigkeit der Phantasie oft in jugendlicher Unversehrtheit bestehen, während der Körper dahin welkt, so ziemt es doch der Würde der Matrone, solche innerliche Jugendlichkeit nicht schleierlos zu entfalten; allzu lebhaftes und glänzendes geistiges Bezeigen einer bejahrten Frau macht keineswegs den Eindruck erhaltener innerer Jugendschönheit; es schließt vielmehr die Schönheit aus, welche die Frau im Alter schmücken sollte.

Ist das Leben gut gelebt worden, auch dann wird das Gewissen zurückschauend uns ein weniger tadelfreies Zeugniß ausstellen, als es uns in jenen Augenblicken gab, wo unter dem Einfluß leidenschaftlichen Begehrens, selbstgewissen Eifers und leichtlebiger Zuversicht die Handlungen entstanden, deren Gesammtbild am Abend des Lebens überblickt wird; aber dem Schmerz um Versäumtes und Verfehltes stellt sich die dankbare Freude über errungene Erfolge und segengekrönte Arbeit zur Seite, und selbst für erlittene und vielleicht sogar verschuldete Verluste an angeborener Tüchtigkeit mögen ausgleichende Erwerbungen eingetreten sein. — Das Gedächtniß für neue Eindrücke schwindet; das Erinnern an frühere belebt sich nicht nur, es vertieft sich, weil das Tagesleben stiller wird und weil die Seele der Ereignisse, die Motive, sowohl die eigenen wie die der Andern, besser verstanden werden, nachdem die

Erfahrung die Einsicht geschärft hat. Erst wenn das Alter bereits ein Absterben des Organismus geworden ist, leiden auch die fundamentalen Geisteskräfte; bis dahin ersetzen Uebung und Ruhe der Combination und des Urtheils dem tüchtigen Alten, was sein Geistesleben durch Abstumpfung der oberflächlicheren Aneigungsorgane verloren hat. Selten vielleicht wird bis ins hohe Alter die heitere Beweglichkeit, die gemüthliche Elasticität, die zuversichtliche Entschlossenheit der rüstigeren Jahre bewahrt; andere sittliche Kräfte dagegen nehmen im Alter zu, wenn sie nur von früh an gepflegt wurden: wer hätte die Treue, wer hätte die Besonnenheit, wer hätte das Gottvertrauen mit den Jahren abnehmen sehen? wer hätte gefunden, daß die Milde einer auf tiefere Menschenkenntniß gegründeten Auffassung, die Harmonie der ganzen Lebensanschauung durch den Fortschritt der Jahre getrübt werde? Dieser Erhaltung uud Zunahme des inneren Seins gesellen sich Schätze der Herzenserfahrung, welche sich zum Besitz der früheren Jahre verhalten wie Erfüllung zu Verheißung. Ist der jugendliche Glaube an uns selbst und an die Freunde auch noch so feurig, — das Bewährtfinden und das Bewährtgefundenwerden schließt doch höhere Lebensfülle in sich und trägt festere Züge. Es ist ein Anderes, den Gegenstand der Liebe in seinem ganzen Werden gesehen haben, die edeln Antriebe des jungen Herzens wiedererkennen in den Charakterzügen des Mannes, den Wagemuth der Mittagshöhe wiederfinden im Tragemuth der Dunkelstunde, als nur aus dem Gewordenen zurückschließen oder aus den Anfängen Hoffnung schöpfen. Darum liebt das Alter die Genossen und wird von ihnen geliebt mit stolzerem und vollerem Gefühl, als die brennende Liebe der Jugend es sich vorstellen kann; und die Liebe der Alten zur Jugend ist von gediegenerem Werth als die Neigungen der Lehrjahre; nicht nur, weil das

erfahrene Auge mit Sicherheit in der Verpuppnng den Schmetterling, oft selbst schon in den jungen Fehlern die späteren Tugenden erkennt, sondern weil der einsichtige Alte seine Liebe nicht an die Bedingung der Erwiderung knüpft; er liebt die Guten, weil er das Gute lieben gelernt hat; und er liebt sie uneigennützig, weil die reife Liebe selbstlos ist. Das Edle zu pflanzen und es wachsen zu sehen in einem jungen Gemüth, ist seiner Liebe Bedürfniß und Befriedigung; zuweilen sieht man Greise mit heiterer Lernbegier der Schulweisheit der Jüngeren zuhören; die Jugend läßt sich diesen Erfolg harmlos gefallen; der tiefer blickende ergötzt sich an der Selbstvergessenheit, womit der Alte den üppigen Stand der jungen Saaten betrachtet, die er mit eigener Hand gepflegt hat.

Eine betrübende Erscheinung ist die moralische Entstellung durch Altersschwäche. Der geschwätzige Alte, der mürrische, der guthmüthig polternde, der pedantische Alte langweilen, stimmen verdrießlich, ohne zu herber Verurtheilung zu reizen; immerhin ist anzunehmen, daß in diesen Gestalten das Alter nur in übertriebener Weise Schwächen zur Erscheinung bringt, welche man schon in jüngeren Jahren sich in einem gewissen Maße gestattet hatte. Tritt die Altersschwäche als lieblose Gemüthsbeschaffenheit auf, wie z. B. als Mißtrauen, als Bitterkeit, als Geiz, so liegt das harte Urtheil nahe, daß die Schwäche nur an den Tag bringe, was bei voller Kraft des Willens in schicklicher Verborgenheit gehalten worden sei. Doch Niemand weiß genau, wie seine eigene moralische Physiognomie sich ausnehmen würde, wenn die Controle des Bewußtseins, der Zügel des Willens plötzlich erlahmten; und da unstreitig die Behauptung der Klarheit über uns selbst und die Folgerichtigkeit des Wollens, so lange wir derselben mächtig sind, zu unserem eigensten Selbst gehören, so ist es nicht gerechtigfertigt,

wenn wir die Blößen dessen, der durch Altersschwachheit unfähig geworden ist, sich zu decken, als Verräther seines wirklichen und eigentlichen Wesens betrachten. Aber als Mahnung, daß man bei Zeiten die unschönen Züge der eigenen Natur nicht blos in ihren Aeußerungen, sondern in ihren innersten Ursachen zu besiegen trachte, haben wir jene häßlichen Alterserscheinungen gewiß zu nehmen.

Erhebend und beschämend zugleich blickt uns dagegen das Alter aus dem leuchtenden Auge der Greise an, deren sittliche Energie dem Welken des Leibes Stand gehalten, deren an ihnen selbst und über sie hinaus wirkende Arbeit neben dem Schwinden des Körpers fortgedauert und ihrer geistigen Persönlichkeit eine Größe errungen hat, die in der verfallenden Hülle nur um so ergreifender sich kund giebt. Eine Reihe solcher Männer (Greisinnen von hoher Vorbildlichkeit haben, wie es den Frauen geziemt, nur in engeren Sphären Bedeutung gewonnen) sind der Stolz unserer nationalen Geschichte. Um nur der Größten zu gedenken: der alte Fritz! der alte Blücher! der alte Göthe! Ein Leben voll concentrirter Arbeit, das stetig genährte Feuer thatkräftiger Ueberzeugung, der nie ermattende Herzschlag für die Kleinen, denen ihre Größe gebot und diente, hat ihre geistige Physiognomie immer mächtiger herausgebildet, ihre Thaten sind so ganz ihrem Wesen entsprungen, daß es scheint, als seien sie in ihrer Gestalt verkörpert, um uns in Einem Blick zu zeigen, was ein einziger, was ein ganzer Mensch bedeutet, wenn es ihm vergönnt ist, die Summe des Leben zu ziehen.

Wie fern es dem Einzelnen liege, sein eigenes Vermögen an solchen Gestalten zu messen: den Werth des Alters, die Spiegelung des gesammten Lebens im Alter wird auch der Geringere mit Erfolg an den Heroen des Alters studieren; ja wir brauchen in der That nicht nach eminenten historischen

Erscheinungen auszublicken, um uns die Hoffnung auf ein schönes Alter zu begründen. Auch Persönlichkeiten von mittlerem Wuchs, wenn sie in Lauterkeit nnd Gehorsam gelebt und im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten ihr bescheiden Theil dankbar und vertrauend dahin genommen haben, geben ein ermuthigendes Altersvorbild. Dank ihnen sind heitere Stille, warmes Abendroth, hell aufgehende Sterne am Abend des Menschenlebens nicht so selten als aus den Beschwerden und Entbehrungen geschlossen werden könnte, welche selbst ein vom Schicksal verschontes Alter zu tragen hat. Woher kommt das? Wir fragen es fast mit demselben Recht, mit dem wir über die Heiterkeit des Lebensmorgens staunen. Es ist nicht nur ein sittliches Phänomen, es ist zugleich eine der köstlichen Naturerscheinungen, die wir, soweit wir sie nicht verstehen, um so dankbarer zu bewundern haben. Wie das weiße Haar nicht blos die bleiche Asche der blonden oder der dunkelen Locke ist sondern in seinem eigenen Silberglanze strahlt, so hat das Alter neben den Milderungen und Vorzügen, die ihm als Preis eines reinen und kräftigen Lebens zu Theil werden, seine natürliche stille, helle Abendstimmung, in der es uns ehrwürdig ist, wie das Kind uns rührt in seiner ahnungslosen und sorglosen Freude am Dasein.

Nicht jedes jugendliche Auge besitzt den Blick für diese würdevolle Schönheit des Alters, und doch scheint sie ganz geeignet, um früh das fröhliche Herz, dem man noch kein memento mori in seinen Blütenmorgen rufen möchte, die unverwelklichen Erwerbungen des Lebens verstehen und achten zu lehren und es zu pietätsvollem Nachstreben zu mahnen.

Andacht.

Das Wort ist einfach, anspruchslos und deutlich. Indem es das Denken an ein Etwas nicht als ein geistiges Bewegen sondern als festgehaltenen Zustand faßt, gewinnt es einen Zug von Stille und Intensität, wie er vorzugsweise der religiösen Sammlung eigen ist, welche Gedanken und Gefühl in Einen Brennpunkt vereinigt. Wer die Andacht zeichnen wollte, würde sie mit gesenktem Blicke und geschlossenen Lippen, oder mit aufgeschlagenem, stille Hingebung ausstrahlendem, nicht mit beobachtendem, nicht mit wahrnehmendem Auge zeichnen; ihr Sprechen oder Singen würde nicht als ein Vortrag sondern als ein unwillkürliches Ausklingen oder Einstimmen erscheinen.

Man sagt wohl scherzend aber dennoch mit voller Wahrheit, daß das Kind andächtig der Märchenerzählerin lausche. So ganz Ohr für das Dargebotene, so ganz kritiklos hingegeben an die Vorstellung, die dem inneren Schauen sich zeigt, muß der Fromme die Wesenheit des Göttlichen auf sich wirken lassen, wenn sie in alle Falten seiner Seele dringen, ihm in Saft und Blut eingehen soll.

Die Beziehung auf Gott durchklingt den religiösen Menschen beständig und in seinem ganzen inneren Verhalten: sein sittlicher Wille ist Gehorsam, sein Lebensmuth ist Vertrauen, seine Liebe ist Gegenliebe. Aber in einzelnen Momenten sammelt sich seine Frömmigkeit zur Andacht. Dann wird es still um ihn her, auch wenn nicht die Mauern der Kirche das Geräusch des Marktes von ihm abschließen; es wird still in ihm; die bunte Beschäftigung mit den Einzelerscheinungen des Tages, das bewegte Trachten des arbeitenden Willens ruht;

die Seele giebt sich den Gedankenreihen, den Betrachtungen hin, welche uns das Walten Gottes nach seiner ewig gleichen Weise zeigen, das eigene Geschick, die eigenen Aufgaben und Nöthe sind nur die Wolken, welche über diesen ruhigen Spiegel hinziehen. Wo die Andacht persönliche Erlebnisse zum Anlaß hat, werden diese doch eingetaucht in das Element des Unwandelbaren: der andächtige Dank bleibt nicht ein Aufjauchzen des Herzens über eine als besondere Wohlthat empfundene Fügung; er vertieft sich zur Empfindung der unergründlichen Liebe, die auch wenn sie nimmt reicher macht; die andächtige Bitte vereinfacht und beruhigt die Wünsche des Herzens, welche uns in heißer Bewegung auf die Kniee niederzogen.

Manches Gemüth kommt nicht zum vollen Genuß seiner Religiosität, weil es überhaupt nicht gelernt hat, die wechselnden Wellen der eigenen Bewegung durch Zeiten der Stille zu unterbrechen und die Wandelbilder äußerer Eindrücke dann und wann zu entbehren. Pflegt man keiner innigen Herzensempfindung, sei sie Freude oder Schmerz, keinem Kunstgenusse, keiner Belehrung gesammelt still zu halten, wird man eines dauernden Zustandes leicht müde, hat man nicht gelernt, zerstreuenden Eindrücken zu widerstehen, so wird man religiöser Andacht im eigentlichen Sinn des Wortes am wenigsten fähig sein. Erregung des Gefühls, selbst überschwängliche Stimmung, ist nicht Andacht. Andacht ist andauernde Erhebung, welche mächtig wird, indem sie den Geist in denkende Betrachtung der göttlichen Wege und Weisungen zieht, und den Strahl der ewigen Wahrheit auf den innersten Angelegenheiten des Herzens und Gewissens ruhen läßt. Bloße Gefühlserregung, auch wenn sie eine fromme ist, schwillt oft als tosende Flut empor, um matt und wirkungslos zurück zu ebben.

Menschen, welche auf tieferes Erleben angelegt sind, werden im Lärm und Scenenwechsel eines von zerstreuender Berufsthätigkeit hingenommenen Tages zuweilen von einem wahren Heimweh nach Sammlung, insbesondere nach religiöser Andacht ergriffen; wenn die Stunde kommt, Hände, Zunge und Auge ruhen zu lassen, um nur in seelischem Empfangen zu leben, finden sie sich zunächst wenig geschickt zu gesammeltem Aufnehmen. Aber sie dürfen sich nicht entmuthigen lassen; bei einiger Ausdauer werden sie lernen, ihren Durst zu stillen. Wirkliche Arbeit, ernste Pflichterfüllung hat vor unruhiger Geschäftigkeit und müßigem Erregungswechsel auch den Vorzug, daß sie die Befähigung zur Andacht nicht ausschließt; denn nicht nur bietet jede Berufserfüllung, jede Beschäftigung mit der uns gestellten Aufgabe Anlaß zu Fragen und zu Sorgen, welche dazu drängen, in andächtiger Sammlung Antwort zu suchen: jede ernste Arbeit, auf welchem Gebiet sie vollbracht werde, erzieht auch zur Geduld, während die Ungeduld, die ärgste Feindin der Andacht, groß gezogen wird im rastlosen Wechsel müßiger Genüsse und Beschäftigungen.

Anmuth.

Die Anmuth wirkt nicht, gleich dem Reiz, ein sinnliches sondern ein seelisches Gefallen. Schönheit kann ohne Anmuth sein; Anmuth bedarf der äußeren Schönheit nicht.

Es giebt eine irdische und eine himmlische, eine vornehme und eine ländliche, eine tragische und eine heitere Anmuth. Kein Alter, kein Geschlecht, keine Bildungsstufe schließt die

Anmuth aus; aber ihre Erscheinung ist immer eine individuelle, durch keine allgemeine Regel zu bezeichnende, eine im Wesen der Persönlichkeit liegende.

Den Idealdarstellungen der Kunst ist sie unentbehrlich. Zum Lobe einer Statue des Kriegsgottes oder des Zeus würde zwar Niemand sagen, sie sei anmuthig; aber man würde die Anmuth vermissen, sobald ein gewisses Etwas fehlte, das durch Harmonie der Verhältnisse, durch edles Maß des Ausdrucks, durch Adel der Formen nicht ohne Weiteres gegeben ist. Die Anmuth hält sich in Kunstwerken strengeren Charakters wohl zuweilen im Hintergrunde; aber wo sie nicht den Eindruck beherrschen darf, muß sie ihn doch durchklingen, wenn die Bewunderung nicht kalt und freudlos bleiben soll.

Wie das Werk des Künstlers den Hauch der Anmuth nicht der guten Schule sondern dem Talent verdankt, so entzieht sich auch im lebendigen Kunstwerk, in der Gestaltung der Persönlichkeit, die Anmuth den Anstrengungen des guten Willens. Eine Mutter, welche ihr Kind ermahnte, anmuthig zu sein, oder welche ihrem Kinde den Mangel an Anmuth zum Vorwurf machte, würde die vorhandene Anmuth beschädigen und die gewünschte sicher nicht hervorrufen; denn nur unbewußt und ungewollt entfalten sich ihre leisen Schwingungen. Zierlichkeit in Haltung, Bewegung und Leistung mag von Frauen erstrebt werden; eine zur andern Natur gewordene feine Schicklichkeit des Benehmens wird mit der Anmuth eine gewisse Familienähnlichkeit haben. Ebenso kommt eine gesunde Entfaltung der leiblichen und geistigen Kräfte, kommen Gewöhnung und Uebung, durch welche Geberde und Haltung von den Fesseln der Unsicherheit und Verlegenheit gelöst werden, der Anmuth auf halbem Wege entgegen. Aber ihre Quelle entspringt aus tieferem Schacht.

Sofern die Anmuth eine angeborene ist, sind die Jahre

die Probe auf ihre Echtheit. Das anmuthige Kind wird nicht immer auch eine anmuthige Jungfrau; die unversuchte Natur konnte harmlos lächeln, zutraulich bitten, unschuldig schmollen, ja sogar zürnen — mit Anmuth. Erwacht mit den Erfahrungen und mit den unausbleiblichen Enttäuschungen der Zweifel an sich selbst und an Andern, tritt Absichtlichkeit, Spannung, wohl gar Verzagen und Mismuth an die Stelle der sorglosen Hingebung, so schwindet mit dem Flügelkleide auch die Anmuth. Güte, Bescheidenheit, Milde begünstigen die Anmuth des Ausdrucks; Strenge, Stolz, Unwillen entbehren, wenn eine edle Gemüthsart ihren Hintergrund bildet, nicht nothwendig der Anmuth. Bitterkeit, Hochmuth, Härte schließen, wo sie auch nur sich verrathen, jeden Schimmer von Anmuth aus.

Das Wort „Grazie“ gebrauchen wir ausschließlich in weltlichem Sinne, während wir der Anmuth in allen Sphären das Bürgerrecht zugestehen; selbst bei der Charakterisirung künstlerischer Darstellungen reicht „Grazie“ nicht zu Anmuth hinauf: von einem Engel, von einer Madonna z. B. die wir als graziös bezeichneten, würden wir beinahe sagen, sie seien manierirt, genrehaft. Damit soll dem französischen Worte nicht das Urtheil gesprochen sein. Leitet den Franzosen in der Darstellung seiner selbst ein unwiderstehliches Bedürfniß des Gefallens, beherrscht ein mächtiger Instinkt der vortheilhaftesten Selbstbeleuchtung sein Benehmen, seine Sprache, seinen Accent, so wollen doch die Franzosen eben so wenig wie wir die Anmuth der Erscheinung eitler Absicht verdanken: grace bedeutet ja Gnade.

Ist die Anmuth eine Gottesgabe, welche zu erstreben vergeblich wäre, so wird sie doch zuweilen auch Solchen, unter deren ursprünglichen Gaben sie vermißt wurde, spät noch verliehen. Sie ist die Blüte der vollendeten sittlichen Schönheit

und es giebt edle Pflanzen, die erst nach langem Wachsen zum Blühen kommen. Manches aufgeregte und heftige Gemüth läutert sich zur Ruhe und Gelassenheit hindurch, mancher herbe Sinn wird mild und gütig, manches früh gealterte Herz wird wieder jung. Strahlt diese innere Verklärung in Mienen und Benehmen aus, so krönt die Anmuth das Werk; aber es ist kein Lorbeerkranz, den sie reicht, sondern ein Kranz von duftenden Veilchen.

Anstand.

Der Anstand ist ein Kleid, das dem am besten sitzt und steht, der nicht lassen kann, es zu tragen und der es auch dann tragen würde, wenn das gesellschaftliche Herkommen es nicht forderte: was zu sein die höhere Gesittung uns lehrt, das auch zu scheinen in Miene, Wort, Haltung und Handlung, gebietet der Anstand. Er gebietet z. B. so viel Nachgiebigkeit und Rücksicht, Theilnahme und Hülfsbereitschaft zu *zeigen*, wie ein friedfertiger Sinn, natürliche Achtung für die Rechte und die Empfindungsart Anderer, ein warmes Herz für Leid und Freude der Menschen, in deren Erlebnisse wir eingeweiht sind, zu *beweisen* uns dringen würden. Die sogenannten „Anstandsausgaben", welche allerdings auf manchem Büdget unter einem wohllautenderen Namen figuriren, sind eine thatsächliche, oft mit einigem Seufzen dargebrachte Huldigung an die sittlichen Forderungen der Freigebigkeit und der Vergeltung des Guten durch Gutes (revanche); durch andere Leistungen des Anstands, die dem „hochzeitlichen Kleide" vergleichbar und hier und da wirklich nur ein Schmuck der persönlichen Erscheinung, des Hauses, des gastlichen Tisches sind, wird das „Ehre dem Ehre gebührt" zum Ausdruck gebracht.

Strenger noch als die Gebote des Anstands sind seine Verbote. Oft verbietet er zu scheinen, was zu sein erlaubt, ja der Beschaffenheit unserer Natur nach, unvermeidlich ist. Müde zu sein von den Mühen eines anstrengenden Tages verbietet zwar der Anstand so wenig als die Sitte; aber er verbietet Müdigkeit zu zeigen, wenn man am Abend eines solchen Tages in Gesellschaft Anderer sich befindet, welche durch den stillschweigenden Vertrag gebunden sind, einander zu erheitern, anzuregen, zu erquicken, mit einem Worte, das schöne und feine Spiel zu spielen, zu dem die Gastlichkeit geladen hat. In dem oft gebrauchten Worte, sich mit Anstand langweilen, ist auf das Beste gesagt, daß sogar das Gegentheil von dem zu scheinen, was zu sein man nicht umhin kann, zuweilen ein Gebot des Anstands ist. — Das gemeinsame Mahl der Familie ist der gegebene Moment für die Ausspannung von anstrengender Beschäftigung, für den erquickenden Humor, für das Sichgehenlassen. Schon daraus erklärt es sich, daß die Tischregeln ein starkes Kapitel der Anstandslehre füllen und daß die Erziehung mit diesem Kapitel besonders harte Arbeit hat, obgleich oder weil die bezüglichen Gebote des Anstands meist nur Verbote indiskreter Darstellung natürlicher und erlaubter Empfindungen sind. Der Anstand gestattet sogar starke Ausdrücke, deren Begleitung mit entsprechenden Handlungen und Geberden er streng verbieten würde: man denke an einen „wüthenden Hunger", dessen Eingeständniß beim häuslichen Mahl gewiß nicht verpönt ist. Ein feineres Verbot des Anstandes richtet sich gegen allzu starke Betonung intimer persönlicher Beziehungen zu Einzelnen oder Gruppen eines Kreises; die Gewohnheit, in jedem Augenblick alle Vortheile der Situation zu genießen, führt aufgeregte Gemüther zuweilen so weit, in Gegenwart Anderer durch ihr Verhalten oder gar durch Anspielungen ihre besonderen Sympathieen

für einen Theil der Gesellschaft an den Tag zu legen. Dem Anstande widerspricht dies Verhalten fast eben so sehr wie der Ausdruck einer Verstimmung gegen ein oder das andere Mitglied des Kreises. Die Spielregeln der Gesellschaft verlangen für jedes ihrer Mitglieder ohne Unterschied alle Bedingungen des Wohlseins; und das Recht jedes Einzelnen zur Theilnahme am Spiel ist an die Pflicht geknüpft, auch seinerseits das Wohlsein jedes Andern ohne Unterschied der Person durch Thun und Lassen nach Kräften zu erhöhen.

Wenn es auch allgemein anerkannte Gesetze und Verbote des Anstandes giebt, so vermag doch der Anstand so wenig als die Schönheit überhaupt, seine Forderungen in Paragraphen zu fassen. Ehrbarkeit, Selbstachtung, feinerer Gemeinsinn sind seine Gesetzgeber; der gute Geschmack, der Takt, die Bescheidenheit sind seine Wächter; seine wahre Heimath hat er nur in Kreisen, wo er das Selbstverständliche und daher Unbemerkte ist; und diejenige Erziehungsweise, für welche er keine gesonderte Materie ausmacht, sondern aus der gesammten sittlichen und gemüthlichen Beeinflussung sich ergiebt, wird zugleich den sichersten, den einfachsten und den feinsten Anstand hervorbilden. Darum ist gewiß das Haus seine eigentlichste Pflanzstätte. Dennoch setzen grade die zartesten und am tiefsten begründeten Forderungen des Anstands der Offenheit des Austausches, welche zuweilen als das vornehmste Criterium wahrer Herzlichkeit, häuslichen Zusammengehörens gepriesen wird, gewisse Schranken.

Wir Alle geben uns, sobald wir nicht aller Haltung entbehren, und sofern wir nicht ausdrücklich darauf ausgehen, eine Beichte abzulegen, in hergebrachten und unvermeidlich gewordenen Redewendungen und Geberden etwas besser als wir sind; wir drücken reineres Mitgefühl, muthigere und widerstandskräftigere Stimmung, lebhaftere Dankbarkeit, größeren

Sinn aus, als es zuweilen im gegebenen Augenblick unserem Empfinden entspricht. Wenn wir uns allein gegenüber sind, sollen und müssen wir uns wohl auch über Mängel unserer Empfindung, über Gedanken und Regungen klar werden, die uns gegen unsere bessere Erkenntniß mitspielen; daß sie in Gegenwart Anderer unwillkürlich sich zurückziehen oder verschleiern, ist nicht Mangel an Aufrichtkeit, sondern es ist die dem Häßlichen und Niederen geziemende Verschämtheit. Schwächliches Mittheilungsbedürfniß oder die Meinung verzogener Kinder, auch in ihren Unarten berechtigt und liebenswürdig zu sein, verführt zu jenem, dem tieferen Anstandsgefühl widerstrebenden Herauskehren, zu jener Schmucklosigkeit und Indiskretion des Benehmens, die, wenn sie nicht cynische Offenheit wird, doch den sittlichen Schönheitssinn beleidigt und dem inneren und äußeren Wohlsein unserer Umgebung Abbruch thut.

Mehr noch als durch eine übertriebene Familiarität wird oft im engeren Zusammenleben die edle Zurückhaltung gefährdet durch den Mangel an Herrschaft über momentane Erregungen. Daß der Anstand, indem er gebietet, auch bei überraschenden Störungen unseres Behagens die äußere Ruhe zu bewahren, der Wahrhaftigkeit Abbruch thue, deren der intime Verkehr nicht entbehren darf, wäre eine grundlose Behauptung. Eine Aufregung des Gefühls, welche die Schranken des Anstandes durchbricht, zeigt gewiß nicht unsere wahre Gestalt, sondern sie täuscht uns über uns selbst. An der Gewohnheit des Anstandes brechen sich die ersten Wellen jeder Verstimmung; das Gemüth gewinnt Zeit, sich zu sammeln und Jeder erspart dem Andern den schmerzlichen und leider oft ansteckenden Eindruck einer augenblicklichen Entstellung.

Antipathie.

Dies Fremdwort griechischen Ursprunges ist einer der Eindringlinge, welchen die deutsche Muttersprache neben ihren echten Kindern eine besondere Stelle eingeräumt hat. Wirklich drückt auch die Verdeutschung in „Widerwille“ nicht ganz dasselbe aus; das fremde Wort bezeichnet die Abneigung als ein Gefühl und zwar als ein schmerzliches; es geht schonender mit dem Gegenstande der Abneigung, besonders aber auch schonender mit dem von Antipathie Ergriffenen um als der deutsche Ausdruck, welcher den Willen als den Träger dieser Gefühlsrichtung bezeichnet und verantwortlich macht. Es ist deshalb sehr zu widerrathen, das Fremdwort in Fällen zu gebrauchen, wo das deutsche Wort der zu bezeichnenden Sache entspricht; denn das Gewissen versteht immer am besten, wenn man es in der Muttersprache anredet: durch schonende und vage Bezeichnungen läßt es sich nur zu gern einschläfern, besonders, wenn sie einen medizinischen Beigeschmack haben und die Nerven für das verantwortlich machen, was im Herzen vor sich geht. Am wenigsten ist man geneigt, sich einen Widerwillen einzugestehen, wo es sich um Antipathie gegen Personen handelt; sagte man ehrlich „Widerwillen“, so würde man Gründe vorbringen müssen; der Antipathie erläßt man die Gründe; sie ist ja nur ein unwillkürliches Gefühl, mehr ein Vermuthen als ein Behaupten, mehr ein Meiden als ein Abstoßen. Zuweilen rechtfertigt sich ihr feiner Spürsinn nachträglich durch Thatsachen; dann allerdings legt sie wohl ihr griechisches Costüm ab und entschleiert sich als unverhohlener Widerwille. Aber oft ist es auch anders. Von Leuten, die vor unfreundlichen individuellen Empfindungen

keine Ehrfurcht haben, um ihre Gründe befragt, antwortet die Antipathie mit Vermuthungen; die Vermuthungen werden widerlegt; im Licht einer unbefangenen Prüfung erscheint der Gegenstand der Antipathie als werth der Achtung und Theilnahme; die kühle Atmosphäre des Andern hatte ihn eingeschüchtert, zurückgescheucht; er war verlegen und dadurch unkenntlich geworden. Für das vornehme Vergnügen einer irrigen Unterschätzung tauscht der Antipathische die Beschämung ein, verkannt und verletzt zu haben. Diese Beschämung ist freilich noch immer dem Beharren in lieblosem Verkennen vorzuziehen. „Irgend einen Grund hat aber die Antipathie immer, und überhaupt behält der erste Eindruck fast immer Recht". Diese scharfsinnige Beobachtung pflegt der Forderung entgegengestellt zu werden, daß man in der Auffassung von Menschen mit Besonnenheit zu Werke gehen müsse. Gewiß hat es einen Grund, wenn eine Persönlichkeit der andern schon beim ersten Begegnen eine Mißempfindung erregt; dieser Grund kann aber ebensowohl in dem, der unangenehm berührt wird, als in dem Andern liegen. Daß Antipathie meist gegenseitig sei, ist auch ein Irrthum; grade wenn der Gegenstand der Abneigung unschuldig und arglos, wenn die Antipathie also im größten Unrecht ist, wird sie oft weder erwidert noch auch nur bemerkt.

Die Ursache der Antipathie ist nicht selten eine allzuscharfe Zuspitzung des individuellen Empfindens, oft auch beruht sie auf Unreife des Geschmacks oder doch auf einem Uebergreifen desselben in das Gebiet der Herzens- und Gewissensentscheidungen. Der Geschmack ist das Urtheil des Gefühls in ästhetischen Dingen; der Schönheitssinn kann allerdings nicht zum Schweigen, noch weniger zur Blindheit verurtheilt werden, wenn wir den Eindruck einer Person auf uns wirken lassen; aber er wird über unsere Neigung nicht den Ausschlag geben,

wenn wir gewöhnt sind, mehr mit dem geistigen und gemüthlichen als mit dem sinnlichen Auge zu sehen. „Dieser Mensch hat eine unsympathische Gesichtsbildung"; „es ist etwas in dem Organe dieser Person, das mich zurückstößt". Solche Eindrücke können völlig begründet sein, ohne daß sie das Vermeiden des Versuchs rechtfertigen, Eigenschaften zu entdecken, über welche Ohr und Auge vielleicht jene Unannehmlichkeiten vergessen würden.

Es ist nicht leicht, Geschmackseindrücke niederzukämpfen, und der Augenblick, in welchem man ein Menschenbild in die Seele aufnehmen soll, ist nicht geeignet für solche Arbeit; aber je mehr die Bildung in die Tiefe geht, je mehr Kopf und Herz dessen inne werden, was einer Persönlichkeit Gehalt, was dem Verkehr mit Andern Interesse und Bedeutung giebt, um so mehr lernt das Geschmacksurtheil sich bescheiden, um so unwillkürlicher üben wir, auch beim ersten Begegnen mit Menschen, den Scharfsinn der Liebe und des Glaubens und lassen den kränklichen und kurzsichtigen Scharfsinn der Antipathie dahinten.

Arbeit.

Die Sprachforscher sind nicht einig darüber, ob „Arbeit" herkommt von dem Worte, das im deutschen Alterthum Erbe und zugleich Knecht bedeutete, oder ob sich ihr Name von einer noch älteren, mehreren Sprachen gemeinsamen Bezeichnung für den Acker herleitet, dessen Bebauung mithin als die Urarbeit anzusehen wäre. Aber wir wissen, daß Jeder von uns als Pflichttheil von Adam her die Arbeit geerbt hat, daß

Keinem irgend ein Ackerfeld fehlt, auf dem er Furchen zu ziehen, Saamen zu streuen, das Gedeihen von Gott zu hoffen hat. Die älteste Ueberlieferung knüpft die Bestimmung des Menschen zur Arbeit an seinen Ungehorsam gegen Gottes Gebot und spricht als Straffentenz aus, daß er sein Brot im Schweiße seines Angesichts essen solle. Nach Jahrtausenden fruchtbarer Kulturarbeit können wir heute uns ein Leben ohne Arbeit kaum vorstellen, und Wenige mögen in dem Wahne leben, daß ein solcher Zustand wünschenswerth sei. Dennoch behält das göttliche Dekret seinen tiefen Sinn; der Mensch bedarf der Arbeit nicht nur, um sein leibliches Leben zu erhalten, sie ist seiner unfertigen moralischen Natur eine ebenso unentbehrliche Hülfe.

Das Wesen der Arbeit ist Anstrengung und zwar productive Anstrengung. Ein Thun, welches keine Anstrengung erfordert, oder eine Anstrengung, die nicht irgend welche Frucht wenigstens erstrebt, wird man nicht Arbeit nennen dürfen. „Die Arbeit ist ihm Spiel" wird man bei wirklicher Arbeit nur übertreibend und auch dann nur von Jemand sagen können, der durch Uebung ein Virtuos der Arbeit geworden ist. Dagegen ist es nicht zuzulassen, daß Beschäftigungen und Leistungen, die nur Spiel, nur eine leichte Unterhaltung für müssige Finger sind und nur den Zweck haben, müssigen, vielleicht nicht einmal schönen Zierrath zu schaffen, den edeln Namen der Arbeit usurpiren. Tand zn arbeiten ist freilich das Loos mancher fleißigen Finger, mancher müde gewachten Augen! Hartes Müssen und das mit diesem in der Regel verbundene sauere und beharrliche Mühen erhebt dann die Leistung zum Range der Arbeit. Ist aber solche Beschäftigung eine frei gewählte, werden Kopf, Augen, Nerven angestrengt zum Zeitvertreib, zur Befriedigung üppiger Besitzgewohnheit, zum Schaffen schaaler Verzierungen des äußeren Lebens, so

ist dies selbstgewählte Mühen nur aus einem Brachliegen besserer Kräfte zu erklären.

Im Leben unserer wohlhabenden gebildeten und halbgebildeten Frauen wuchert dergleichen Scheinarbeit. Als es noch keine Spinnmaschinen gab, als der bürgerliche Haushalt so patriarchalisch geführt wurde, daß die Hausfrau mit Kindern und Mägden in die Wette das Fädlein drehend ihre Regierungs- und Erziehungsgeschäfte übte, da war das Spinnen der Hausfrau, selbst im Edelhofe und im reichen bürgerlichen Hause eine ehrwürdige, angemessene Arbeit. Vor etwa zwanzig Jahren wurde das Spinnen der Damen eine Modebeschäftigung; man spann, während man Besuche empfing, man ließ sich am Spinnrocken photographiren, man spann an elegantem Rade in seidenem Kleide, wie man bis dahin gestickt hatte; und man hätte das Gespinnst billiger und besser im bereits fertigen Gewebe kaufen können. Die, welche einst unter dem Vortritt der Hausfrauen gesponnen hatten, sahen in der Rückkehr der Damen zu dieser demüthigen Beschäftigung nur eine vornehme Laune — sie hatten darin wohl nicht Unrecht. Eine Beschäftigung, welche den Bildungsgrad der Ausübenden nicht verwerthete und welche zugleich wirthschaftlich eine mindestens vergebliche war, konnte die Würde der Arbeit nicht ansprechen. Auch Männer, welche ohne Beruf leben, halten zuweilen darauf, gewissen Beschäftigungen in ihrem Tageslauf das Recht einer Pflichterfüllung einzuräumen; in England nehmen praktische und unpraktische, mit staunenswerther Consequenz verfolgte Liebhabereien diese Stelle ein; bei uns pflegt der unthätige Mann der geistigen Scheinarbeit. Das Lesen der Zeitungen und sämmtlicher Beilagen behauptet in so manchem männlichen Tagewerk einen ansehnlichen Platz; auch stellen wohl häusliche Mitregierungspflichten sich ein, von deren Vorhandensein man nur erfährt, wo ein unbeschäftigter Hausherr sich für dieselben meldet.

Die wirkliche Arbeit ist nicht nur kenntlich an ihren Resultaten für den äußeren und inneren Wohlstand der Gesellschaft; sie trägt auch im Leben des Ausübenden selbst geistige und sittliche Früchte. Sie ist Gymnastik, sie treibt das Blut um, sie stärkt die Kräfte, die in ihrem Dienst sich mühen, sie macht den Willen zäh (nicht spröde), sie wirkt Geduld.

Alle diese köstlichen Erfolge hat die harte und saure, selbst die unfreudig vollbrachte Arbeit mit der geistigen, aus innerem Beruf vollbrachten gemein; ja, die frei gewählte Arbeit muß auch etwas von dem sauern Mühen und dem strengen Zwang der nothgedrungenen Arbeit an sich haben, wenn sie nach außen reife Früchte bringen und dem Arbeitenden selbst innere Gesundheit wirken soll. Es ist eben ein anderer geistiger und moralischer Prozeß, ob wir nach Neigung und zufälliger Anregung mit lebhaftem Antheil bald den einen bald den andern Eindruck auf uns wirken lassen, bald in der einen, bald in der andern Richtung unsere Kenntnisse erweitern, sogar der Hervorbringung nützlicher Resultate uns befleißigen, oder ob ein Beruf, eine unsere ganze Kraft fordernde Aufgabe über unsern Tag gebietet und das freie Spiel der Neigungen und Einfälle — seien diese noch so unschuldiger oder selbst geistiger Natur — auf den Feierabend und den Feiertag verweist. Durch die Nothwendigkeit, die jedes wirkliche Arbeitspensum beherrscht, durch das aus der Sache sich ergebende Maß, das nach Ermüdung, nach Laune, nach dem Anreiz anderer Interessen nichts fragt, wird die moralische Schmeidigkeit und Haltbarkeit erzogen, und das beharrliche Ueberwinden der inneren und äußeren Hemmungen, zu welchem die Arbeit zwingt, giebt ein freudiges Selbstgefühl.

Die mythischen Helden der Arbeit sind zwar nicht alle wie Herakles zum Loose der Götter erhoben worden, aber der Heroismus gewaltigen, ausdauernden Wollens und Mühens

hat in ihren Gestalten doch seine Verherrlichung gefunden, und eine schöne Erfahrungswahrheit ist darin ausgesprochen, daß nicht List und Gewandtheit, sondern ein Zug von argloser Redlichkeit und Zuverlässigkeit ihnen eignet. Auch das bescheidene Arbeitsmaß wackerer Durchschnittsmenschen bewahrt vor Nebenwegen, Hintergedanken, vergeblichen und gefährlichen Träumereien; eifrige Arbeit bricht sogar die Sorge; und wenn nach einem in Arbeit vollbrachten Tage die einfachsten Freuden genügen, um den Müden zu ergötzen, so ist das nicht blos das Verdienst des Gegensatzes von Arbeit und Ausspannung, sondern auch die Wirkung des moralischen Gesundheitsgefühls.

Oft hört man die Behauptung, daß nur geistige Arbeit edle Arbeit sei, daß materielle, insbesondere mechanische oder Lastarbeit entwürdige. Menschenfreunde ziehen aus dieser Auffassung die Folgerung, daß geistige und körperliche Arbeit gerechter vertheilt, daß nicht der eine Theil der Menschheit, von materieller Arbeit entbunden, den Vorzug eines geistigen Tagewerks genießen sollte, während der andere zu leiblicher Anstrengung verurtheilt sei. Die Hand- und Armarbeiter selbst sehen das Thun der Kopfarbeiter als halben Müssiggang und insofern allerdings als beneidenswerth an.

Es hieße den Werth der Bildung, den Werth aller idealen Lebensgüter verkennen, wollte man leugnen, daß die geistige Arbeit, sofern sie wirklich Arbeit ist, in sich selbst eine höhere Befriedigung gewährt als jedes Schaffen mit nur leiblichen Kräften oder äußeren Fertigkeiten. Daß die geistige Arbeit zugleich die schwerere ist, kann der am wenigsten ermessen, welcher am meisten der Vorbildung und Befähigung für dieselbe entbehrt; doch ist die Mißgunst gegen die Kopfarbeiter, der wir heute so oft begegnen, nicht auf dem eigenen Boden derer erwachsen, welche nur leibliches Mühen erlernt haben;

und sobald damit Ernst gemacht würde, sie aus Handwerkern zu Künstlern, aus Bauern zu Regierungsräthen oder Gelehrten zu erziehen, würden sie bald nach ihrem alten Tagewerk zurückverlangen. Bürgerrecht haben jene Klagen und jene Reformgedanken nur in den Kreisen halbgebildeter Idealisten erhalten, welche eine vage Vorstellung vom Genuß geistigen Arbeitens haben, aber nicht ernst genug den Thatsachen ins Auge sehen, um zu erkennen, wie die geschichtlich gewordene Theilung und stufenweise Gliederung der Arbeit vom Lastträger hinauf zum Staatslenker und zum Philosophen aus den gegebenen irdischen Lebensbedingungen mit Nothwendigkeit hervorgegangen ist. Um der Erde die für die Erhaltung und das Gedeihen der Menschen nöthigen Mittel abzuringen, um diese Producte nutzbar zu machen und zu gestalten, ist eben der weitaus größte Theil der vorhandenen menschlichen Arbeitskräfte erforderlich. Und wäre nicht eine Minderheit von dieser unentbehrlichen irdischen Haushaltungsarbeit befreit, so gäbe es keine Civilisation, keine Bildung, keine Kunst. Daß die Früchte der höheren nationalen Kultur nicht blos denen zu gute kommen, welche sie, Dank der ihnen gegönnten Befreiung von materieller Kulturarbeit, hervorzubringen im Stande sind, das erfährt unmittelbar auch der einfachste Arbeiter, wenn die Schönheit eines öffentlichen Gebäudes, eines Denkmals ihn ergötzt, wenn er durch Musik oder Schauspiel in eine festliche Stimmung versetzt wird, wenn die Erscheinung einer würdigen Persönlichkeit höheren Bildungsgrades ihm das Hochgefühl der Ehrfurcht erregt. Es kann und soll ihm aber auch durch Lehre und Beispiel klar werden, daß die materielle Arbeit selbst veredelt und vergeistigt zu werden vermag. Ist nicht das Vollbringen einer einfachen mechanischen Arbeit ein geistigeres, wenn der Arbeitende strebt, sie ihrem Zweck entsprechend, tüchtig, in geschickter Anwendung der Werkzeuge, in richtiger

Folge zu vollbringen, als wenn er, gleichgültig gegen seine Aufgabe, nur die Finger ein mehr oder minder gelingendes Spiel abspielen läßt? Auch durch die Erkenntniß der Bedeutung, welche jede Arbeit, selbst die unscheinbarste, als Glied in der Kette der Gesammtarbeit hat, ist ein Moment der Vergeistigung gegeben, welches dem einfachsten Verstande zugänglich gemacht werden könnte.

Den höchsten Adel erhält die untergeordnetste wie die vornehmste Arbeit durch ihre Auffassung als Pflichterfüllung, als Gottesdienst. Wenn dem Christenthum die Art der Arbeitstheilung widerstrebt, welche in den classischen Staaten des Alterthums bestand; wenn kein Theil der christlichen Gesellschaft sich von der Arbeit eximirt, sich ausschließlich zur Darstellung schöner Persönlichkeit berechtigt glauben und einen andern Theil zum Träger der Arbeit bestimmt halten kann, so bleibt dennoch der Unterschied niederer und höherer Berufsarten bestehen: aber auch dieser ist noch wesentlich gemildert dadurch, daß die Bedeutung der gemüthlichen und sittlichen Schönheit, welche auch im schlichtesten Arbeitsleben zu gedeihen vermag und oft bei niederen geistigen Bildungsgraden zum reinsten und kräftigsten Ausdruck kommt, in Kreisen von höherer Gesittung auf das Lebhafteste gewürdigt wird. Anspruchslose Geduld, heitere Ergebung in gewohntes Müssen, demüthige Treue im Kleinen — wer wäre nicht solchen Zügen schon im einfachsten Arbeiterleben begegnet?

Während diese Edelsteine im dunkeln Schacht der wirklichen, der nothwendigen, der auferlegten Arbeit gebrochen werden, entbehrt die Arbeit, welche luxuriöses Genußbedürfniß, Pedanterie und Eitelkeit sich selbst zur Pflicht machen, des Segens solcher Erfolge. In voller Schwere liegt der Verdruß der vergeblichen Arbeit, dessen sich das Gemüth schon bei Vereitelung des Erfolges vernünftig motivirter An-

strengung kaum erwehrt, auf jenen selbstgeschaffenen Mühen; er wird wohl von Aerzten und Freunden als Spleen, als Hypochondrie bezeichnet, und guten Glaubens halten ihn manche Patienten selbst dafür.

Die entgegengesetzte Krankhaftigkeit bringt zuweilen Arbeiter der edelsten Art um einen Theil der Schönheit und des Erfolges ihrer Anstrengungen. Daß dem wirklich Berufenen die geistige Arbeit, theoretische wie praktische, zur Lebensluft wird, ist eine der stolzesten Erscheinungen der menschlichen Freiheit; wird aber die Leistung zur Leidenschaft, wird dem Vollbringen in maßlosem Eifer ein immer weiteres Ziel gesteckt, so verlernt der Geist die Fähigkeit der Muße, aus welcher die reichste Befruchtung der Arbeit hervorgeht; und wie der Mensch dann im Arbeiter erlischt, so schwellen die Werke an Umfang und Zahl auf Kosten ihres edelsten und dauerndsten Feingehalts.

Aufregung.

Eine aus ihrer wohligen Ruhe aufgescheuchte Vögelschaar, die irre durcheinander flattert, eine vom Winde getroffene Wasserfläche, deren stiller Spiegel in schäumende Wellen zerbricht, deren Fluthen durch den aufgewühlten Schlamm sich trüben, deren Ufer-Schilf mit den umgebogenen Halmen hin- und wiederschwankt — das sind Bilder, wie das Wort Aufregung sie hervorruft.

Leben ist Wechsel; die Natur würde uns kalt lassen, wenn nicht die behaglichsten und friedlichsten Zustände dann und wann von entgegengesetzten unterbrochen würden; doppelt erquickend wirkt die Stille nach dem Kampf.

Im Menschenleben, dessen Zeit nach den Schlägen des klopfenden Herzens zählt, kann es überhaupt nur relative Ruhe geben; auch diese ist hier seltener als in der unbeseelten Natur, und ein Hauch, wenn er die empfindliche Stelle trifft, kann den Zustand der Seele so verändern, daß sie selbst sich kaum wiedererkennt.

Niemand wird dem lebenden Herzen den Frieden des Grabes, dem lebenden Antlitz die Ruhe des Marmors wünschen. Da es für die Pulse der Empfindung keinen untrüglichen Chronometer giebt, da die Elemente unseres seelischen Wesens nicht, wie die Stoffe der äußeren Natur, nach ihrem specifischen Gewicht ein für allemal sich zu Boden senken oder emporstreben, ist eine absolute Norm für unsere Bewegbarkeit nicht aufzustellen. Aber die Bewahrung des Friedens, den das Leben trotz der Kämpfe, in denen es seiner Bestimmung nach verläuft, zu behaupten vermag, ist wünschenswerther und erreichbarer als wirr umhergreifende Begehrlichkeit es sich träumen läßt.

Freilich, wenn die einzelnen Artikel dieses Friedens verlesen werden, wird Niemand sich weigern, sie zu halten; sie heißen: Wahrheit und Klarheit des Bewußtseins, Besonnenheit und Gerechtigkeit im Urtheil, Folgerichtigkeit und Gleichmäßigkeit im Fühlen und Handeln. Die Aufregung ist zwar nicht dauernder aber doch vorübergehender Bruch bald der einen, bald der andern dieser Friedensbestimmungen.

Sie ist nicht Unwahrheit, sie ist nicht Ungerechtigkeit, sie ist nicht Täuschung über Menschen und Dinge; ihre Aeußerungen haben eine wirkliche Ursache, ihre Auffassungen haben einen gewissen Wahrheitsgehalt. Aber der Aufgeregte läßt den auf sein Gemüth wirkenden Eindruck auf Kosten der andern Dinge, welche an ihn ein Recht haben, so in den Vordergrund des Gefühls und Bewußtseins treten, daß er das Gleichgewicht

und damit die Besonnenheit verliert. Seine Empfindungen besitzen ihn; jetzt ist er ganz Verlangen, jetzt ist er ganz Verdruß; ist er vergnügt, so meint er, die ganze Welt jauchze; ist er herabgestimmt, so sieht er Alles in Nacht getaucht; der Unwille, welchen er mit Recht über einen Zug, über eine Handlung eines Andern empfindet, verleidet ihm mit Unrecht, so lange der Verdruß dauert, die ganze Persönlichkeit; ebenso überschätzt er den, der ihn durch einen schönen Zug überrascht, um ihn enttäuscht fallen zu lassen, sobald er in einem andern Moment ihm Anstoß giebt.

Weil die Aufgeregten selbst von den Eindrücken überwältigt, von ihren Gefühlen hingerissen sind, wissen sie unwillkürlich ihre Stimmung mitzutheilen; ihr Zorn, ihre Begeisterung sind beredt; ihrem Flehen, ihren Thränen, ihrem Lachen ist nicht zu widerstehen. Wenn man aber wiederholt die raschen und totalen Veränderungen ihrer Stimmung und Auffassung erlebt hat, verlieren sie den Credit insoweit, daß man nicht mehr zu heftig mit ihnen leidet, nicht zu tief sich mit ihnen in Freude, in Enthusiasmus berauscht. Bemerkten sie das Erkalten ihrer Wirkung, es würde sie stutzig machen und vielleicht gegen die eigene Reizbarkeit stärken. Aber der Aufgeregte pflegt kein guter Beobachter zu sein; hat die Welle, die ihn zu verschlingen schien, sich beruhigt, so kommt eine andere, die ihn hebt und im Sonnenschein schaukelt; und tritt in diesem Spiel eine Pause ein, so gefällt ihm die ungewohnte Nüchternheit so wenig, daß er nach neuer Erregung greift. — Weniger heftig, aber um so anhaltender werden manche Aufgeregte von einem Zustande zielloser Unruhe beherrscht, die nicht sowohl einzelne Anlässe sucht und erfaßt, als das Gemüth überhaupt zur Stätte erregter Empfindungen und Zustände macht, während wir doch nur durch stetiges und sicheres Wollen die Spur unseres Seins den Dingen aufzuprägen vermögen.

Wo die Aufregung Temperamentseigenschaft ist, pflegt sie mit so vielen Seiten unseres Naturells verwachsen zu sein, daß nur das allmählige Reifen des Charakters und die Erfahrung von dem, was dem Leben Werth giebt, mildernd auf sie zu wirken vermag. Aber auch Menschen von gemäßigtem Sinn und ernüchterter Lebensansicht werden zuweilen bei einem oder dem andern Anlaß durch das heftige Vibriren einer besonders zarten Saite ihrer Seele „außer sich“ gebracht. Den Einen setzt es in Aufregung, wenn er einen Entschluß — gleichviel von welcher Tragweite — fassen soll; der Andere wird unruhig, wenn irgend eine sein Glück oder auch nur sein Behagen berührende Entscheidung auf sich warten läßt; Menschen von reizbarem Gewissen gerathen in Aufregung, sobald irgend ein Ereigniß unerfreulicher Art die Frage anregt, ob ihr persönliches Thun und Lassen auch nur als entfernte Veranlassung dabei mitgewirkt habe; Menschen von reizbarem Selbstgefühl werden aufgeregt, sobald es scheinen kann, als sei ihnen ein Unrecht geschehen, eine Ehre vorenthalten worden. So verschieden die Anlässe sein mögen, immer charakterisirt sich die Aufregung dadurch, daß sie den Schwerpunkt des Lebensgefühls verrückt oder aufhebt, und daß sie, ohne gerade das Verstandesurtheil zu trüben, doch die Auffassung höher oder tiefer färbt, daß sie uns mehr, als das gesunde Gleichgewicht der Kräfte es verträgt, mit unserer gemüthlichen Zuständlichkeit beschäftigt. Wer das Wohlsein und die Kraft eines gesunden Gleichgewichts der Stimmung kennen und schätzen gelernt hat, wird bei der Erinnerung an Momente, in denen die Aufregung seiner Herr gewesen ist, Unbehagen empfinden, weil die Aufregung, wie jeder Rausch, ihn, so lange sie ihn beherrschte, um die Wahrheit gebracht, ihm Zeit und Kraft gekostet, ihn innerlich und, wenn er sich seinen Zustand merken ließ, auch äußerlich entstellt hat.

Soll nicht der häufige Wechsel des Zumutheseins den Gleichmuth dauernd gefährden, soll nicht die zu schönem und charaktervollem Verhalten nothwendige Sicherheit verloren gehen, so muß es zum Ehrenpunkt werden, die Anlässe zu starker Erregung bei ihrem ersten Angriff zu unterscheiden und dem, was morgen schon keine Macht mehr über unsere Stimmung haben wird, auch heute die Störung unserer Ruhe zu wehren.

Gegen die Versuchung, von einzelnen an sich berechtigten Gefühlen über das Maß bewegt zu werden, seien dieselben schmerzlich oder freudig, würden nur Phlegma oder Egoismus schützen; und bei bedeutenderen Wendungen des Schicksals, bei tief eingreifenden inneren Erfahrungen vermag auch der Ruhige und Besonnene, zumal wenn der Eindruck noch durch Ueberraschung verstärkt wird, nicht sogleich der Erregung zu gebieten. Wer wäre so völlig Herr seiner Empfindungen, daß er nicht Tage und Zeiten kennen gelernt hätte, an welchen ein hohes Glücksgefühl seinen Herzschlag beschleunigt, alle Schatten aus dem gewohnten Lebensbilde gelöscht, ihm das Vertrauen in den Bestand irdischer Freude, den Glauben an sich selbst und die Menschen erhöht hätte? Und wer hätte nicht die Aufregung kennen gelernt, in welche das ganze Wesen versetzt wird, wenn ein großer Schmerz, eine herbe Enttäuschung sich plötzlich in das Bewußtsein drängt, wenn sorgloses Zutrauen bitterer Mißachtung, beglückendes Besitzgefühl hartem Entbehren weichen müssen! Stehen da nicht Verstand und Herz oft rathlos vor der unerwarteten Aufgabe, sträubt sich nicht das Gemüth, der neuen Einsicht Einlaß zu geben, zerreißt nicht im Sturm der Vorstellungen bald hier bald dort der rosige Nebel des gewohnten Bewußtseins, um eine um die andere der scharfen Zacken und Klippen der neuen Situation dem erschreckten Blick zu enthüllen?

Aber weder die Freude noch der Schmerz kommen zu

ihrem vollen Recht, so lange die Aufregung dauert. Erst dem beruhigten Herzen vertieft sich dte Freude zum Dank, zur beseligenden Erfahrung der Güte Gottes und der eigenen Flugkraft. Und der Schmerz hört auf, nur Qual zu sein, wenn das Sträuben der Seele gegen seinen Eintritt sich beschwichtigt hat; erst dann sieht er am verdunkelten Horizont die tröstenden Sterne; gesammelter Wille, besonnener Muth, gefaßte Trauer treten an die Stelle des Schreckens und der Betäubung.

Kann und soll die Aufregung nicht ganz aus dem Leben verbannt werden, so ist es doch eine der ernstesten Fragen für unsere Tüchtigkeit, für die Wahrheit und Schönheit unseres inneren und äußeren Lebens, wie wir der häufigen Wiederkehr und der Dauer übermäßiger Erregungen Grenzen zu setzen vermögen.

Es ist sehr leicht zu erkennen, daß Alles, was das Herz fest, den Willen stark macht, auch die Reizbarkeit gegen Eindrücke mindert. Aber wie festigt sich das Herz, wie stählt sich der Wille? Wo die radikalen Mittel schwerer noch anzuwenden als zu finden sind, dürfen Palliative nicht verschmäht werden. Zu den Eindrücken, welche das Gemüth beruhigen, die Aufregung beschämen, gehört der Einblick in das Leben einfacher, in die naturgegebenen Daseinsbedingungen eingeschlossener und ergebener Menschen; eingehende, selbstvergessene Beschäftigung mit dem Kinderleben ist beruhigende Seelenkost; der Einblick in den Gemüthszustand reifer Menschen, welche sich zum Gleichgewicht der Seele hindurchgekämpft haben, übt noch mächtigere Wirkung. Ein trefflicher Bändiger der Aufregung ist ein durch Pflichten geregelter Tageslauf, ein gewissermaßen rythmisch geordnetes äußeres Leben, besonders wenn es den Einzelnen als Glied einer Gemeinschaft, einer Familie oder eines zu bestimmten Zwecken verbundenen Kreises umfängt.

Im häuslichen und gesellschaftlichen Leben durchgebildeter Menschen fordert die Sitte eine gelassene äußere Haltung. Schon das Bemühen, die Wellen der Aufregung so weit niederzuhalten, daß sie sich nicht verrathen, ist ein Mittel, dem innern Sturm zu gebieten.

Leider richtet die Mehrzahl der Menschen ihr Leben so ein, daß aufregenden Eindrücken und aufgeregten Zuständen Thür und Thor geöffnet sind.

Ohnehin mehren sich die Anlässe zur Erregung durch die Complicirtheit der Verhältnisse, welche die höhere Civilisation mit sich bringt. Die Berührung mit Anderen wird häufiger und mannigfacher, für die Gestaltung des eigenen Lebens bieten sich zahlreichere Möglichkeiten, immer neue Aussichten öffnen sich dem Ehrgeiz, dem Sinn für Lebensgenuß, der Wißbegier; immer neue Anforderungen ergehen an den guten Willen, an Sinn und Gefühl für das Schöne; immer schwieriger wird der Kampf um persönliche Geltung.

Diesen unvermeidlichen Anlässen zu Ueberanstrengung, Zersplitterung, Ueberreizung und damit zur Aufregung werden nur zu oft Reizmittel hinzugefügt, welche vermieden werden könnten. Geräuschvolle, mit allem Raffinement auf Steigerung der Stimmung hinwirkende Geselligkeit, Sensationslektüre, Nerven erregende Musik werden als Erholung von einem Tagewerk gewählt, welches bereits durch Mannigfaltigkeit der Interessen und Bestrebungen geeignet ist, Gemüth und Nerven in einen Zustand zu versetzen, der zwischen Abspannung und Ueberreizung wechselt. Sogar zartbesaitete Frauen scheuen die Gefahr nicht, durch jene Zerstreuungsmittel sich zur Aufregung zu verurtheilen, während doch von der Frau noch strenger als vom Manne ein schönes Gleichmaß der inneren und äußeren Haltung verlangt wird.

Je schwieriger es für ein reizbares Gemüth ist, umgeben

von der Bewegung und dem Farbenglanz unserer heutigen Zustände, gesteigert in den Forderungen an sich selbst und an Andere durch Ausbildung eines hochgespannten sittlichen und ästhetischen Ideals, das Maß des Strebens und der Empfänglichkeit inne zu halten, bei welchem Gleichmuth der Stimmung den Alltag zu beherrschen und nach stürmischen Schicksalstagen sich bald wieder herzustellen vermag, um so weniger sollte vergessen werden, daß bei Behauptung eines fieberfreien Zustandes das Leben nicht nur schöner, sondern auch reicher, interessanter und in seinen Wirkungen auf Andere bedeutender wird, als es bei erregten und wechselvollen Stimmungen zu sein vermag.

Aufrichtigkeit.

In keinem Worte wird auf die Vorbildlichkeit, auf die Symbolik des Natürlichen bestimmter hingewiesen als in dem Worte Aufrichtigkeit; es drückt die Gesinnung, die Weise des Verhaltens aus, welche dem Wesen zukommt, das der Herr aufrecht geschaffen hat (Pred. Salom. 30). Die aufrechte Haltung ist die Haltung des Muths, des edlen Selbstgefühls, der Unverhohlenheit. Die kriechende und gewundene Schlange ist der heiligen Schrift und dem ältesten Volksgefühl das Böse, das dem Menschen Verderbliche, schon in Gestalt und Bewegung Niedrigkeit und Heimtücke Verrathende.

Die Aufrichtigkeit ist eine Aeußerung der Wahrhaftigkeit. Sie bezeichnet die Wahrhaftigkeit nicht sowohl im Gegensatz zu Selbsttäuschung und Lüge als im Gegensatz zu Verstecktheit und Ungradheit; sie ist praktische Wahrhaftigkeit, Wahrhaftigkeit der Gesinnung und der That.

Die Offenheit fällt nicht schlechthin mit der Aufrichtigkeit zusammen; Offenheit kann, ohne vom Charakter auszugehen, bloße Temperamentseigenschaft sein; sie entsteht bei Vielen aus dem Mangel an guten wie an schlimmen Ursachen der Zurückhaltung. So schön die Offenheit eines liebenswürdigen Herzens sein kann, an das Lob der Aufrichtigkeit reicht sie nicht heran.

Der Gradheit und Lauterkeit des Sinnes, der Verachtung des Scheins, der Liebe zum Echten entspringt die Aufrichtigkeit. Diese Ursachen sichern ihr auch das edle Maß der Bethätigung; keine derselben kann mit der Liebe, mit der Demuth, mit dem Zartgefühl in Conflikt gerathen. Es kann von einer über das Maß hinausgehenden Offenheit die Rede sein, — eine übermäßige Aufrichtigkeit giebt es nicht. Der Offenheit liegen nicht selten Motive zu Grunde, durch die sie verführt wird, zu weit zu gehen: man wird sagen können, die Indiscretion sei Offenheit auf Kosten Anderer, — man wird kaum sagen können, es sei Jemand aufrichtig bis zur Indiscretion. Das Bedürfniß der Anerkennung, des Gefallens kann zu übergroßer Offenheit verleiten; ebenso die Anmaßung, der Uebermuth, der Zorn; aber weder das naive Selbstlob, noch den unberufenen Tadel, noch das zornige Heraussprudeln des letzten Gefühls wird man als Aufrichtigkeit bezeichnen.

Harmlosigkeit, gutes Zutrauen zu den Menschen drücken sich in natürlicher Offenheit aus; Aufrichtigkeit kann man die Unverhohlenheit erst nennen, wenn sie, auch wo es mit der Selbstliebe streitet, aus Wahrhaftigkeit, aus treuer Meinung ihre Lippen aufthut.

Ein aufrichtiger Freund ist nicht ein unbedingt vertrauender, ein sorglos offener, aber er ist ein unbedingt das Wohl des Freundes suchender, ein streng wahrhaftiger, auch

wo er zu verschweigen hat. Ein aufrichtiger Tadel ist nicht nothwendig ein unverhohlener, die ganze Meinung heraussagender, sondern ein aus der ehrlichen Absicht hervorgegangener, den Getadelten aufzuklären; grade diese ehrliche Absicht kann eine milde Form auferlegen, und Milde der Form ist meist nichts anderes als eine theilweise Zurückhaltung. Ebenso braucht ein aufrichtiges Lob nicht erschöpfend zu sein, es darf die Bescheidenheit des Andern mit zarter Schonung behandeln; daß es von Herzen kommt, wird es dem Gelobten werth machen, auch wenn es nicht überschwänglich ist; wie den aufrichtigen Tadel das Gefühl versüßt, daß redliche Absicht den Pfeil versendet hat.

Aufrichtigkeit sollen wir von uns fordern, auch wenn nicht natürliche Gradheit und angeborener edler Stolz uns gewundene Wege, Hintergedanken und stille Nebenabsichten unmöglich machen; aufrichtig sein in Wort und Thun ist dem von Natur Zurückhaltenden eben so wohl möglich als dem Offenen und Zutraulichen. Und: „Gott läßt es dem Aufrichtigen gelingen.“

Barmherzigkeit.

Wir sind als Christen gewohnt, die Barmherzigkeit nicht nur im Licht der Tugend, der natürlichen und der gebotenen Humanität, sondern im Glorienschein der Beseligung zu erblicken. In der That hat das Christenthum ihr eine Entfaltung, eine Geschichte gegeben, aus der uns eine solche Fülle von Zügen lieblichster und ergreifendster Art ansieht, ein so warmer, lösender, belebender Hauch anweht, daß jedes Erörtern der Natur dieses „herzigen“ Wesens nur unwill-

kommene Abkühlung bringen zu können scheint. Aber es scheint nur so. Das Erbarmen gefällt jedem Herzen, doch es wohnt und wirkt nicht in jedem Herzen mit der Innigkeit, Stetigkeit und Kraft, welche das Gefühl unserer eigenen Bedürftigkeit ihm geben sollte, an die das selig preisende Wort (Matth. 5, 7) uns erinnert und mahnt. Je näher die Betrachtung in das Wesen der Barmherzigkeit eindringt, um so mehr wird man gewahr, unter wie mannigfachen Gestalten die Unbarmherzigkeit, selbst in weichen Seelen sich behauptet.

Es giebt eine Worterklärung für das Erbarmen, welche von der neuesten Sprachforschung nicht gutgeheißen wird, einer bildreichen Phantasie aber wohl zusagen mag; diese Erklärung legt die Vorstellung des Umarmens, des In-den-Arm-nehmens, dem Begriff des Erbarmens zu Grunde; der Künstler, der die Barmherzigkeit darstellte, würde gewiß nicht darauf verzichten mögen, auch in den hülfreich ausgestreckten, in den mild umschließenden Arm einen Theil des Ausdrucks zu legen. Wer könnte sich die Barmherzigkeit denken mit verschränkten Armen dem Leid zusehend, das ihrer Hülfe bedarf?

Daß das Leid es ist, welches ihr Herz rührt, daß sie ein Herz hat für das Leid, das ist, ohne jede künstliche Deutung, der Sinn, welchen die Sprache dem Wort gegeben hat. Und der Sprachgebrauch hat so vollen Ernst gemacht mit dieser Bezeichnung, daß ihm jene Beschaffenheit des Herzens ohne Weiteres als mit hülfreichem Handeln vereinigt gilt; beschaulich und fast müßig steht das zarte Mitleiden neben der tröstenden, Wunden verbindenden, ihr letztes Scherflein gebenden Schwester. Auch die Großmuth ist eine Schwester der Barmherzigkeit, vielleicht die älteste von den Dreien; sie giebt dem Entbehrenden lieber über als unter

seinem Begehren, sie handelt der Hoheit ihres Standpunktes entsprechend; aber daß das Loos des Unglücklichen ihr Schmerz mache, daß ein mitfühlendes Herz sie dringe, liegt nicht in ihrem Wesen. Es giebt ein mitleidiges Achselzucken; es kann der Großmuth begegnen, dem Stolz des Unglücklichen wehe zu thun. Eine achselzuckende Barmherzigkeit giebt es nicht, und die Barmherzigkeit thut Niemandem weh, selbst dem Stolzen nicht.

Die Wohlthätigkeit ist eine barmherzige nur dann, wenn das Unglück ihr Schmerz macht; handelt sie nur aus christlichem Anstande, aus Werkheiligkeit, so kann sie sogar unbarmherzig verfahren. Die Barmherzigkeit nimmt der Gabe das Drückende, weil sie dem Empfänger das Gefühl giebt, daß der Geber sich selbst eine Wohlthat erzeige, indem er seinem Herzen, seinem Mitgefühl folgt. Solche Wohlthat empfängt nicht nur der Arme vom Reichen, auch der sittlich Schwache vom sittlich Starken. Wie anders wirkt ein Vorwurf, dem der Getadelte mehr den Schmerz um sein Fehlen als den Unwillen oder gar die Geringschätzung des Tadlers anfühlt. Es ist als nähme das Erbarmen dem Eingeständniß den Stachel; im Widerschein des selbstgerechten Zorns erscheint dem Fehlenden seine Schuld gering, im Lichte des treuen Schmerzes erkennt er ihre Schwere. Ihre ganze Heilkraft bewährt die Barmherzigkeit an den Leidenden die am wenigsten auf Selbsthülfe angewiesen sind: an den Kranken und Schwachen. Wen Schmerz und Schwäche nicht erbarmen, der würde vergebens versuchen, mit aller Kunst und aller Uebung ein wohlthuender Pfleger zu sein; die Barmherzigkeit versteht sich aus Instinkt auf das Leid, sie ist erfinderisch in Linderungsmitteln, sie erspart dem Kranken das Gefühl, ein Opfer anzunehmen, weil ihr der Liebesdienst, den sie erzeigt, kein Opfer ist.

In Kreisen, in denen Glück und Wohlbefinden herrschen, hat anscheinend die Barmherzigkeit keine Wirkungsstätte. Dieser Schein trügt. Auch in den sonnigsten Verhältnissen haben nicht Alle gleichen Theil an dem Glanz, der für uneingeweihte Augen solche bevorzugte Gruppen in ein blendendes Licht stellt; geheimer Schmerz wird nur vom Auge des Barmherzigen entdeckt; er flieht jede Linderung, die nicht mit dem Zartgefühl eines innigen Schmerzverständnisses geboten wird. Und wo in der That eine Familie oder ein Einzelner so glücklich wäre, des Mitgefühls für Schmerz nicht zu bedürfen, würde doch Mitgefühl für Freude begehrt, und wo es fehlt, schwer vermißt werden. Der Neid ist eine Unbarmherzigkeit.

Aber es giebt Häuser, in welchen der Barmherzigkeit kein Bürgerrecht zugestanden wird; man hat das Unglück noch nicht erfahren, man will des Lebens froh sein, man will einander in festlichem Kleide sehen; die Barmherzigkeit gilt als „graue Schwester", deren Erscheinen die Vorstellung all des Erdenleids heraufbeschwören würde, das man gern seinen Gedanken fern hält, — man findet sich mit ihr ab, am liebsten ohne sie persönlich vorzulassen, indem man ihren Orden beschenkt. Dies Verhalten beruht auf dem Verkennen dessen, was der Schmerz im Leben bedeutet und welches Recht er an uns hat, wir mögen wollen oder nicht. Wir brauchen ihn, um unser eigenes Herz zu finden; selbst das Glück empfinden wir nur ganz, wenn wir den Schmerz kennen. Die Barmherzigkeit sucht ihn, ohne daß er zu ihr kommt, aus innerstem Antriebe, und sie findet ihn. Aber nicht um in Traurigkeit zu versinken, sondern um ihn zu besiegen. Daß die Barmherzigkeit ein trübseliges Gesicht habe, ist eine irrige Vorstellung, die man sich nur unbekannter Weise von ihr macht; sie ist ja eine Trösterin, und der Trost

lächelt; wenn Paulus (2. Cor. 9, v. 7) agt: „Gott hat einen fröhlichen Geber lieb“, dann wird auch wohl die Barmherzigkeit fröhlich sein können, — freilich immer nur, sofern sie die Genugthuung hat, Freude zu bringen.

Elterliche Zärtlichkeit ist zuweilen so unbarmherzig, ihrem Kinde das Erbarmen sparen zu wollen. Fast alle verzogenen Kinder — es giebt auch Kinder, die sich nicht verziehen lassen — sind unbarmherzig; sie sind gewohnt, daß sie nicht leiden dürfen; gewohnt daß Andere sich mühen müssen, um ihnen Mühe zu sparen, entbehren müssen, während sie genießen. Auch wenn sie gutartig sind, gefallen sie sich mitunter in kleinen Grausamkeiten; sie geben mit Uebermuth, sie empfangen mit Gleichgültigkeit, oft mit unverhohlener Kritik; sie machen von ihrer geistigen Ueberlegenheit einen ungroßmüthigen Gebrauch; sie lernen nicht, mit Andern leiden, weil das Leiden vor ihnen verborgen wird und weil ihr Benehmen dem Schmerz den Muth nimmt, sich kund zu geben. Hat die Elternliebe die Kraft, ihr Kind für den Kampf des Lebens zu gürten, so entzieht sie es auch nicht dem Schmerz, weder eigenem noch dem Mitfühlen des fremden; und je früher die Seele Leid sieht, um so sicherer lernt sie, es verstehen und lindern; denn erst der heranwachsende Egoismus, gleichviel ob im Treibhaus oder im Freien entstanden, unterscheidet den eigenen Schmerz vom fremden. Wird aber das thatkräftige Mitgefühl von früh an in das junge Leben aufgenommen, wird das Gemüth heimisch in den dunkeln und lichten Werkstätten der Barmherzigkeit, dann wird zwar vielleicht nie ein voller Jugendrausch, eine phantastische Lebenslust sich seiner bemächtigen, aber gewiß auch nie ein Gefühl der Leere, des Ueberdrusses und der Vergeblichkeit.

Nicht Jedem kann die Barmherzigkeit Beruf werden, aber Jedem, der mit ihr vertraut geworden ist, wird es

wohl bei ihr. Sie führt ihn an Stätten, wo er sich immer willkommen, nie überflüssig fühlt; sie lehrt ihn eine Arbeit kennen, welche Ruhe, einen Kampf, der Frieden giebt. Sie erwirbt die Hoffnung, Erbarmen zu finden, weil sie selbst nicht nach dem Maaß des Rechtes, sondern nach dem Maaß der Liebe mißt.

Bedeutend.

Kein Geringerer als Meister Göthe hat dazu mitgewirkt, das Wort „bedeutend", dem wir ehedem nur als Träger des Verhältnisses einer Erscheinung zu einer andern begegneten, selbstständig zu machen, es losgelöst von aller erläuternden, verheißenden, zeichendeuterischen Beziehung dem Sprachgebrauch einzuverleiben, es vom Merk- und Kündezeichen zum Gewichtszeichen umzustempeln. Es scheint ihm ein Lieblingswort gewesen zu sein, und gar wohl stimmt es zu seiner aufhorchenden, das Aus- und Nachklingen der Eindrücke vernehmenden Weise, wenn ihm ein Blick, eine Geberde, ein Schmuck „bedeutend" ist, wenn er einem jugendlich aufgeschlossenen, ahnungsvollen Sinn unter den Eindrücken einer neuen Umgebung die Worte in den Mund legt: „so neu, so bedeutend war mir Alles." Aber nur selten wendet Göthe das Wort an, um damit die Summe einer Persönlichkeit zu ziehen; dies summarische Verfahren ist erst nach ihm zur Mode geworden und hat vielleicht nie in höherer Blüte gestanden als heute, wo es auch im negativen Sinne mit Vorliebe angewendet wird: „ein bedeutender Mann" „ein unbedeutender Mensch"; „ist sie eine bedeutende Per-

sönlichkeit?" „sie kommt mir sehr unbedeutend vor" — das sind Aeußerungen, die im Gespräch nicht gar selten unser Ohr treffen. Sie sagen so viel, daß sie auch unser Herz treffen sollten.

In mäßiger und diskreter Anwendung war das — man könnte sagen — emancipirte Auftreten der so schwer wiegenden Bezeichnung „bedeutend" eine Bereicherung der Sprache; in allzu häufiger Anwendung wirkt es als Verkümmerung ihres Ausdrucksvermögens, setzt es einen vielversprechenden und doch vagen Klang an die Stelle einer bestimmten Bezeichnung; als Signatur ganzer Persönlichkeiten betrügt der anspruchsvoll hohle Schall dieser Censur Gemüth und Urtheil der Sprecher wie der Hörer.

Ein Mensch, von dem man mit Recht sagen kann, er sei bedeutend, von dem ist sicher noch viel mehr zu sagen; und wer nur das allgemeine Gefühl des Gewichts hat, welches Jemand in die Wagschale der Geschicke Anderer wirft, der würde gewiß besser thun, sich seiner Charakteristik ganz zu enthalten. Von wem aber nichts weiter zu sagen ist als, er sei unbedeutend — dürfte von dem nicht mit vollem Recht geschwiegen werden? Und wäre es nicht liebevoller, von ihm zu schweigen als eben nur diesen Versuch zu machen, ihn mit einem Hauch als luftige Spreu hinweg zu blasen?

Diejenigen, die mit Vorliebe die Censur des Bedeutend und Unbedeutend vertheilen, sollten bedenken, wie relativ diese Begriffe sind, wie schwer es ist, mit Einsicht und also mit Wahrheit von Jemand auszusagen, wie hoch das totale Gewicht seines Charakters, seines Wirkens in der Welt sich beläuft, — die indirekten wie die direkten, die nahen wie die zukünftigen Wirkungen würden doch auch mit zu veranschlagen sein. In Ermangelung anderer Aufgaben könnte

es sich empfehlen, als aufmerksamer Beobachter in einem größeren oder kleineren Kreise ernstlich die Frage zu verfolgen, welche Rolle im Leben des Einen der Andere spielt, was der Schwache dem Starken, was der Einfältige dem Klugen, was der Blöde dem Kühnen, was der Schlichtverständige dem Genialen bedeutet und bedeuten sollte. Je complicirter die Gegenüberstellung, um so interessanter die Untersuchung! Was könnte und sollte nicht z. B. ein Mensch von scharfem Verstand aber flachem Gemüth von dem lernen, der bei unausgebildeter Denkkraft die Wegweisung für sein Thun und Lassen von einem lauteren, durch Gehorsam vertieften Herzen empfängt? Was könnte ein fromm und bescheiden in der einfachsten Pflichterfüllung fröhliches Menschenkind einem hochbegabten und hochgebildeten Beobachter bedeuten, der von Erfolg zu Erfolg strebend, weder Frieden zu finden noch Andern Ruhe zu geben oder auch nur zu lassen versteht! Ob wohl jene Wittwe, deren Scherflein seit achtzehn Jahrhunderten den Almosengebern voranleuchtet, eine bedeutende Frau war?

Neben der Anmaßung, welche in der Ertheilung des Prädikats Bedeutend oder Unbedeutend als Gesammturtheil liegt, läuft häufig noch ein besonderer Irrthum her: es wird dabei in erster Linie nach den Verstandesgaben gefragt, während der Einzelne Bedeutung, das heißt doch Wirkung auf Verhalten und Urtheil Anderer, vielmehr vermöge des Charakters als vermöge des Verstandes gewinnt. Die glücklichsten Verstandesanlagen bedürfen zu ihrer gesunden Entwickelung eines kräftigen und steten Willens; ihre fruchtbare und dauernde Wirkung auf Andere hängt auch, nachdem sie geschult und mit Wissen bereichert sind, von der sittlichen Richtung, vom Gemüthsgehalt dessen ab, der sie zu verwerthen hat. Wo die Anlagen des Kopfes nicht ursprüng-

lich hervorragende sind, kann ein tüchtiger Wille sie großen Zwecken dienstbar machen, während angeborene Helligkeit und Raschheit des Verstandes oft keineswegs die Bildung des Charakters und das Erstarken der sittlichen Kraft begünstigen.

Beharrlichkeit.

Obgleich „Beharrlichkeit" eine Bezeichnung für Ausdauer und Stetigkeit ist, welche zunächst Energie in bestimmt erfaßter Richtung ausdrückt, so deutet doch das Wort durch seine Hauptsilbe unverkennbar auf den Antheil hin, welchen an diesen Leistungen des Charakters die Geduld zu übernehmen hat. „Harren" ist ein fast sinnlich bezeichnender Ausdruck für sehnliches Warten; die Beharrlichkeit versteht nicht nur, ausdauernd zu wollen und zu handeln, sie versteht auch zu warten; aber nicht ein passives Zuwarten sondern eine bei verziehendem Erfolg fest das Ziel im Auge behaltende Energie ist die Geduld der Beharrlichkeit.

Nicht Jeder weiß, was Warten heißt, warten zu müssen, wo nach dem normalen Gang der Dinge der Erfolg sofort eintreten müßte! Eine gereifte Ueberzeugung beseelt den Willen, alle Hindernisse, die im Innern des Handelnden selbst der Ausführung entgegenstanden, sind überwunden; doch vor der Trägheit oder der Kleingläubigkeit Derer, auf welche und mit welchen gewirkt werden sollte, muß plötzlich das Fahrzeug anhalten, die geschwellten Segel streichen, soll es nicht gar auf den Sand laufen. Da gilt es ein Warten, dessen Quaal nur der feurig Strebende versteht und das nur

der Beharrliche zu ertragen vermag: das Warten auf den zögernden Willen der kühlen Bedenklichkeit, das Warten auf einen in unbestimmter Ferne liegenden Augenblick, dessen Herbeiführung auch der eifrigsten Anstrengung versagt ist. Der Wankelmüthige, der Flüchtige steht von seinen Zwecken ab, wenn der Erfolg seinen Eifer nicht warm hält; der Beharrliche schickt sich in die Zeit und erlaubt sich nicht, in Verdrossenheit oder Muthlosigkeit zu verfallen. Leichter als das Warten wird dem Beharrlichen die thätige Geduld, die unermüdliche Arbeit; er verlangt nicht, ohne Kampf zum Ziel zu kommen, ohne Schweiß zu ernten; die Mühe ist sein Element. So wenig Beschwerden ihn schrecken, so wenig würde die Aussicht auf kampflose Erfolge ihn verlocken, andere als die einmal erwählten Zwecke zu verfolgen; er übt von vornherein Selbstbeschränkung; denn um mit gesammelter Kraft bei den erfaßten Aufgaben bleiben zu können, muß ihre Zahl eine gemessene und begrenzte sein. Auch die Beharrlichkeit in Umgang und Freundschaft, ja selbst das Beharren in Besitz und Gewohnheit setzt Resignation in ein Gegebenes voraus; auch hier folgt der Beharrliche dem Satze, daß das Bessere der Feind des Guten ist, während der Unstete von dem Ausreichenden nach dem Vollkommneren, von dem Schönen nach dem Schöneren späht und greift.

Es giebt eine naturwüchsige Beharrlichkeit. Nicht immer beruht dieselbe auf den Elementen, welche der aus sittlicher Ueberzeugung erwachsenen Beharrlichkeit zu Grunde liegen; jene erscheint als Temperaments-, diese als Charaktereigenschaft. Während die charaktervolle Beharrlichkeit sich selbst Beschränkung auferlegt, pflegt angeborene Beschränktheit, und zwar nicht sowohl intellektuelle als moralische Beschränktheit, der Temperaments-Beharrlichkeit zur Seite zu stehen; während man, um Beharrlichkeit zu erringen, die angebornen Neigungen

niederkämpfen muß, ist die natürliche Beharrlichkeit oft ein Trotzkopf: sie beharrt in Vorurtheilen, in unmotivirten Neigungen und Abneigungen, in unberechtigten Wünschen. Die vernünftige Beharrlichkeit hat als Aeußerung sittlicher Kraft auch dann einen Sieg errungen, wenn sie von ihrem Ziel abstehen muß; die Beharrlichkeit des Eigensinns wird oft grade durch ihre Triumphe bestraft, und „Schaden" ist der einzige Lehrer, dem es gelingt, sie „klug" zu machen, während die eifrigste Bemühung anderer Erzieher vergebens strebt, sie über sich selbst aufzuklären. Nur wenn jene spröden und schweren Elemente der sittlichen Anlage mit Wärme und Tiefe des Gefühls verbunden sind, bietet die naturalistische Beharrlichkeit dem Einfluß der Erziehung fruchtbare Anknüpfungspunkte; sie ist eine Kraft, und es kommt darauf an, ihre Wurzeln in den rechten Boden zu senken, — dieser Boden muß aber vorhanden sein.

Treue des Herzens, inniges Festhalten an dem, was wir als ein Gutes erkannt haben, ist erste Bedingung edler Beharrlichkeit. Je tiefer der Verstand, je fähiger derselbe ist, die Gebote des Gefühls und Willens klar zu begründen, um so haltbarer wird der Glaube an die gute Sache, an die Personen, denen es gilt, allen Hindernissen, allen Enttäuschungen zum Trotz mit Ausdauer zu dienen. Ist der nach Beharrlichkeit strebende noch nicht zu gleichmäßiger Willensstimmung hindurchgedrungen, so können Prinzipien, an welche er sich ein für allemal bindet, ihm zu Hülfe kommen. Mögen Grundsätze als armseliger Nothbehelf gescholten, möge die Kraft stetig wirkender Impulse als das Höhere gepriesen werden, — dem Beharrlichen, welcher es nicht verschmäht, eine Zwischenstufe zu betreten, steht der Augenblick bevor, da er die Krücken wegwerfen wird, während der ungeduldige Idealist, der nur in unmittelbarer Erregung zu handeln der

Mühe werth findet, in Gefahr ist, durch wechselnde Antriebe aus der Bahn gebracht zu werden und den Glauben an sein Gefühl zu verlieren.

Daß wir im Glauben an uns selbst erstarken ist eine der werthvollsten Früchte der Beharrlichkeit; und gerade dieser für persönliche Tüchtigkeit unentbehrliche Glaube ist, wenn er Anfechtung erduldet hat, wenn er in thatkräftiger Bewährung von hochfliegendem Aufwallen wie von mattem Verzagen zurückgekommen ist, eine ganz andere Kraft als angeborenes Selbstvertrauen. Auch das Vertrauen und die Zuneigung zu Anderen kann nur die Beharrlichkeit als unverlierbaren Besitz ansprechen. Schon das äußere Beharren in persönlichen Verbindungen hat seinen Segen. Ist um der „Herzenshärtigkeit“ der Menschen willen die Scheidung der Ehe von Moses erlaubt worden, — die Vertragsformen, welche dieser und andern Verbindungen Dauer aufnöthigen, sind durch der Herzen Wandelbarkeit nicht minder gerechtfertigt. Welchen Antheil an der Dauer der Intensität der Freundschaftsbeziehungen, an der Solidität geschäftlicher oder anderer sachlich begründeter Verhältnisse hat die freiwillige Vertragstreue des Beharrlichen! „Wer ausharrt, der gewinnt“, — auch das Herz des mit ausdauerndem Zutrauen, mit ausdauernder Strenge und Nachsicht Umfaßten gewinnt der Beharrliche.

Die Consequenz, in ihrem Aeußeren der Beharrlichkeit oft täuschend ähnlich, ist dennoch, als Charaktereigenschaft nicht von gleichem Belang. Während das Wort Beharrlichkeit schon andeutet, vermöge welcher Kraft das Streben in gleicher Richtung gehalten wird, drückt „Consequenz“ nur thätsächliche Gleichförmigkeit des Verhaltens aus, und auch im strengen Wortsinn, als Folgerichtigkeit genommen, ist der Consequenz noch kein sittlicher Werth bei-

gelegt. Wie man aus einem falschen Vordersatz folgerichtig (consequent) Falsches schließen kann, ebenso kann die Consequenz des Handelns und Verhaltens, je nach den Ursachen, aus denen sie entspringt, löblich oder tadelnswerth sein. Der träge Gewohnheitsmensch, der flache Pedant lassen ebenso consequent die ihnen zur andern Natur gewordenen Bedürfnisse und Eigenheiten, allen entgegenstehenden Forderungen der Pflicht, der besseren Einsicht zum Trotz, über ihr Thun entscheiden, wie der eifrige Ueberzeugungsmensch mit Consequenz seine Neigungen, seine Vorurtheile bekämpfen wird um einer höheren Richtschnur zu folgen. Allerdings halten sich Sklaven der Gewohnheit und eines kleinlichen Ordnungstriebes gern für Charaktere und wollen das mechanische Uhrwerk der Consequenz, welches sie treibt, als freie Willensschöpfung respectirt sehen.

Inconsequenz ist ein Fehler; schon daraus geht hervor, daß Consequenz nicht bereits eine Tugend ist. Man ist sich selbst schuldig, man ist es dem Vertrauen der Andern schuldig, consequent zu sein, nicht mit einzelnen Handlungen aus der Tonart zu fallen, welche die Andern an uns kennen, und für welche wir Credit haben. Ungereifte finden sich für einzelne Verstöße gegen die Forderungen der höheren Sittlichkeit durch die guten Eigenschaften, welche sie besitzen, entschuldigt; sie erlauben sich um so eher, in dem einen Fall Härte zu zeigen, wenn sie im andern Fall Milde und Güte an den Tag gelegt haben; sie halten eine eigennützige Handlung für erlaubt, wenn sie ein anderes Mal ein Opfer zu bringen bereit waren. Dem Gereifteren verschärft sich das Unrecht, dessen er sich schuldig macht, durch den Widerspruch, in welchem es zu seiner Gesammthaltung steht. „Unberechenbar“ ist eine der höflichen, objektiven Bezeichnungen für Personen, welche sich Consequenz des Verhaltens erlassen. Manchen klingt es fast

wie Anerkennung einer gewissen Originalität, wenn man sie für unberechenbar erklärt; für unzuverlässig würden sie sich nicht eben so gern erklären lassen.

Da die Zahl derer groß ist, welche sich durch ungeregelte und maßlose Antriebe schaukeln und schieben lassen, und in ihrem Handeln ein zusammenhangsloses und verworrenes Bild darbieten, werden Leute von gleichmäßiger Haltung immer schon in einem gewissen Ansehen stehen; sie sind keine unsichern Kunden, man kann sich auf sie einrichten. Ueberhaupt ist der Nutzungswerth der Consequenz nicht zu unterschätzen; „der Tropfen höhlt den Stein." Die Consequenz ist eine Macht, welche jeden Widerstand ermüdet; sie macht den Eindruck ruhiger Selbstgewißheit; sie erweckt das Zutrauen, daß das Innere ein wohlgeordnetes sei; man ist geneigt, dem Consequenten zu gehorchen.

Daß die thatsächliche Gleichförmigkeit der Consequenz oft grade der Abwesenheit starker, individueller Impulse und mächtiger sittlicher Ueberzeugungen verdankt wird, das läßt sich unter Anderem daran erkennen, daß früh eintretende Consequenz im praktischen Leben, in künstlerischer oder wissenschaftlicher Bethätigung oft mit Flachheit verbunden ist und als Manier endet, während der vielseitig und auf tieferes Empfinden Angelegte erst nach manchem Fehlgriff und nach tapferem Ringen Harmonie des Charakters erreicht und erst damit zur Stetigkeit des Handelns gelangt.

Wie die Consequenz sich vor Verflachung in Formalismus zu hüten hat, so hat die Beharrlichkeit das Erstarren zu meiden. Es darf nicht zum Ehrenpunkt werden, jeden einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen, jeden gefaßten oder schon geäußerten Entschluß auszuführen. Warum sollte nicht auch ein bereits geklärter und gefestigter Charakter in einzelnen Absichten sich irren? aus falschen Voraussetzungen

einen Entschluß fassen? in einzelnen Punkten heute klüger und besser denken als gestern? Grade die Treue gegen die sittliche Grundrichtung kann und muß in solchem Falle von dem eingeschlagenen Pfade zurückführen, während starres Beharren die innere Folgerichtigkeit preisgiebt, um die äußere zu bewahren, und die innere Stetigkeit der Beharrlichkeit des Handelns opfert.

Beigeschmack.

Die Anwendung dieses Wortes auf moralische und gemüthliche Eindrücke wird Jeden, der mit sich selbst Bescheid weiß, an bittere Wahrnehmungen über die Unfertigkeit und Disharmonie erinnern, in welchen auch treu gesinnte, auf Ordnung und Reinlichkeit in ihrem Innern halteude Menschen mehr oder weniger befangen bleiben. Bittere Wahrnehmungen! Bitter ist oft der Beigeschmack des Süßen, das wir kosten dürfen; freilich oft auch süß der Beigeschmack dessen, was uns nur bitter schmecken sollte.

Geschmackseindrücke sind nicht genau zu beschreiben und durch Mischung bieten sie unerschöpfliche Nüancen dar; deshalb ohne Bild!

Hat nicht Mancher erlebt, daß in das drückende Gefühl der Beschämung über unverdientes Lob sich ein leises Vergnügen über das verschönernde Ebenbild mischte, welches Wohlwollen oder Schmeichelei ihm entgegen hielt? wurde nicht Manchem der scharfe Schmerz um ein begangenes Vergehen abgeschwächt durch das Behagen an den günstigen Folgen für sein äußeres Leben, die es ihm eingetragen?

wurde nicht (auf einer bereits erstiegenen höheren Stufe) der Schmerz um fremde Fehler gemildert durch das Wohlgefühl, gerechter zu sein? (1. Cor. 13, 6). Wurde nicht die lauterste aller Freuden, das Mitgefühl für Anderer Glück, ja die Bewunderung geistiger Tüchtigkeit getrübt durch ein schmerzliches Mitleid mit den Mängeln des eigenen Looses und Vermögens?

So wenig wir uns bei Anwandlungen und Nebengefühlen, die uns reine und große, läuternde und erhebende Eindrücke trüben, das Eingeständniß erlassen dürfen, daß die Verkümmerung auf Rechnung des unlauteren und widerspruchsvollen Zustandes kommt, den wir den Eindrücken entgegenbringen, so wäre doch beobachtendes und abwägendes Verweilen bei solchen Dissonanzen nicht das Mittel, ihrer Ursachen Herr zu werden. Je unberechtigter, um so weniger sind sie unseres Hinhorchens werth. Behandeln wir sie, wie man im körperlichen Gefühlsleben sogenannte Nervosität zu behandeln hat.

Beispiel.*)

Als moralisirender Lehrmeister ist das Beispiel heutzutage außer Mode gekommen; „Moral in Beispielen" ist dem modernen Ohr ein blödsichtig gewordener alter Pädagog, der nicht mehr recht unterscheiden kann, ob seine guten Lehren auf den gegebenen Fall und die Individualität des Zöglings passen oder nicht.

Die Macht des Beispiels ist damit jedoch nicht veraltet, sie ist so alt wie der moralische Zusammenhang der Menschen

*) Ursprünglich „Bispel"; erläuternde Erzählung.

überhaupt, so alt wie die Liebe und die Thorheit. Fiele die Macht des Beispiels, so würde damit ein starkes Mittel gegenseitiger Schädigung verschwinden, aber ein noch viel bedeutenderes Mittel gegenseitiger Förderung würde verloren sein.

In der That giebt und nimmt man fortwährend ein Beispiel; das eigene Thun, das eigene Erscheinen, das eigene Wesen wirkt unablässig als Beispiel; unablässig dringt das Wesen und Erscheinen Anderer als Beispiel auf uns ein. In welchem Maße wir uns an Andern ein Beispiel nehmen, das liegt so weit in unserem Willen, als wir überhaupt über unsere Motive klar und derselben mächtig sind. In wie weit wir als Beispiel wirken, — das vermögen wir weder zu bestimmen, noch auch nur zu erkennen. Es würde zur Krankhaftigkeit führen, wenn wir immer daran dächten, wie unser Bild sich in Anderen spiegelt und fortpflanzt; aber es ist heilsam, uns die Thatsache überhaupt zum Bewußtsein zu bringen und vorkommenden Falls die Frage zur Hand zu haben, ob nicht unwillkommene Erscheinungen im sittlichen Leben und im äußeren Bezeigen derer, die unserem Beispiel ausgesetzt, vielleicht an dasselbe gewiesen sind, als Widerschein unseres Verhaltens anzusehen seien. Je größer die Liebe, um so unwillkürlicher die Vorsicht, nicht durch unser Beispiel zu schädigen. Nicht selten wirkt die Mutterliebe läuternd auf die Mutter selbst zurück dadurch, daß diese sich mit heiliger Scheu davor hütet, durch unedele Züge den reinen Spiegel der Kinderseele zu trüben. Jede andere Liebe und Freundschaft könnte darin von der Mutterliebe lernen.

Die Frage: ob man um des Beispiels willen etwas thun oder unterlassen solle, das man zu thun oder zu unterlassen nicht noch andere Gründe hat, ist in ihrer Allgemeinheit nicht zu beantworten und würde, durch erfundene Fälle illustrirt,

zu casuistischer Erörterung führen; wiefern die Erinnerung daran, daß wir durch unser ganzes Sein Beispiel gebend wirken, als Richtschnur nicht genügt, kann die Weisung des Apostels aushelfen, daß der Starke das Gewissen des Schwachen zu schonen hat. (1. Cor. 10.)

Um aber ein gutes Beispiel zu werden, ist uns wohl kaum eine mächtigere Hülfe angeboten, als die Hülfe der Beispiele, welche wir unablässig empfangen. Je mehr der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, je mehr Liebe und Pietät uns die Augen öffnen, um so mehr füllt sich uns, auch in der bescheidensten Umgebung, das Leben mit fördernden Beispielen, die so unfehlbar wie die Luft, die wir athmen, ihre Wirkung äußern, wenn wir uns ihnen erschließen. Indem wir ihren Anblick suchen, sichern wir uns ihre Wirkung; je tiefer wir in sie eindringen, um so tiefer wirken sie auf uns.

Ob die Beispiele des Bösen oder des Guten, des Großen oder des Niedrigen sich dem Einzelnen reichlicher darbieten, das kommt freilich zunächst auf die Umgebung an, in welche er sich von Hause aus gestellt findet; aber es hängt auch davon ab, wie seine Augen gerichtet sind. Man sagt wohl, das böse Beispiel wirke abschreckend, und Bücher und Zungen sind emsig bedacht, die Kunde erdichteter und geschehener Gräuelthaten zu verbreiten. An den fleißigsten Lesern und Hörern der warnenden Beispiele erweist sich aber nicht jene segensreiche Wirkung; vielmehr pflegen solche, indem sie sich mit der dunkeln und schwachen Seite des Menschen vertraut machen, ihren sittlichen Maßstab herabzustimmen und die gewonnene Resignation und Nachsicht zunächst auf sich selbst anzuwenden. Aus dem Behagen an solcher Minderung des Maßstabes erklärt sich auch großentheils das Vergnügen, welches Menschen von mittlerem und kleinem Wuchs an der chronique scandaleuse, an übler Nachrede, an der kritischen Beleuchtung

fremder Fehler und Thorheiten finden. Es giebt ihnen ein Gefühl des Besserseins; daß dies Gefühl selbst das Gegentheil von sittlichem Aufschwung, daß es ein verderbliches Ausruhen ist und denen, über deren Beispiel man sich erhaben glaubt, die Ehre erzeigt, ihr vermeintliches Untermaß zum Maßstab der eigenen Größe zu nehmen, gestehen sich die behaglich Indignirten, die vergnüglich Schmälenden nicht ein. An Jemand sich messen und Jemand zur Richtschnur nehmen ist allerdings nicht dasselbe; aber es liegt doch nahe beisammen. Auch die nicht selten gehörte Entschuldigung eigener Schwächen mit der Verbreitung derselben unter den Menschen, insbesondere unter den Alters- oder Schicksalsgenossen, ist eine Huldigung, die dem üblen Beispiel dargebracht wird.

Die Abhängigkeit vom Beispiel geht oft so weit, daß das Recht, demselben zu folgen, im Namen der Selbstbestimmung leidenschaftlich von denen gefordert wird, welche sich noch im Schutz eines fremden, reiferen Willens befinden. Es ist keine seltene Erfahrung der Eltern und Vorgesetzten, daß die Wünsche und Ansprüche der ihnen Unterstellten mit den sie umgebenden Beispielen entstehen und wechseln, ohne daß die Begehrenden eine Ahnung davon hätten, wie ihre Forderungen nur darauf gerichtet sind, das Joch bald des einen bald des andern ihnen imponirenden Beispiels tragen zu dürfen.

Um des ganzen Segens, der vollen Hülfe theilhaftig zu werden, welche durch den Einfluß erhebender und stärkender Beispiele uns zugedacht ist, haben wir nichts Geringeres zu thun, als uns mit Eifer in die Gesellschaft der Besten zu drängen da, wo unser Eintreten in solchen Kreis weder eine Anmaßung noch ein willkürliches Meiden der uns zugewiesenen Sphäre ist. Im wirklichen Leben müssen wir uns dahin bescheiden, daß nur allmälig mit unserem Werden

und unserer Geltung der Kreis sich erweitert und hebt, dessen Einfluß wir athmen. Dagegen wehrt uns keine Rücksicht der Bescheidenheit oder der Pietät den Eintritt in den reichen Geisterkreis, mit dem Geschichte und Poesie uns umgeben; der Zaubertrank, der diese Schatten mit Blut erfüllt und ihnen Stimme giebt, ist aufrichtiges Verlangen, von ihnen zu lernen, und gesammelte Aufmerksamkeit auf ihre Bekenntnisse. Sie zeigen uns nicht nur ihr edles Angesicht, sie beichten uns ihre Verirrungen; die Bescheidenheit wehrt ihnen nicht, das Geheimniß ihrer Kraft, die Wurzeln ihrer Größe uns bloßzulegen; und wo ihr Bekenntniß abbricht, da ergänzt die Nachwelt, indem sie von ihren Wirkungen berichtet. Selbst das Beispiel des Bösen, das im *Leben* oft durch Täuschung verlockt, ist in der *Geschichte entkräftet* durch das Gericht der Zeit. Die Poesie kann ihrer Natur nach weder eine so zuverlässige noch eine so umfassende Lehrerin sein wie die Geschichte; dafür wirkt die Poesie, d. h. wirkliche Poesie, eindringlicher auf Phantasie und Gemüth; ihre mehr an den Idealsinn als an das Urtheil sich wendenden Impulse werden ihre kräftigste Wirkung dann äußern, wenn sie dem Jünger Anlaß werden, neben ihr und nach ihr die Aufschlüsse der unerbittlichen geschichtlichen Wahrheit zu suchen.

Nicht Alles, was mit uns geschieht, nicht jede Gefahr, die uns bedroht, kann von uns wahrgenommen und in Betracht gezogen werden; aber wir dürfen uns gewissen Warnungszeichen nicht verschließen. Beseelt uns ein freudiger Muth, fühlen wir uns nach den besten Zielen gestreckt und zu der Vorstellung des menschlich Großen und Tüchtigen aufgelegt, nachdem wir von der Begegnung mit Anderen in die gewohnte Umgebung zurückkehren, dann können wir getrost annehmen, daß wir die Wirkung fördernder Beispiele empfangen haben. Ist der Nachhall eines Begegnens ein genügsames Behagen an uns

selbst oder ein seufzendes Verlangen nach Gütern, die uns von außen zufließen sollen; fühlen wir unsern Sinn für das Kleine und Kleinliche geschärft, sei es aus dem Bereich der Plagen oder der Süßigkeiten des Lebens, so haben wir die Wirkung eines niederziehenden Beispiels empfangen.

Wie schlichte, geradeaus gehende Pflichttreue empfänglich stimmt für die Hülfe, welche die Tüchtigkeit Anderer uns darbietet, so disponiren Halbheit und Schwachheit zur Ansteckung durch die Schwäche Anderer.

Die bedenklichste Disposition für die Wirkung des Beispiels geben Ehrgeiz und Eitelkeit: sie steigern die Empfänglichkeit, während sie das Urtheil trüben.

Beruf.

Das Wort Beruf erinnert nicht nur an die besonderen Verpflichtungen und Obliegenheiten, welche dem Einzelnen durch seinen Platz in der Gesellschaft, im Staat, in der Familie zugewiesen sind, sondern vorab an Den, der zu ihrer Erfüllung gerufen hat. „Herr, hie bin ich“, antwortete Abraham, als er bei seinem Namen gerufen wurde. Nicht Jeden ruft die Stimme, die ihm seinen Beruf kund thut, zum Opfern des Liebsten, das er besitzt; aber jeder Beruf verlangt Opfer; und diese werden am völligsten und am willigsten gebracht, wenn der Berufene des Rufers eingedenk ist. Oft wird die Erinnerung daran, daß man die mancherlei kleinlichen, lästigen, anscheinend vergeblichen Leistungen, welche dem Tagewerk eines Jeden gleichsam als zufällige und dennoch unvermeidliche Zuthaten beigegeben

sind, im Zusammenhange einer Berufserfüllung vollbringt, den in Verdrossenheit gerathenen Willen zu beleben vermögen.

„Wahl des Berufs“ scheint bei strengem Festhalten des Wortsinns einen Widerspruch in sich zu schließen. Allerdings wird nicht jeder Beruf in die Wahl des Berufenen gestellt; aber auch der erwählte Beruf muß, wenn die Wahl eine glückliche sein soll, auf Gegebenes sich gründen, — möge das anvertraute Pfund dem Gebiet der Geistesgaben, der Charakteranlagen, oder anderer Eigenschaften der Persönlichkeit angehören, welche Gelingen und Segen bei Uebung des zu ergreifenden Berufs verbürgen, oder möge uns der Beruf durch besondere überkommenen Beziehungen zugewiesen werden. Die Tendenz der modernen Erziehung, das Interesse der Jugend nach den verschiedensten Richtungen hin zu locken, sie (sogar im Gebiet der Kunst) „zu Allem“ geschickt zu machen, giebt keine gute Vorbereitung für die Berufswahl; indem man vor Einseitigkeit schützen will, verhindert man gesammelte und beharrliche Uebung irgend einer Seite der persönlichen Begabung und damit das Innewerden der für den Beruf entscheidenden Anlagen.

In normalen gesellschaftlichen Zuständen ist der Frau die Wahl des Berufes erspart; ihr Beruf ist der angeborne; sie hat ihn empfangen mit den Gaben für die Ausübung desselben, und sie muß diese Gaben in sich zu finden und zu stärken wissen, wenn sie sie vermißt. Der weibliche Beruf ist nicht immer der der Hausfrau, der der Mutter; aber er ist immer der Beruf dienender Hingebung an Personen, welche der Pflege, der Leitung, der Liebe bedürfen. Als „Gehülfin“ des Mannes (1. B. Mos. c. 2, v. 18) ist die Frau dem Manne nicht gleichgestellt in der Arbeit; sein ist die Wahl, die Verantwortung; ihr Thun hat ihn bei seinem Thun fügsam zu unterstützen. Es kommt nun darauf an, daß die Frau ihre Pflichten auf den eigentlichen Berufer zurückführe; damit

stellt sich ihr sofort ein Ideal der Erfüllung vor Augen, welches ihr hilft, die eigenwilligen Neigungen den Anforderungen ihrer besonderen Aufgabe anzubequemen. Denn da sie den Beruf nicht wählt, sondern empfängt, ist er, wenn auch immer ihrem Geschlecht, doch nicht immer ihrer Individualität zusagend. Oft wird ein Weib, dessen persönliche Vorliebe, ja dessen Begabung sogar, auf die rein praktische Seite der weiblichen Aufgabe hinweist, in die Lage versetzt, vorzugsweise mit Kopf und Herz arbeiten zu müssen; die für die erziehende, die lehrende Thätigkeit „Geschaffene" muß als Krankenpflegerin ihren Beruf erfüllen. Da gilt es, die individuellen Neigungen und Gaben dem Frauenberuf hintanzusetzen; „ich fühle mich zur Unterstützung und zur Unterhaltung meiner alten Eltern, zur Pflege meiner kranken Schwester nicht berufen", würde heißen: „ich will kein Weib sein."

Doch heißt das Hintansetzen der besonderen Gaben nicht jene Pfunde vergraben und verkommen lassen. Die weiblichen Liebespflichten sind nicht so hart abgegrenzt wie die oft in enge Fachschranken gewiesenen Berufsarbeiten des Mannes; die mit heiterem Muth der minder zusagenden Pflicht sich beugende Frau wird ihren über den Kreis des Gebotenen hinausreichenden Gaben nicht nur in abgestohlenen Mußestunden zu eigener Erquickung dienen; sie wird auch das angewiesene Tagewerk durch diskrete Verwerthung jener Talente schmücken und würzen können; man wird ihr vielleicht für erfinderische Liebe danken, und sie wird sich selbst gestehen, daß nur der Egoismus sie erfinderisch gemacht habe.

Der Mann hat nicht nur die Wahl des Berufs; er muß diese Wahl treffen! Im besten Falle folgt er dabei einer mit seiner Begabung harmonirenden Neigung. Aber um zu erkennen, wohin die Begabung weist, muß schon eine ernste Uebung der gegebenen Kraft vorausgegangen sein: die unge-

prüfte, unerzogene Neigung allein würde ein unzuverlässiger Wegweiser sein; Eitelkeit, Trägheit, Liebhaberei oder andere Irrlichter könnten anstatt der zu berufsmäßiger Verwerthung geeigneten positiven Anlagen ihren Rath geben!

Der Segen des richtig erwählten und ernst erfaßten Berufs liegt bei weitem nicht allein in der Verwerthung einzelner Gaben, in der Befriedigung von Neigungen, sondern nicht minder in der Macht, welche der Beruf über die wuchernden Nebentriebe und über die momentanen Anwandelungen von Verstimmung und Ermüdung, über den zerstreuenden und entnervenden Eindruck widerlicher und schwerer persönlicher Erlebnisse gewinnt. In der Gewalt ihres Berufs stehen am meisten die, welche ihn folgsam dem Rufe, der in ihrer Begabung lag, erwählt haben. Der verfehlte, der irrig erwählte Beruf wird nie ganz des Menschen Herr werden. Unter saurer Arbeit behält der geliebte Beruf, der dieselbe auferlegt, seinen Reiz, seine stählende, erheiternde Macht. Nicht immer ist der Berufsübung ein Gelingen im weltlichen Sinne verbürgt. In seinem Gott vergnügt kann der Berufene der Anerkennung der Menge entbehren; manchen hochberufenen Künstlern und Gelehrten ist sie erst nach ihrem Tode geworden. Die für äußeren Erfolg entschädigende innere Berufsgewißheit, welche die Kunst und andere an besondere Talente geknüpfte Berufsarten geben, kann nicht Jeder in gleichem Maße haben; aber gewissenhafte, treue Uebung steigert sie in Jedem, auch in dem minder Begabten. Entbehrlicher als Anerkennung ist ein anderer Erfolg, dessen Erstreben leider selbst Berufene oft aus dem eigentlichen Schwerpunkt ihres Wirkens geworfen hat: der Gewinn an Geld und Gut. Der Beruf soll (und in der Mehrzahl der Fälle muß er es) Ernährer dessen sein, der ihm dient. Aber es steht nicht so, daß je besser die Berufsübung, um so reicher dieser Erfolg wäre; oft stören

unberechenbare Einflüsse dies anscheinend natürliche Gesetz, dessen Gültigkeit überhaupt daran seine Grenze hat, daß das Trachten nach Güte der Arbeit, vom edelsten Kunstwerk bis herab zu den mechanischen Hervorbringungen, mit dem Trachten nach möglichst zahlreichen Leistungen nicht unbedingt verträglich ist. Um so weniger Einschränkung erleidet ein anderes Gesetz: je besser und liebevoller der Beruf geübt wird, um so weniger bedarf der Berufene hohen Gewinns. Ist nicht freie Wahl der Beschäftigung der höchste Vorzug, den eine glückliche Vermögenslage gewährt? Wem aber der Beruf nicht nur die einmal erwählte sondern die immer lieber werdende Beschäftigung giebt, — genießt der nicht eines ganz ähnlichen Vorzuges?

Unter abnormen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen, wie z. B. die heutige Zeit sie darbietet, muß oft auch die Frau einen Beruf wählen, weil sie Ernährerin sein muß. Nur Engherzigkeit und Unkenntniß der harten Wirklichkeit kann den gehässigen Vorwurf der „Emancipation" auf die tapfere und gehorsame Frau schleudern, welche „sich schickend in die Zeit" aus der Noth eine Tugend macht und ihre Kraft energisch zusammennimmt, um für den Dienst einer Sache geschickt zu werden, während die Natur sie für den Dienst der Personen bestimmt hat. So wenig die Frau als Unberufene handelt, die mit männlicher Kühnheit ihr Kind aus der Flamme reißt, wenn der Arm des Mannes ihr nicht zuvorkommt, so wenig sind die nothgedrungen für Broderwerb arbeitenden Frauen Unberufene. Je weniger sie aber ihre Erwerbsthätigkeit außerhalb des Bereichs der weiblichen Anlagen suchten, um so besser würden sie ihrer Aufgabe entsprechen können und um so lohnender würden sie die Beschäftigung selbst finden. Oft wird behauptet, daß die Frau nur durch Mannesarbeit erwerben könne, was sie nöthig hat,

um sich für junge und alte Tage den Ernährer zu ersetzen. Der Beweis bleibt zu führen, daß nicht innerhalb der Erwerbsarten, die dem mütterlichen, dem kindlichen, dem häuslichen Beruf der Frau entsprechend oder mit demselben vereinbar sind, Raum sei für die Bestrebungen der auf eigenen Verdienst angewiesenen Frau. Allerdings will der Frauenberuf gründlicher erlernt und tadelloser geübt sein, wenn er als Amt in fremdem Hause, an der Spitze einer zum Erziehungsinstitut oder zum Hospital erweiterten Häuslichkeit mit gutem Erfolg ausgeführt werden soll, als in der Verborgenheit und Beschränktheit des eigenen Hauses, in welchem manche Frau eine Nachsicht für ihre Regententhätigkeit in Anspruch nimmt und erfährt, wie der Beruf überhaupt sie nicht verträgt.

Nicht selten werden Frauen durch künstlerisches Talent berufen, sich mit einem Theil ihrer Kraft außerhalb der eigentlich weiblichen Sphäre zu bethätigen. Solche Auserwählte könnten darauf hinweisen, daß sie die Weiblichkeit in der Kunst — sei es in Schöpfungen der Poesie oder der Malerei, sei es in der Musik oder durch dramatische Darstellung — zu idealer Wirkung und Geltung bringen, und daß sie mehr als das Tagewerk einer Einzelnen vollbringen, indem sie für die Erhebung ihres Geschlechts arbeiten. Aber nicht selten bleiben bedeutende Künstlerinnen auch dem praktischen Frauenberuf treu; und während sie in manchen Details der Frauenarbeit sich vertreten lassen, übertragen sie auf die Leistungen des Frauenberufs, für welche es keine Vertretung giebt, die Gewissenhaftigkeit, zu welcher der künstlerische Beruf sie erzogen hat.

Dagegen giebt es Fälle, — und solche Fälle sind nicht selten — in welchen ein hoher Grad von Wohlhabenheit die Frauen verführt, sich ihres Berufs zu berauben oder beraubt zu wähnen. Man überträgt nicht nur alle eigentlichen Arbeiten

für den Bedarf des Haushaltes und des Anzugs, von dem für Ernährung und Gesundheit von Groß und Klein Nothwendigen bis zu dem durch die feinsten Forderungen des Comforts Bedingten, an bezahlte Arbeiterinnen; man verdingt auch die überwachende, erziehende, pflegende Liebesthätigkeit, welche in weniger bemittelten oder weniger dem Luxus ergebenen Häusern von der Hausfrau und den herangewachsenen Töchtern besorgt wird. So sieht sich die Mutter, die Tochter des Hauses innerhalb ihres Frauenberufs auf die Controle dessen angewiesen, was Andere für sie thun; alternde Mädchen, kinderlose oder verwittwete Frauen sind selbst dieser zuschauenden Berufsübung überhoben und leben oft in einer Unthätigkeit, durch welche die brachliegenden Kräfte des Herzens und des Körpers in viel weniger erfreuliche Zustände versetzt werden, als sie der geplagtesten Berufsarbeiterin auferlegt sind. Gesetzt die Arbeitstheilung, vermöge deren der Reiche die Kräfte des Armen in Sold nimmt, fände auch im angebornen Arbeitsgebiet der Frau mit Recht volle Anwendung, — hätten deshalb jene in ihrem häuslichen Beruf durch Andere vertretene Frauen Ursach, auf weibliche Berufsarbeit zu verzichten? Werden sie nicht gerufen oder versagen sie nur ihr Ohr dem Rufe, den die leise Stimme des Gewissens und die laute Stimme der Noth an sie ergehen läßt? Nicht um Geld mahnt diese Stimme, sondern um Arbeit! um weibliche Berufsarbeit!

Es giebt für den Mann wie für die Frau Schicksale und Zustände, in denen es scheinen kann, als sei man zu beruflosem Dasein verurtheilt. Andauernde Krankheit, Alterserschöpfung oder auch innere Erlebnisse, die alle Kraft der Seele für geduldiges Tragen und Harren in Anspruch nehmen, versetzen in solche Lagen. Ueben aber nicht die Dulder, wenn sie recht dulden, den edelsten Beruf? ist nicht demüthig stillhalten,

Mitgefühl und Rath für Glückliche haben in eigenem Leid, gelassene und heitere Haltung bewahren unter Schmerz und Entbehrung wirksame und segensreiche Berufsübung? — Nur ist es gewiß die schwerste.

Auch bei der thätigen Berufsübung liegt der Kern der Aufgabe nicht im Vollbringen bestimmt vorgeschriebener Handlungen; die Berufstreue, die Liebe zum Beruf lehrt den Geist erkennen, in welchem er geübt sein will; und es ist nicht sowohl die Vollzähligkeit der einzelnen Leistungen als die Art des Vollbringens, durch welche sie zur Berufserfüllung werden.

Bescheidenheit.

Bescheidenheit kommt von Bescheid; man würde sagen „Beschiedenheit", „beschieden sein", wenn nicht für den ethischen Wortsinn die Sprache die alte Form beibehalten hätte. Der Bescheidene ist beschieden, er hält sich an seinen Bescheid, er beruhigt sich bei seinem „bescheidenen Theil"; und weil der Bescheid, um den es sich für das innerste Selbstgefühl handelt, nicht ein menschliches Dekret sondern Fügung Gottes ist, darum ist die Bescheidenheit eine fromme Tugend. Die Demuth ist die echte Wurzel der Bescheidenheit; nirgend predigt uns das Evangelium die Bescheidenheit als Cardinaltugend, eben weil die Demuth durch Lehre und Vorbild auf jedem Blatt der heiligen Geschichte gezeigt wird.

Man sagt, nicht dem Bescheidenen sondern dem Muthigen gehöre die Welt. Darauf wäre zu erwidern, daß die Bescheidenheit keineswegs ein Verkennen der eigenen Kräfte mit sich bringt; je mehr der Bescheidene ein Demüthiger ist, je besser

er weiß, wem er seine Kräfte verdankt, um so weniger wird er sich scheuen, sich selbst und — wenn es darauf ankommt — Andern einzugestehen, wo seine Stärken liegen, und mit ruhigem Selbstgefühl wird er sie verwerthen; es wird ihm nur nicht begegnen, die Ueberlegenheit Anderer aus Selbstüberschätzung zu verkennen oder gar im Bereich fremder Rechte seinen Vortheil zu verfolgen. Die Schranken der eigenen Kräfte muß auch der Muthige kennen, wenn er nicht ein Verblendeter oder Uebermüthiger ist; es giebt bescheidene Helden, wie es unbescheidene Feiglinge giebt. Wenn Goethe, um den Vorwurf eines übernommenen Selbstvertrauens abzulehnen, gesagt hat „nur Lumpe sind bescheiden“, so hat er mit diesem paradoxen Ausspruch doch nicht gesagt, daß alle Lumpe bescheiden sind, und noch weniger, daß Unbescheidenheit den Tüchtigen kennzeichne.

Mangel an Selbstgefühl ist zuweilen das Gegentheil von Bescheidenheit; nichts drückt das Selbstgefühl so sehr als stiller Hochmuth, der ein gewisses Anrecht auf Glück, auf Anerkennung zu haben meint und überall findet, daß er zu kurz kommt. Die Bescheidenheit pflegt zwar nicht mit Vorliebe ihre Schätze zu überzählen, — weder die inneren noch die äußeren — aber sie gesteht sich unbefangen ein, was ihr gegeben und was ihr versagt worden. Schüchternheit kann ihre kindliche Knospe sein; zur Reife gekommen, läßt der Bescheidene getrost seine Armuth sehen, weil er auch nicht durch einen Schein seiner Länge eine Elle zuzusetzen trachtet; und ebenso läßt er sein Licht leuchten, unbekümmert darum, ob es ein Stern oder ein Fünklein ist. Gedrücktes Selbstgefühl, hypochondrische Bescheidenheit ist im besten Falle eine Mischung aus Bescheidenheit in der Selbstschätzung und Unbescheidenheit im Wünschen; zuweilen begleitet dieser Gemüthszustand das Ringen um richtige Selbsterkenntniß.

Wahre Bescheidenheit — möge auch die Welt ihr nicht gehören — hat ein Talent für das Glück auch im weltlichen Sinn. Fremdes Glück stört sie nicht, sie hat nie das Gefühl, durch die Bevorzugung Anderer eine Zurücksetzung zu erleiden; was an Anerkennung, was an Glück ihr zu Theil wird, kommt ihr im zauberhaften Licht der Ueberraschung, während der viel Erwartende und Wünschende oft durch „des größten Vaters schönste Tochter" in Enttäuschung gesetzt wird. Weil der Bescheidene ruhig ist, gehört ihm die Gegenwart, die dem Harrenden und Verlangenden verloren geht.

Ruhelos geht die Unbescheidenheit in mancherlei Verhüllungen nach Beute aus und bemerkt zuweilen nicht, daß sie einen ganz andern als den beabsichtigten Erfolg heimbringt. Nicht selten überläßt ihr der Bescheidene freiwillig einen Theil dessen, worauf er selbst ein gutes Recht hat. Die kleinen Triumphe und Niederlagen z. B., welche in der Geselligteit davon getragen werden, geben der Bescheidenheit und der Unbescheidenheit reichliche Veranlassung, den stillen Zuschauer zu ergötzen. Wer hätte nicht zuweilen gelächelt, wenn er den Einen der Mitspieler (oder Sänger, oder Sprecher) den Beifall einernten sah, der dem Andern bestimmt war? Noch häufiger giebt die Unbescheidenheit Ursache zu leisen Seufzern; sie ist im geselligen Gespräch ein arger Störer; sie hemmt die Entfaltung des Gedankenspiels, sie unterbricht die magnetische Strömung, welche die Aeußerung des Einen im Denken und Fühlen des Andern weckt. Taktlosigkeit, Indiskretion, diese hoch verpönten Umgangsfehler, finden sich fast unausbleiblich im Gefolge der Unbescheidenheit. Es giebt unbescheidene Voraussetzungen wie es unbescheidene Forderungen giebt, unbescheidene Gewährungen wie unbescheidene Bitten. „Bescheidenheit ziemt vor Allem der Jugend" sagt man. In Wahrheit ziemt sie jedem Alter; nur daß die Erfahrungen, die man an sich selbst

und am Leben macht, zur Bescheidenheit führen, während die Jugend oft deshalb der Bescheidenheit ermangelt, weil sie die Grenzen ihrer Kraft noch nicht erprobt hat. „Deshalb eben kann die Jugend nicht bescheiden sein; warum soll sie ihr Selbstvertrauen verbergen? weshalb soll sie ehrerbietig vor einem ergrauten Schwächling zurücktreten, der sich dem Leben nicht gewachsen gezeigt hat?“ so fragt sophistischer Naturalismus. Zuweilen giebt es diesem Standpunkt gegenüber keine Antwort, weil der Frager taub ist; den Gesunden kann man auf sein Gefühl verweisen; das richtige, das unbetäubte Gefühl mahnt die Jugend, dem Alter gegenüber bescheiden vorauszusetzen, daß die Arbeiten und Schmerzen des Lebens einigen Vorsprung an Einsicht und Tüchtigkeit gegeben haben werden, und bescheiden eingedenk zu sein, daß man die Probe der eigenen Stichhaltigkeit noch nicht abgelegt hat. In einer Beziehung wird aber auch das erfahrene Alter gegenüber der unerfahrenen Jugend bescheiden sein: in den Ansprüchen an ihre Liebe und an ihr Verständniß. Diese verständige Bescheidenheit hat an sich mit der wirklichen Bescheidenheit, der des Herzens, nichts gemein; aber sie wird in Solchen, die sich ohne Selbsttäuschung der eigenen Jugend erinnern, ohne Beimischuug von Bitterkeit sein.

Daß die Bescheidenheit ganz besonders eine Frauentugend sei, wird von Einigen als eine alte, von Andern als eine veraltete Wahrheit angesehen. Mit dem Geschmack läßt sich nicht rechten, und es giebt auch im Gebiet des sittlichen Lebens Geschmacksfragen. Eine Zeit, welche es schön finden kann, wenn die äußere Erscheinung der Frau das Haar in wunderlicher Auflösung und Aufregung, alle Formen und Bewegungen des Körpers durch die Kleidung scharf accentuirt zeigt, hat kein Gefallen an weiblicher Bescheidenheit; und es ist anzunehmen, daß jene gleichzeitige Richtung, welche die

Frau an die Schalter der Eisenbahnen, auf die Tribüne öffentlicher Versammlungen treibt, nicht nur einem Nothstande in den socialen und ökonomischen Verhältnissen Rechnung trägt, sondern an der natürlichen Bestimmung, an der natürlichen Stellung der Frau irrgeworden ist. Nur gut, daß Beruf und Wesen der Frau älter und dauernder sind als Zeitverirrungen, und daß die Verirrungen einer Zeit nie von allen Zeitgenossen getheilt, von den Verirrten selbst nicht mit Consequenz festgehalten werden. Das schöne Maaß im Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit, der eigenen Rechte, welches dem Bescheidenen eigen ist, die Milde des Tons, die Gelassenheit der Miene, die diskrete Haltung, werden weder im geselligen noch im intimen Umgang die Frau entstellen oder auch nur ohnmächtig machen. Eine bescheidene Bitte, ein bescheidener Vorwurf werden auch die eifrigsten Prediger gegen weibliche Zimperlichkeit wohlthuender berühren als kecker Tadel und dreistes Fordern: die Bescheidenheit ist die Stärke der Schwachen, der Schmuck der Einfältigen. Wenn der Beruf der Frau in ihren natürlichen Verhältnissen, in der Familie und im Hause, von der Kindheit bis zum Alter Friedfertigkeit, Genügsamkeit, Geduld als unentbehrliche Eigenschaften verlangt, so wird sie schwerlich bei einer besseren Lehrmeisterin in die Schule gehen können als bei der Bescheidenheit.

Daneben könnte es fast verwunderlich erscheinen, daß Bescheidenheit sich nicht selten in Begleitung wahrer Mannesgröße findet. Selbst Männer, welche im Felde verwegen, in der litterarischen Fehde kühn und scharf sind, lassen im persönlichen Umgang oft jedes Zeichen ihres Ranges zurück, ohne daß diese Enthaltsamkeit auf Rechnung der Absicht käme, das Selbstgefühl Anderer zu schonen. Sie sind bescheiden, weil ihre Ueberlegenheit sie nur sachlich interessirt und für ihr eigenes Selbstgefühl aus dem Spiel bleibt, sofern nicht eine

vorliegende Aufgabe sie nöthigt, von ihren Stärken Gebrauch zu machen. Diese echt männliche Bescheidenheit sollte größeren Respekt einflößen als gespreiztes Selbstgefühl. Aber die Unbescheidenheit läßt sich nicht entmuthigen; und indem sie nicht selten den Ueberlegenen zu einer ablehnenden Haltung zwingt, stört sie uns in dem edeln Genuß, welchen der Anblick der bescheidenen Größe gewährt.

Es ist nicht zu leugnen, daß es eine übertriebene Bescheidenheit giebt; ist dieselbe ehrlich, so ist sie doch unklar; sie gesteht sich nicht, daß allzu großes Mistrauen in sich selbst mit allzu großem Werthlegen auf sich selbst eine nahe Verwandschaft hat. — Stolze Bescheidenheit braucht nicht übertriebene Bescheidenheit zu sein, — aber sie ist keine unbefangene Bescheidenheit; und wenn sie nicht ungern hört, daß man sie als eine vornehme Bescheidenheit bezeichnet, so überhört sie die leise Ironie, welche in dieser schmeichelhaften Wendung liegt. Ein unverhohlenes Lob darf der edlen Bescheidenheit gespendet werden; der sittliche Schönheitssinn ist ihr Hüter; aber die fröhliche Bescheidenheit ist auch schön und bedarf keines Hüters; sie genießt der Freiheit der Kinder Gottes.

Besonnenheit.

So wenig die Bildung des Wortes Besonnenheit mit der Sonne zu thun hat, so liegt doch etwas Sonniges in dem Charakter der Sache, welche es bezeichnet. Die Sonne ist das reinste Licht; sie entfärbt und sie schminkt nicht; sie zeigt uns, wenn ihre Strahlen nicht gebrochen und getrübt werden, das wahre Bild der Dinge und erlaubt, sie in weiter

Umschau zusammenzufassen. Auch die Besonnenheit giebt den Dingen ihre wirkliche Farbe und Gestalt; ihr Horizont ist weder verengt noch getrübt noch phantastisch erweitert. Das Erscheinen eines Besonnenen in einem Kreise von Aufgeregten und Verirrten wirkt wie ein Sonnenstrahl, der die tobenden und zuckenden Wetter besiegt.

Die Besonnenheit ist das zum Charakter gewordene Bewahren der Besinnung, und zwar nicht blos das Beisammenhaben der Sinne, sondern des ganzen Sinnes, auch des innern. Der Unbesonnene wählt in der Regel nicht nur ohne hinreichende Erwägung der seinem Erkennen zugänglichen Momente die Mittel zu seinen Zwecken, er handelt auch aus Motiven, für welche er seine Erkenntniß nicht zu Rathe gezogen hat. In milderem Gegensatz als die Unbesonnenheit steht zur Besonnenheit ein die Auffassung der Dinge beherrschender Sanguinismus, wie überhaupt jede, durch übermäßige Herrschaft der Gefühle, seien diese auch die edelsten, bestimmte Anschauungsweise. Allerdings ist ein Verstandesmensch, ein nüchterner Beurtheiler, noch nicht ein Besonnener; den Namen der Besonnenheit verdient die Behauptung des klaren Blickes und der Umsicht erst dann im vollen Maße, wenn sie auch in Lagen und bei Stimmungen Stand hält, welche geeignet sind, den Verstand zu verwirren, den Gesichtskreis zu beengen; gerade in solchen Momenten zeigt sich die ganze Bedeutung der Besonnenheit. Der nüchterne Rechner kommt entweder nicht in den Fall, von der Besonnenheit Gebrauch zu machen, weil er nicht mit starken oder stürmischen Gemüthsimpulsen zu kämpfen hat, — ist er Egoist, so meidet er die Lagen, in denen die Besonnenheit ihre Proben besteht. Oder es fehlt ihm der der Besonnenheit eigene vollständige Umblick, weil er nur die dem Verstande zugänglichen Momente der Aufgabe übersieht; die Besonnenheit bringt auch die Faktoren in Anschlag, welche nicht gezählt

und gemessen werden können. Nicht nur Staatsmänner und Feldherren, auch Gebieter an bescheidenerer Stelle, z. B. Hausfrauen, haben nicht selten Veranlassung zu beweisen, daß Besonnenheit mehr ist als Nüchternheit und ein Anderes als Verständigkeit.

Wie ungenügend der Verstand ist, die Besonnenheit zu ersetzen, beweist z. B. ihr Verhältniß zum Muth. Sie verträgt sich nicht nur mit unerschütterlichem und kühnem Muthe; in besonders kritischen Lagen ist nur der Muthige im Stande, die Besonnenheit zu bewahren und nur der Besonnene, den Muth aufrecht zu halten. Tollkühnheit allerdings ist der Muth des Unbesonnenen.

Auch das persönliche Vertrauen kann und soll ein besonnenes sein; aber die Besonnenheit verbietet nicht, den guten Glauben des Andern an sich selbst, seine warmen Gemüthsimpulse in Anschlag zu bringen und zu ermuthigen, während der kalte Verstand nicht gern mit solchen Größen rechnet und sie gewöhnlich zu gering anschlägt. Phlegmatisches Temperament scheint eine der Besonnenheit überaus günstige Anlage zu sein; das Phlegma schützt gewiß vor Uebereilung aus Eifer, vor exaltirter Auffassung, aber es garantirt keineswegs die Energie des Willens, deren es oft bedarf, um in schwierigen und verwickelten Verhältnissen die Umsicht des Besonnenen zu gewinnen.

Wenn oft auch unedle Zwecke mit Besonnenheit verfolgt werden, so darf das die Besonnenheit nicht discreditiren; es erschwert nur die Schuld dessen, der gelernt hat, seinen Verstand mit Fleiß zu gebrauchen und störende Gefühswellen durch die Kraft des Willens niederzuhalten, ohne doch sich auf sein wahres Selbst zu besinnen, welches ihm rathen würde, so starke und schöne Waffen am ersten zum Schutz gegen unwürdige Antriebe der eigenen Brust zu gebrauchen.

Wenn von Jemand gesagt würde, er war so unbesonnen, seine Besonnenheit in den Dienst der Habsucht, des Ehrgeizes zu stellen, so würde das zwar paradox klingen, aber es wäre eigentlich keine Paradoxie.

Muth und Sanftmuth, ein starker und reiner Wille, ein gebändigtes Empfinden sind die besten Garantieen der Besonnenheit; schon damit ist gesagt, daß sie der Frau wie dem Manne ziemt. Sie gehört zu den Tugenden, welche in eben so voller Echtheit und Schönheit aus erkämpften wie aus angeborenen Eigenschaften hervorgehen können und in welchen man ohne Erröthen gestehen kann, ein Parvenü zu sein.

Bildung.

Bild heißt in der ältesten Bedeutung Nachgestaltung; das Wort spricht die doppelte Beziehung aus auf ein Urbild, nach welchem das Bild entstanden, und auf die gestaltende Arbeit, durch welche es hervorgebracht worden ist. Schon in den Anfängen der Kunst aber galt Bilden zugleich als Hervorbringen von Schönem, wie sehr auch die unbeholfene That noch hinter der Absicht zurückbleiben mochte; die Bezeichnung „bildschön“ drückt diese Zusammenfassung aus.

Das Wort Bildung hat in seiner heutigen Anwendung nichts von allen jenen Momenten eingebüßt. Die menschliche Persönlichkeit ist ihm Zweck und Gegenstand veredelnder Um- und Ausgestaltung nach dem Ideal, welches dem zur Zeit erreichten Höhepunkt der Civilisation als Inbegriff schön vollendeter Menschlichkeit gilt.

Deshalb umfaßt die Bildung den ganzen Menschen in

seinem Fühlen, Erkennen und Wollen. Nicht Unwissenheit sondern Rohheit, nicht Einfalt sondern Disharmonie stehen im Gegensatz zu Bildung. Wissen und Können fällt noch nicht mit Bildung zusammen, und selbst der Besitz von Bildung in einzelnen Gebieten: Schulbildung, Fachbildung, gesellige Bildung, macht den Inhaber noch nicht zu einem Gebildeten im vollen Sinne des Wortes.

Bildung wird nur aus dem Kern gezogen, sie gedeiht nicht als Pfropfreis; in der Veredelung des Gemüths muß sie wurzeln, um ihren Namen zu verdienen. Kann nicht auch ein böser Mensch ein Gebildeter sein? Er kann es sein in vielen Gebieten; in der Tiefe des Wesens ist er entweder unfertig geblieben oder er hat eine Verbildung oder gar eine Rückbildung erfahren. Könnte das Böse jemals schön sein? Schön in seinem inneren Hergange, schön in seiner äußeren Erscheinung, wenn diese nicht etwa vielmehr eine Verhüllung, eine Maske ist?

Daß die Bildung den Menschen im Ganzen seines Seins und Vermögens zu erfassen und zu gestalten hat, drückt der Sprachgebrauch auch dadurch aus, daß wir als Halbbildung nicht etwa einen auf dem Wege zur Vollendung begriffenen Zustand bezeichnen, sondern eine verpfuschte Copie, ein Scheinwesen, welches von wahrer Bildung schon dadurch entfernter ist als die schlichte Einfalt eines ungebildeten Verstandes und Gefühls, daß es der Vertiefung des Denkens, der Läuterung des Geschmacks mit der Prätension, das Wort des Räthsels schon gefunden zu haben, den Weg verlegt. Die Klarheit über die Grenzen unseres Vermögens ist das erste Kennzeichen echter Bildung. Ein Mensch von Bildung kann in einzelnen Gebieten des Wissens und Könnens sich selbst als schwach erkennen; er wird sogar mit voller Absicht sein Streben wesentlich, wenn nicht ausschließlich, auf diejenigen

Gebiete richten, für welche er sich durch seine Gaben berufen findet; die Harmonie, welche die Bildung verlangt, wird eben dadurch hergestellt, daß er sein Unvermögen in den ihm verschlossenen Gebieten so klar erkennt wie sein Recht an die ihm zugänglichen. Der z. B., welcher bei mangelhaftem Gehör für die feineren harmonischen Nüancen, bei mangelnder Fähigkeit, ein Tongebilde in seinem Verlauf deutlich zu vernehmen und in der Vorstellung festzuhalten, wie sehr die Musik ihn entzücken möge, auf Ausübung derselben verzichtet, verhält sich zur Musik als Gebildeter. Nur der Ungebildete oder vielmehr der Halbgebildete vermag an einem ungenauen oder auch an einem genauen Nachbuchstabiren musikalischer Kunstwerke ein selbstgenügsames Behagen zu finden.

Mit der wachsenden Bildung nimmt die Bescheidenheit zu, weil die Würdigung auch der Gebiete, in welche man nicht hineinreicht, eine immer deutlichere wird. Ein gebildeter Mensch von reichem Wissen wird sicherlich über manche Frage schweigen, über welche ein mangelhaft Gebildeter von gleichem Wissen getrost sein Urtheil hören läßt; der Gebildete bewegt sich überhaupt nur auf seinem Terrain mit bescheidener Sicherheit, auf fremdem mit sicherer Bescheidenheit. Auch bei vorgeschrittener sittlicher Bildung bleiben wir in einzelnen Punkten schwach, wo das Naturell den Sieg besonders erschwert oder wo unsere Selbsterziehung am wenigsten Hülfe von außen erfahren hat. Daß wir uns mit Schmerz dieser schwachen Punkte bewußt sind, daß wir sie in Demuth eingestehen, beweist für die Höhe unserer sittlichen Bildung; Hochmuth und falsche Scham sind Zeichen von Uncultur oder Verbildung.

Je mehr die Bildung sich vollendet, um so mehr wird das Unschöne zur Unmöglichkeit; wie nach Goethe's treffendem Worte die Vornehmheit besonders an dem zu erkennen ist, was man nicht thut, so Bildung daran, was zu thun un-

möglich geworden ist. Darum ruht wahre gesellige Bildung nur auf der zur anderen Natur gewordenen Gewöhnung, auch im häuslichen Kreise das Unedle zu vermeiden. Mit Ausnahme des Unedeln und Unschönen ist freilich gerade dem Gebildeten Alles möglich; der Ungebildete und besonders der Halbgebildete bemißt seinen Rang nach den Leistungen, denen sich zu unterziehen er nöthig hat oder denen sich zu entziehen ihm vergönnt ist. Der Gebildete weiß nicht nur, sich leicht in jeder Aufgabe zu orientiren, er sieht auch seine Würde nicht durch irgend welche Verrichtung bedroht, die ein Zweck, welchen er seiner werth hält, ihm aufdringt. Jede Werkstätte ernster Arbeit bietet Beispiele dar; jeder Verantwortliche, jeder Befehlende in Haus und Feld, in Krieg und Frieden weiß davon zu sagen.

Aber es giebt auch Gebildete, welche ihre Zeit und Kraft unter dem Range ihrer Bildung verwerthen, und es giebt eine Ueberbildung, welche in raffinirtes Spiel mit Nebensächlichem und Aeußerlichem umschlägt. Den Griechen der klassischen Zeit war nur der Schöne und Gute der Gebildete. Jede überreife Civilisation ist geneigt, durch den Sinn für das Schöne, für des Angenehme, für das Stattliche den Sinn für das Tüchtige überwuchern zu lassen. Und selbst das Schöne entartet, sobald es wuchert.

Die Bildung des Mannes geht in unserer modernen Gesellschaft naturgemäß einen andern Weg als die der Frau. Der Mann hat sich in der Regel für einen Beruf zu bilden, der ihm seinen bestimmten Theil an der Gesammtarbeit des Staats und der Gesellschaft und zugleich seinen Erwerb sichert. Er muß eine bestimmte Fachbildung erstreben, nachdem die Schule ihn mit den allgemeinsten Grundlagen des Wissens ausgestattet, ihn zu dem Grade von Umsicht geführt hat, welcher ihm schon an der Grenze der Knabenjahre die verständige

Wahl des Berufs möglich macht. Wirken Haus und Schule auch während dieser frühen Zeit zugleich dahin, ihn vom innersten Kern der Persönlichkeit aus zu harmonischer Entwickelung zu fördern, so ist doch das Hauptaugenmerk auf das Aneignen, auf das Lernen im engeren Sinne des Wortes, gerichtet; und der Mangel an schöner Form, die Befangenheit in den kindisch-männischen Gesichtspunkten der Kameradschaft, ja selbst das Verharren des Gemüthslebens in knospenhafter Verpuppung wird ihm zu gut gehalten. Von der Position einer redlich errungenen Fachbildung aus, bei deren Eroberung er beharrliches Wollen und sicheres Unterscheiden gelernt hat, erwirbt er in reiferen Jahren leichter eine gediegene allgemeine Bildung, als wenn er schon in der Bestellzeit seine Blicke von dem Acker, den er zu bauen hatte, auf den großen Horizont hinschweifen ließ, in dessen Mitte er seine bescheidene Arbeit vollbringen sollte. Die Herrschaft über einen Zweig des Wissens giebt den Orientirungspunkt für das ganze Bereich des Erkennens.

Die Bildung der Frau ist nicht in erster Linie Sache der Schule. Da die Frau ihrer Natur nach mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe lebt, mehr durch den inneren Tastsinn als durch nüchterne Beobachtung und Verstandesrechnung der Außenwelt inne wird, so wird vorzüglich die moralische Luft, welche sie einathmet, die Form und Sitte des Hauses, das ihre Entfaltung beschützt, für die Bildung ihres Sinnes und Geschmacks, ihres Lebensideals wirksam; und grade für die Frau ist von früh an Bildung der Zweck auch jedes einzelnen Erlernens; was sie an einzelnen Kenntnissen und Fertigkeiten zu erwerben hat, das muß sie — wenn nicht eine besondere Lebenslage sie nöthigt, einseitige Fachbildung zu erstreben — womöglich erlernen, ohne daß sie dem Leben und der Arbeit des Hauses entfremdet wird, deren

„bildende Gewalt“ durch keine Pensionserziehung, durch keine Hochschule oder Damenakademie ersetzt werden kann.

Damit soll der Schule ihr Recht an die Frau nicht streitig gemacht werden. Abgesehen davon, welche Wissensgebiete sie ihrem Geiste erschließt, wirkt sie bildend, indem sie zur Sammlung der Aufmerksamkeit, zur Spannung des Willens auf inneren Erwerb, zur Erweiterung des Blickes über die beschränkte, zufällige Wirklichkeit und Gegenwart, über das persönliche Schicksal hinaus anleitet und zwingt. Sie wirkt um so segensreicher, je weniger sie die Wißbegier zersplittert, je weniger sie dem Gedächtnisse solche Kenntnisse einprägt, an deren Festhalten Gemüth und Charakter kein Interesse haben können, je mehr sie es vermeidet, den Geist mit Wissensflittern aufzuputzen, die nicht seine Gestaltung sondern nur seine Toilette beeinflussen. Der Bildungsluxus, der in den Töchterschulen mit oberflächlicher Aneignung moderner Sprachen, mit losgelösten Zweigen und Fasern der Naturwissenschaften, mit Schattenbildern von Litteratur- und Kunstgeschichte getrieben wird, ist nicht geeignet, wahre Frauenbildung zu bewirken. Das Wissen der Frau wird da Wurzel schlagen und Früchte bringen, wo ihr ästhetisches und sittliches Urtheil, wo ihr Sinn für menschliches Sein und Handeln ins Spiel kommt, wo ihre Phantasie angeregt wird, sich in Schönes und Großes zu versenken, wo ihr Wille durch Lehre oder Vorbild nachhaltige Impulse empfängt. Die Geschichte des eigenen Vaterlandes wird sich ihr tiefer einprägen als das Schicksal fremder Staaten, und die Sittengeschichte, der Antheil hervorragender Charaktere am Gange der Begebenheiten wird ihr bedeutender sein als Schachzüge der Diplomatie und staatsrechtliche Wandlungen. Einzelne Werke großer Dichter, bis zu inniger Aneignung dem Geiste eingeprägt, werden ihr ein lebendigeres Wissen von dem geben, was die Poesie für die Entwickelung

der Völker und für die Veredelung des Lebens bedeutet, als die umfassendste Kenntniß von Dichternamen und die bestpointirte Charakteristik ihrer Hervorbringungen. An dem Segen der Kunst wird ihre Bildung nur Theil haben, sofern sie Auge und Ohr mit gesammelter Andacht dem Eindruck edler Kunstschöpfungen hingiebt — sei sie zu Leistungen oder nur zu passivem Empfangen beanlagt. In normaler Lebenslage bedarf die Frau keiner andern Fachbildung als derjenigen, welche ihre Hausfrauentüchtigkeit bedingt, und nur diese Grundlage giebt die Gewähr, daß auch ihr Streben nach allgemeiner Bildung ein gesundes sein werde.

Wo die Bildung auf normaler Grundlage ruht, wo sie von innen heraus ihre gestaltende Arbeit begonnen hat, wächst und schafft sie unablässig weiter, sofern ihr nicht die Lebensbedingungen abgeschnitten werden. Denn, wie sie immer mehr zur andern Natur wird (Affektation ist ihr Spottbild, Ueberbildung ist ihre Karrikatur), so wird ihr auch der Blutumlauf und die Fruchtbarkeit des Natürlich-Lebendigen zu eigen, „wo Kräfte auf und nieder steigen und sich die gold'nen Eimer reichen". Die Thätigkeit des Verstandes wirkt befreiend und erheiternd auf das Gemüth, die Anregung der Phantasie, die Erquickung des Gefühls durch das Schöne beleben die Freudigkeit des Willens, die edle Arbeit und Stimmung des Herzens geben der Erscheinung Adel und Wohllaut.

Freilich geschieht es auch, daß die Bildung im Lauf des Lebens Rückschritte macht. Zwar die jüngere Generation behauptet dies nicht selten irrthümlich von der Bildung der älteren, wenn diese nicht auf allen Gebieten ihr Wissen in den Richtungen erweitert, ihren Geschmack in dem Sinne verändert hat, welche vorherrschend geworden sind, seit die Alten ihre Bildung begründeten. Diese einseitige und unreife Auffassung ist eben nur ein Beweis dafür, daß dem Wissen

des Urtheilers die Umsicht der Bildung fehlt. Die Erweiterung des Wissens, die Veränderung des Geschmacks können ihre natürliche Grenze in der Geschichte einer Persönlichkeit gefunden haben, ohne daß der Höhestand ihrer Bildung darunter gelitten hat. Thatsächliches Zurückgehen in der Bildung erfolgt nur durch Zurückgehen in der Idealität und Geistigkeit des Standpunkts, wie solches durch sorgenvolle und mußelose, noch öfter durch Lebensverhältnisse, welche geeignet sind, zu verweichlichen und zu verflachen, verursacht wird; so leidigem Rückgang vermag nur ein hochgerichteter und energischer Wille zu begegnen.

Dem Wohlgefühl, welches der Besitz der Bildung giebt, fehlt ein Dorn nicht; es ist der unabweisbare Schmerz über den Contrast, in welchem innerhalb derselben Gesellschaft Rohheit und Mißbildung neben sittlicher Verfeinerung und veredelter Form stehen. Wenn der Gebildete in der Mehrzahl der Fälle sich eingestehen muß, daß er den unschätzbaren Vorzug seines Standpunkts weniger dem eigenen Ringen als dem Einfluß der Umgebung verdankt, in welche er sich von früh an gepflanzt sah, so wird er gern an sich selbst die Forderung stellen, den Dank für diesen Vorrang dadurch zu entrichten, daß er Anderen zu sich emporhilft. Innerhalb der gegebenen Sphäre wird diese Wirkung ja ohnehin stetig geübt. Aber wo sich ein Ueberschuß an Zeit und Kräften findet, wie er z. B. im Tagewerk wohlhabender gebildeter Frauen häufig nachzuweisen wäre, da würde das gewonnene Capital an Bildung nicht leicht eine bessere Anlage finden können als in freiwilliger erziehender Einwirkung auf unterhalb stehende Kreise. Wie mancher Zögling einer sorgfältigen Bildung könnte sich die Aufgabe stellen, aus der bel étage, in welcher er einer edeln Muße pflegt, in die halbdunkeln souterrains der Gesellschaft Licht und Wärme zu tragen! Wahre Bildung, welche selbst

gesunde und tiefe Wurzeln hat, würde dabei nicht in Gefahr kommen, wurzellose Blumen pflanzen zu wollen; sie weiß, was sie zurückzuhalten und was sie zu geben hat. Und ihr Bemühen würde nicht nur Segen und Freude verbreiten, nicht nur sein bescheidenes Theil zur Heilung von Schäden beitragen, deren böser Hauch eben so naturgemäß um sich greift und schädigt, wie der Bildung Athem erquickend und läuternd ausströmt; auch den Mittheilenden würde diese erziehende Thätigkeit zu Gute kommen; die Arbeiten und Erfahrungen ihrer Mission würden ihre eigene Bildung davor behüten, zur Luxuspflanze zu entarten.

Ist solche Bildungs- und Erziehungsthätigkeit außerhalb des Bereichs der eignen Häuslichkeit für die Frau eine selbstgewählte, so führt den Mann schon der Fach- und Lebensberuf in Berührung mit Personen anderer Bildungsgrade; es genügt, an die Beziehungen des Vorgesetzten zu den Subalternen, an die seelsorgerische Thätigkeit des Geistlichen, an den Wirkungskreis des Arztes, des Lehrers, des Offiziers, des Fabrikherrn, an die Berührung von Gebildeten und Ungebildeten im Dienst der Gemeinwesen zu erinnern.

Während Verbildung entstellt und abstößt, übt wahre Bildung auf den Ungebildeten, der nicht ein ganz Entarteter ist, einen Zauber. Scheucht gespreizte Vornehmheit der Haltung den Geringen zurück, Adel der Haltung stimmt ihn zwar nicht zutraulich, doch empfänglich; macht Gelehrsamkeit und Künstlichkeit der Sprache den schlichten Hörer stutzig, Klarheit, sachgemäßer Ausdruck regt die Lernbegier an. Der Gebildete spricht die Sprache Jedermanns, ohne seine Muttersprache zu verleugnen, weil das Mitgefühl und das Verständniß, das er für den untergeordneten Standpunkt hat, ihm unwillkürlich den Ton giebt, welcher den Hörer trifft. Wie die Sprache, so das Wesen und die Haltung des Gebildeten; sie

leuchten ein, sie beschämen die Rohheit, sie wecken das sittliche Schönheitsgefühl, sie finden Wiederhall und Nachklang. Es ist nicht nur eine hohe Pflicht, es ist das Kennzeichen des wahrhaft Gebildeten, daß er im ganzen Bereich seines Auftretens und Handelns bildend auf Andere wirkt.

Bitte.

Das Wort „Bitten" wird auf einen lateinischen Ausdruck zurückgeführt, welcher Suchen, eifrig Erstreben bedeutet. Der seit Jahrhunderten übliche deutsche Sprachgebrauch (wie er auch schon in Luthers Bibelübersetzung ausnahmslos angewendet wird) legt den Schwerpunkt des Wortsinnes in die Freiwilligkeit des Gewährens: Bitte ist das Gegentheil von Befehl.

Dennoch ist die Bitte eine Macht. Abgesehen von ihren äußeren willkürlichen oder unwillkürlichen Ueberredungsmitteln, übt sie ihrem Wesen nach dadurch Macht aus, daß sie an den guten Willen appellirt, daß sie den Milden, den Großmüthigen, den Liebreichen, ja selbst den, der eben nur gern ein Gütiger sein möchte, bei seinem wahren Namen ruft, daß sie Vertrauen zu seinem Herzen ausdrückt. Je mehr die Liebe ein Verhältniß beseelt, je mehr in einem Kreise, in einem Volke die Civilisation Boden gewonnen hat, um so ausgedehnter ist die Herrschaft der Bitte. Sie herrscht als natürlicher Ausdruck des inneren Verhaltens wie als äußere Höflichkeitsform. Das Zuviel und das Zuwenig ihrer Anwendung und ihrer Wirkung ist charakteristisch für die Bitter und für die Gewährer; es ist Sache des guten Herzens, des gesunden Selbstgefühls, des feinen Takts, recht zu bitten und nur das Rechte zu bitten.

Wo williger und unbedingter Gehorsam in der Natur des Verhältnisses liegt, kann die Bitte um Folgeleistung eine so leere und sogar unwahre Form sein, daß sie dem unfertigen und rohen Menschen den Gehorsam eher erschwert als erleichtert. Das ist an Kindern und an Untergebenen zu beobachten. Um so wohlthuender wirkt die rechtzeitig den Befehl vertretende Bitte in Momenten, wo der Gehorsam ein schwerer ist; sie heißt dann: gehorche doch gern! du sollst ja nicht blos, du willst ja auch! ich möchte lieber für willigen Gehorsam danken als unwilligen erzwingen! Selbst stumpfe Menschen werden durch das Wort „bitte" zuweilen bezaubert, wo es sie überraschend anstatt des Befehls oder der Zurechtweisung trifft; sie stimmen unwillkürlich in die edle Tonart des Andern ein und Beiden ist geholfen.

Wo man liebt, bittet man gern, auch um Gewährungen, welche der Andere aus Güte ungebeten leisten würde; die Bitte zu umgehen ist die Kunst der Hochmüthigen und Undankbaren; wer nicht so stolz ist, auf das Empfangen zu verzichten, darf sich auch das Anerkenntniß der Güte des Andern und der eigenen Abhängigkeit nicht erlassen, welches in der Bitte liegt.

Das Lob, daß Jemand sich auf das Bitten verstehe, ist freilich auch nicht fein. Die Bescheidenheit versteht zu bitten, die Begehrlichkeit versteht sich auf das Bitten; und mancher, der sehr schön zu bitten weiß, vergißt das Danken, nicht weil er zu stolz, sondern weil er zu vergeßlich ist; denn die Noth, auch die eingebildete, die das Bitten trefflich lehrt, ist vorüber, wenn das Danken an die Reihe kommt; daher das bittere Wort: „heiße Bitte, kalter Dank". Nicht weil die Bitte eine Macht ist, sondern weil sie zum Theil eine Demüthigung ist, muß man bitten lernen. Auch giebt es eine Gabe der freien Güte, welcher selbst der Stolzeste nicht entrathen, der Unbe-

dürftigste nicht entbehren kann: die Verzeihung. Daß die Verzeihung erbeten sein will, liegt nicht im Wesen der Vergebung sondern im Wesen der Schuld; die Bitte um Verzeihung gehört zu denen, welche nicht erlassen werden dürfen.

Die Bitte sollte aber auch nicht mißbraucht werden, — am wenigsten die um Verzeihung. In zärtlichen Freundes- und Familienkreisen wird oft mit dem Bitten ein wahrer Luxus getrieben; man bittet und verlangt, was eine augenblickliche Laune zu wünschen eingiebt; man bittet um Erlaubniß für Unerlaubtes, um Erlaß dessen, was zu thun man verpflichtet ist. Dem Bitter sich zu versagen, welcher unsere Güte vergewaltigen will, ist eben so verdienstlich, wie die Bitte zurückzuweisen, die unser Gewissen berücken möchte: Wer könnte es uns wohl vernünftigerweise danken, wenn wir ihm eine Bitte erfüllen, die wir mißbilligen müssen? Eltern, welche ihren Kindern erlauben, zu erbitten, was zu wünschen Unbescheidenheit, Begehrlichkeit ist, verweichlichen sie; die ihnen das Bitten erlassen, verhärten sie.

Erlassen darf man nur dem die Bitte, der zu bescheiden ist, um zu bitten. So geringen Werthes die Kunst ist, sich auf das Bitten zu verstehen, so schön ist die Kunst, die Bitte zu verstehen, wo sie sich nicht auf die Lippen wagt. Wo das ganze Bezeigen eine unausgesprochene Bitte ist, heißt es grausam sein, sie nicht zu hören; einem stummen Bitter ist es schon Wohlthat, vernommen und beschieden zu werden, selbst wenn der Bescheid ein ablehnender sein muß. Wo die Gewährung Ehrenpflicht ist, kann sie nicht erbeten werden. Kann man bitten um Dank? kann das Alter die Jugend bitten um Ehrerbietung? kann die Frau den Mann um Schonung ihrer Schwäche, um Ritterlichkeit bitten? Was bedeutet aber das Versagen, wo um Gewährung nicht gebeten werden kann?

Bitterkeit.

„Das ist bitter!" sagt man von Erlebnissen, die ganz gemacht sind, die Seele zum Sträuben zu bringen. „Verbitterte Freude", „vergällter Genuß" sind nicht Eindrücke, denen etwas fehlt, um völlig angenehm zu sein, sondern solche, deren wohlthuender Gehalt durch jene Beimischung völlig ins Gegentheil verkehrt wird. Ein bitteres Wort inmitten wohlwollender Aeußerungen ist geeignet, den letzteren alle Kraft zu nehmen, den Glauben an ihre Aufrichtigkeit zu zerstören.

„Du wirst bitter" sagt mehr als „du wirst hart", „du wirst scharf". Erbittert ist man gegen Jemand, wenn Zorn, Unwille, Empfindung des Vorwurfs zur bleibenden Stimmung gegen ihn geworden sind. Mit Süßem kann Saueres sich mischen zu angenehm gemildertem Geschmackseindruck; das Bittere dagegen muß sich bis zur Unkenntlichkeit verstecken, wenn es nicht jeden gesunden Gaumen beleidigen soll. Wie die moralische, so ist auch die physische Bitterkeit nur blasirten Nerven als Reizmittel willkommen.

Bei dieser Widerwärtigkeit des Bittern würde die kranke Lebensstimmung, die man Bitterkeit nennt, eine sehr seltene Erscheinung sein, wenn der Patient nicht in dem Wahn befangen zu sein pflegte, die Bitterkeit, welche er schmeckt, läge in den Dingen, während sie im abnormen Zustande des Schmeckenden liegt. Ihm ist ja nicht nur bitter, was ihm als Arzenei verabreicht wird; nicht nur solche Schmerzen fühlt er, die uns weh thun *sollen*; ihm erregt auch widrige Gefühle, was ihn ruhig lassen oder gar erfreuen sollte; und in dem, was ihn betrüben darf, fühlt er nicht zugleich den lindernden und versöhnenden Gehalt, der für gesund empfindende Herzen fast jeder herben Fügung beigemischt ist.

Ein verbittertes Gemüth ist schon insofern krank, als es überhaupt mit seinem eigenen Loose zu sehr beschäftigt ist, oder doch, wenn es sich diese Beschäftigung nicht gestattet, in seiner Auffassung des Lebens und der Menschen die eigenen harten Erfahrungen und die aus denselben herrührende Verstimmung wiederspiegelt. Um in dieser Auffassung Recht zu behalten, sucht und erspäht der Verbitterte mit krankem Spürsinn an Personen und Ereignissen die Seite, welche geeignet ist, den guten Glauben, das fröhliche Vertrauen zu verkümmern. Harmlose Gemüther bedenklich zu machen, die rosige Brille der Unerfahrenen ein wenig zu schwärzen, angeblich zu „klären", gewährt dem Bittern eine gewisse Genugthuung.

Er beschönigt dieses Nachgeben an seine Stimmung damit, daß er sich schmeichelt, Andere vor den Enttäuschungen zu bewahren, die ihn selbst gekränkt haben; er unterscheidet aber nicht streng, ob sein Einfluß sich begnügt, vor den Selbsttäuschungen des Uebermuths zu warnen, oder ob er den guten Glauben gefährdet, durch den der Harmlose Erquickung bereitet, nicht selten heilsame Beschämung bewirkt, und mit dem er eben so oft Recht behält als der Grämliche mit seinem Mißtrauen in die Lauterkeit und Echtheit der Gesinnung Anderer.

Von den Schädigungen, welche der in Bitterkeit Gerathene sich selbst zufügt, ist es noch nicht die schlimmste, daß er die Menschen veranlaßt, seine Gesellschaft eher zu meiden als zu suchen; schlimmer ist, daß er sich der reinen, selbstlosen, veredelnden Freuden beraubt, die ein unbefangenes Herz bei eigenen Entbehrungen aus dem Glücke Anderer schöpft; schlimmer die innere Armuth und Unschönheit, welche unausbleiblich da ihren Sitz aufschlagen, wo der Glaube an menschliche Güte geschwunden ist. Nicht einmal Ruhe hat der Verbitterte! Er ist weder zufrieden mit den Menschen, noch mit Gott, noch mit sich selbst.

Die Entstehung dieses beklagenswerthen Seelenzustandes ist zuweilen räthselhaft; es giebt treffliche Eigenschaften des Charakters, welche doch nicht vor Verbitterung schützen und die Gemüthsbeschaffenheit, welche auch bei den herbsten Erlebnissen die Gefahr dieser Verirrung fern hält, ist nicht Jedem erreichbar; rechtschaffene, uneigennützig und angestrengt ihrer Pflicht obliegende Menschen können ihr unter dem Eindruck schwerer Schicksale zum Opfer werden; nur natürliche Gutmütigkeit, Bescheidenheit, Neidlosigkeit sind gegen sie gefeit. Personen von solcher Gemüthsart können den verbitterten Seelen die größten Wohlthäter werden, wenn der Verbitterte nur so viel Unbefangenheit bewahrt hat, um die lindernde Ausströmung ihrer reinen und friedlichen Atmosphäre wahrzunehmen und einzuathmen.

Flache Glückskinder sind die gefährlichsten und am wenigsten berechtigten Gegner der Erbitterung. Nur wer sich rühmen dürfte, daß sein fröhliches Vertrauen und sein harmloses Wohlwollen auch dann unangefochten durchs Leben gehen würden, wenn Mißgestalt oder andere Verkümmerungen der leiblichen Erscheinung ihm die Geltung unter den Menschen geschmälert, wenn Undank und Kränkung ihn für aufopfernde Liebesdienste gelohnt, oder wenn eine verwaiste Kindheit oder ein verwaistes Alter ihn an den kargen guten Willen fremder Wohlthäter gewiesen hätte, nur der würde die Verbitterten als selbstquälerische Thoren ansehen dürfen.

Es ist leichter, vor dem Verfallen in Erbitterung sich zu hüten, indem man bei den ersten Anwandlungen sich selbst zurechtweist, als den Weg zurückzufinden, wenn man bereits tiefer in diesen Standpunkt und in diese Stimmung gerathen ist. Mit Gefühlen ist überhaupt schwer zu rechten und die Bitterkeit gehört zu den hartnäckigsten und geschicktesten Rechthabern; greift man sie nicht in dem Vordersatz an, von

welchem sie auszugehen pflegt, so wird man ihrer Schlußfolgerung nichts anhaben können. Ihr Vordersatz heißt: das Glück hängt von dem Maß der Liebe ab, welche wir erfahren. Kann man einen Erbitterten zu der Ansicht bekehren, daß die Liebe, welche wir für Andere fühlen und ihnen erweisen, die Quelle alles Glückes ist; kann er sich vollends entschließen, die Richtigkeit dieses Satzes praktisch zu erproben, so ist sein Uebel nicht unheilbar.

Brief.

Der Brief ist nach dem Wortsinn eine gedrängte Mittheilung, eine Abbreviatur. Jene bekannte Aeußerung eines alten römischen Correspondenten, welcher bedauert, seinem Freunde einen langen Brief schreiben zu müssen, weil es ihm an Zeit fehle, einen kurzen zu schreiben, läßt erkennen, daß die ältesten Meister der schriftlichen Verkehrsprosa eine concentrirte Darstellungsweise für die dem Briefe gemäße hielten. Nur mit gesammeltem Geiste, rasch vielleicht, aber nicht ohne innere Muße, kann ein solcher Extrakt gegeben werden. Abgesehen von der römisch-classischen Vorliebe für schlagenden und vollwichtigen Ausdruck, ist sicher die Gemüths- und Geistesverfassung, in welcher der Brief zum concentrirten Seelenbilde wird, auch heute noch die dem Schreiber zu wünschende. Ein Brief ist nicht eine Abhandlung, er ist aber auch nicht blos eine Bescheinigung oder ein Symptom vorhandener persönlicher Verhältnisse; er ist ein Besuch. Was der Anblick, was der Ton der Stimme, was die Thatsache des Kommens dem Worte als Zeichen der Gesinnung des Sprechenden hinzufügt, das hat der Brief nicht etwa zu er-

zählen, er hat es durch seine Fassung unmittelbar auszudrücken. Je mehr die Worte, welche er gebraucht, die rechten sind, je mehr sie ohne Wahl der rechten inneren Verfassung entspringen, um so besser vergegenwärtigen sie dem Leser die Person des Schreibenden; und da die rechten Worte immer nur die nöthigen sind, wird ein solcher Brief, wenn auch ein vielumfassender, ein langer, doch nie ein gedehnter sein.

Mit der Erleichterung des brieflichen Austausches, welche in Folge der veränderten Ausdrucksweise und der unendlich gesteigerten Verkehrsmittel eingetreten ist, hat der Brief an Feierlichkeit verloren. Aber auch heute noch ist er ein Bote der Liebe und des Zornes, der Freude und des Schreckens, der Sorge und des Trostes, auch heute noch ist er ein Fern-treffer, ein Geisterbeschwörer. Sein Ausbleiben und sein Kommen, sein Ton und sein Inhalt sind für unser Wohlsein, oft für unser Handeln von Bedeutung; und der oft gehörten Behauptung: der natürlichste Brief sei immer der beste, wäre die Frage entgegen zu stellen: welche Naturen sind die besten Briefschreiber?

Gewiß sind manche Unarten des Briefes und der Correspondenten dadurch entstanden, daß der Brief in der Schule als Stilübung angewendet wird. In der Vorstellung vieler Erwachsener bleibt er ein Pensum, eine künstliche Form der Mittheilung, die man sich gern erläßt, wenn nicht besonders dringende äußere Ursachen mahnen, „die Feder zu ergreifen“. Und dann entsteht wohl ein sogenannter „schöner“ Brief, dessen stilistische Tadellosigkeit die Wärme und Lebensfrische der Empfindungen des Schreibenden eher verbirgt als zum Ausdruck bringt. Doch tritt diese Nachwirkung des Schulzwanges nur bei Solchen ein, deren Schulzeit blos eine Lernzeit gewesen ist, ohne ihnen den lebendigen Keim selbständiger Weiterbildung in die Seele zu legen.

Was ist ein schöner Brief? was ist der echte Briefstil? giebt es Schönheitsregeln für den Brief? giebt es stilistische Musterbriefe? Sind wir bereits über die echte Natur des Briefes im Reinen, weil wir heute mitleidig lächelnd auf die Schminke und die Schönpflästerchen, auf die Perrücke und den Galanteriedegen herabsehen, in welchen vor etwa hundert Jahren noch, wenigstens bei uns in Deutschland, der Brief, selbst der Liebesbrief stolzirte?

Alle die schönen, mit Recht bewunderten Briefe, die einen Theil der classischen Litteratur bilden, sind der Ausdruck der Persönlichkeit, von der sie ausgegangen, der Gedanken und Empfindungen, welche gerade diese Person in einem gegebenen Augenblick, in einer bestimmten Lage erfüllt haben; sie sind in der Form, im Stil so verschieden von einander wie die schreibenden Persönlichkeiten es waren. Unserer großen Dichter und Denker zu geschweigen, gehören zu den berühmtesten Briefstellern unserer classischen Litteraturepoche einige Frauen, an ihrer Spitze Bettina und Rahel. Ihre Briefe gefallen nicht Jedem; es wird wohl jetzt sogar schon in der Schule gelehrt, daß sie der Ausdruck einer im Cultus der Persönlichkeit schwelgenden Epoche waren; aber wer sie mit unbefangenem Sinn erfaßt, wird gestehen, daß sie in charakteristischer Weise die innere Physiognomie der Schreiberinnen wiederspiegeln, daß ihre Form aus einem lebendigen Gedanken- und Gefühlsgehalt, aus Anschauungen sich ergiebt, welche auf entsprechenden Ausdruck gedrängt haben, eben weil sie bestimmt und lebendig waren. Diese Treue des Ausdrucks ist nachahmungswerth und nachahmbar, auch für den, welchem die unnachahmlichen Eigenschaften jener Briefstellerinnen, die Originalität des Gedankens, der Glanz der Empfindung und der Phantasie, versagt sind; und auch wenn er finden sollte, daß in diesen einst Epoche machenden Producten eines elektrischen Zustandes der

gesellschaftlichen Atmosphäre die Selbstdarstellung auf die Spitze getrieben sei.

Die Warnung vor affektirter Nachahmung jener oder anderer berühmter Originale würde heute nicht am Platze sein. Affektation, Steigerung seiner selbst, das Hinaufschrauben zu einem erkorenen Ideal ist nicht modern; man hat den Muth, sich gut genug zu finden und mit dem formlosesten Ausdruck der eigenen Einfälle fürlieb zu nehmen. Die Naturalisten des Briefstils aber sollten wenigstens bedenken, daß selbst die Photographie, deren Naturwahrheit Niemand bestreiten wird, ein charakteristisches Portrait nur dann hervorbringt, wenn das Original gut beleuchtet war, und daß bei dem geistigen Portrait die Beleuchtung von innen kommen muß. Von Briefen, welche nur gelegentlich als Vermittler des täglichen Verkehrs geschrieben werden, von geschäftlichen, gesellschaftlichen Notizen, von sachlichen Erörterungen in Briefform ist hier nicht die Rede, sondern von schriftlichen Aeußerungen, welche den persönlichen Umgang ersetzen, welche die räumliche Entfernung zwischen Menschen, die zu einander gehören oder doch in bestimmten Beziehungen an einander gewiesen sind, überbrücken sollen. Für diese Briefe — sie mögen von Hochgebildeten oder von Personen mittler Schulung ausgehen, ist gewiß mit Recht zu verlangen, daß der Schreibende wisse, was er sagen will, daß er das, was er denkt auch fühle, und daß er sich lebendig bewußt sei, zu wem er spricht, — selbst die Erfüllung dieser Anforderungen ist aber nicht ohne Weiteres durch die Natürlichkeit des Briefes garantirt; denn nicht Jedem ist es natürlich, sein wahres Selbst in sein Thun und Sagen zu legen.

Ein lebendiger Brief, der den Entfernten im Schmuck seiner geistigen Gaben, in freundlicher Laune dem Empfänger vor die Seele zaubert, kann oft in die trübste Stimmung einen

befreienden Luftzug bringen, während Briefe, deren Aufschrift einen unerquicklichen Geistesgruß verkündet, vom Empfänger oft kaum beachtet, langsam eröffnet und mit einem stillen Seufzer über die eigene Unhöflichkeit gegen den ahnungslosen Gast wieder aus der Hand gelegt werden. Und doch kamen beide Briefe von Personen gleicher Begabung, deren Eine die Gewohnheit hat, ihre Briefe zu rechter Zeit zu schreiben, d. h. mit der Muße des Herzens, welche bei dem Angeredeten innerlich weilt, in sein Auge sieht und liebevoll angeregt die Geisteswellen ihm zuströmen läßt, während der andere Schreiber für den Verkehr mit den Entfernten nur flüchtige oder erschöpfte Augenblicke übrig behält, deren ausdruckslose, matte Züge in seinen Briefen sich spiegeln. Mancher hat freilich ein so armes Herzensleben, daß er überhaupt gar nicht vermag, Anderes als das äußerlich Gegenwärtige deutlich zu fühlen. Niemand wird gern zugeben, daß er zu diesen gehöre, und daß aus diesem Grunde Personen, welche ihn im Beisammensein lebhaft und angenehm zu beschäftigen pflegen, von ihm stimmungslose Briefe empfangen, die nicht auf den Empfänger, kaum auf den zu erwidernden Brief eingehen. So phantasielose Leute pflegen selten zu schreiben und „mit Ueberraschung“ aus dem Datum des zu beantwortenden Briefes zu ersehen, „wie lange sie gezögert haben“. Diese Correspondenten entgehen allerdings dem Vorwurf der schriftlichen Verkehrssucht, der brieflichen Plauderseligkeit, welche aus den gelehrten und schöngeistigen Kreisen des vorigen Jahrhunderts in das Leben heutiger halbgebildeter und überbildeter Menschen als Gewohnheitsbeschäftigung, als Scheinarbeit herabgestiegen ist, und besonders bei Jüngeren, die noch reichlich Muße haben, eine, wenn nicht anspruchsvolle doch breite Rolle spielt. Junge M ä n n e r plaudern lieber mündlich, angeregt durch kameradschaftliches Zusammensein, durch Getränk und Cigarre;

die Feder ist selbst der Mehrzahl der geistig Regsamen zu sehr Handwerkszeug, um sie mit Vorliebe als Mittel des freiwilligen Austausches zu gebrauchen. Um so stärker luxurirt der Brief, als Fortsetzung der in der Schule geläufig gewordenen Stilverschwendung bei jungen Damen.

Ob der Schreiber ein gesammeltes und geordnetes Gemüth ist, ob er unruhig und maßlos empfindet, ob er in seinem Denken und Urtheilen besonnen und gewissenhaft verfährt oder von Scheingründen, von hergebrachten Stichwörtern sich blenden läßt, ob er diskret oder indiskret ist, ob er ein launenhaftes, in der Tonart wechselndes oder ein stetiges Herzensleben führt; ob er Egoist ist und nur an die Dinge denkt, die er selbst wissen will; ob andere Persönlichkeiten ihn so tief interessiren, daß ihr Leben und Erleben in dem seinigen eine Rolle spielt — das Alles kommt nicht gerade in jedem einzelnen Briefe, aber im gesammten brieflichen Bezeigen zum Ausdruck. Wie unerheblich ist dagegen die äußere Form der Schreibart! So wenig ein schönes Organ oder eine reine Mundart für nichtige oder thörichte Mittheilung entschädigen kann, so unabhängig ist der Eindruck eines Wortes, das aus treuem, freundlichem Herzen, aus klarem Geiste kommt, von den Aeußerlichkeiten der Sprechweise; die Wirkung des Briefes wird durch Schönheit der Fassung keinesweges immer erhöht; aber auch Natürlichkeit der Sprache kann für einen unerquicklichen Inhalt nicht entschädigen.

Die ästhetische Forderung, daß der Brief in der Fassung naiv sein solle, hat für einen Briefverkehr, der wirklichen inneren Umgang repräsentirt, insoweit ein Recht, als Schlichtheit und Ungesuchtheit des Ausdrucks Menschen von geläutertem Geschmack und gutem Ton überhaupt eigen sind — im brieflichen wie im persönlichen Verkehr. Eigentlich naive Briefe können und dürfen nur von naiven Menschen geschrieben werden;

aber gewiß sollte geistige Unbeholfenheit Keinem ein Hinderniß sein, sich brieflich zu äußern. Findet sich nicht Unbeholfenheit des Wortes oft bei Menschen von tiefstem Gefühl, von mächtiger Persönlichkeit? Wenn sie schreiben wollten, was zu sagen sie sich gedrungen fühlen würden, wären sie dem Anzuredenden gegenüber, so würde der Leser zu ergänzen wissen, was ihrem Ausdruck fehlte. Wirkt nicht oft schon der Anblick der Handschrift, als hörte man den Ton der Stimme? wie viel mehr der schüchtern oder mühselig geäußerte Gedanke, wenn er nur das wirkliche Produkt der uns vertrauten Geistesart des Schreibers ist; das Stammeln, auch das geschriebene, kann rührender, überzeugender sein als die gewandteste Rede. Beiläufig: was die Handschrift angeht, so ist es nicht selten, daß der Mangel an Deutlichkeit das Behagen des Lesers stört und der Eindringlichkeit schadet. Wie es einen blühenden Stil, einen charakterlosen, einen schwerfälligen, einen umständlichen Stil giebt, so giebt es auch Handschriften von allen diesen Nüancen; und wie jedem Schreibenden der ihm gemäße Stil sich ergiebt, indem er nach Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks strebt, so würde auch für die Handschrift, nachdem die Schule ihr die erste Bildung gegeben hat, Einfachheit und Deutlichkeit eine bessere Richtschnur sein als das Streben nach Zierlichkeit und Eleganz.

Mag es auch schwer fallen, sich die Person eines Abwesenden und die Beziehung zu ihm lebhaft zu vergegenwärtigen: das wenigstens sollte Jeder vermögen, das Entferntsein des Correspondenten im Sinne zu behalten. Die kleinste Entfernung hat mit der Trennung durch weite Räume das gemein, daß sie den Einen dem Andern unsichtbar und unhörbar macht. Das Lächeln, das Erröthen, der Ton, womit ein Wort gesprochen wird, kann manches Wort klar

machen, manches scharfe Wort mildern. Der Brief erwartet seine Betonung vom Leser; wenn er ihn verstimmt, stutzig macht, wird derselbe nicht im Stande sein, ihm eine wohllautende Klangfarbe zu leihen. Auch vermehrt die bloße Thatsache der Trennung — zuweilen die Unerreichbarkeit — das Gewicht jeder Aeußerung, namentlich der betrübenden, der Sorge erregenden, welche bange Rückfragen im Leser erwecken. Selbst der Telegraph kann sich mit den Schlägen des klopfenden Herzens nicht an Schnelligkeit vergleichen. „Und dachte denn der Andere garnicht daran, als er den Stein fallen ließ, der mit jedem Raumtheil, welchen er durchmißt, an Schwere zunimmt, daß der Stein mich erst nach so langer Wanderung trifft, — sollte er mich so schwer treffen?" fragt der Erschreckte mit Recht.

Wenn das Wie des Briefschreibens durch das Wie des ganzen Menschen bedingt ist, so ist auch die Rolle, die das Briefschreiben in seinem Leben spielt, von seiner Art zu sein abhängig. Briefschreiben ist überhaupt ein sich Benehmen, ein sich Verhalten; und wenn manche gutartige, ihr Benehmen sonst unwillkürlich controlirende Menschen sich erlauben, unzuverlässige und ungleiche Correspondenten zu sein, so kommt das eben nur daher, daß sie nicht gelernt haben, sich ihren geistigen Besitz an Beziehungen ohne sinnliches Erinnertwerden gegenwärtig zu halten.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß Personen, welche sorglos bekennen, „schreibfaul" oder „schlechte Correspondenten" zu sein, nicht wissen, welches Zeugniß sie damit ihrer Erziehung, ihrer Phantasie und ihrem Herzen ausstellen.

Charakter.

Charakter heißt Bezeichnung, Merkmal; dieser rein formelle ursprüngliche Sinn des Wortes ist darin erkennbar, daß es früher, und hier und da noch heute, für Schriftzeichen, für Buchstabe gebraucht wird.

Weil für den Menschen nichts bezeichnender ist als die seiner Persönlichkeit zu festem Eigenthum gewordenen sittlichen Motive und die Art, wie er denselben handelnd Ausdruck giebt, werden diese Züge sein Charakter genannt. Noch weiter geht die Sprache in der Zuspitzung dieses Wortsinns, indem sie mit dem bloßen Ausdruck „Charakter haben" oder „ein Charakter sein" das Vorhandensein bestimmt ausgeprägter und mit Consequenz wirkender sittlicher Eigenschaften bezeichnet, während sie Wandelbarkeit des Sinns und Bezeigens Charakterlosigkeit nennt, möge das Naturell des so Bezeichneten immerhin unterscheidende Merkmale anderer Art an sich tragen.

Diesem Sprachgebrauch liegt nicht allein eine scharfe Begriffsbestimmung zu Grunde, sondern ein sittliches Urtheil. Der Mensch soll Charakter *haben*, wenn er in der Reihe seiner Genossen nicht für eine bloße Zahl gelten will; er soll ein Charakter *sein*, wenn er die Geltung einer sittlichen Individualität in der Gesellschaft beansprucht. Schwanken die Linien seiner sittlichen Physiognomie, giebt die Art wie die Dinge auf ihn wirken und wie seine Impulse in seinem Thun zum Ausdruck kommen, kein geschlossenes Gesammtbild; weiß man nicht, wessen man sich zu ihm zu versehen hat, so wiegt er nicht als ethische Persönlichkeit.

Ein scharf ausgeprägtes, vom Gewöhnlichen abweichendes Naturell ist noch kein Charakter, selbst wenn seine individuellen Züge zur Unveränderlichkeit erstarrt sein sollten. Sogenannte Originalität der Anschauungen und des Handelns gilt oft

irrigerweise, auch wenn sie nur auf der Oberfläche spielt oder vielleicht nur eine egoistische Grille ist, in ihrer eigenen Schätzung und in der Anderer als Charakter. Ebenso irrig ist es, Temperamentseigenschaften für Charakterzüge zu halten; von einem heftigen Charakter, von einem feurigen Charakter, von einem phlegmatischen Charakter, kann mit eben so wenig Recht die Rede sein als z. B. von einem klugen Gemüth. Temperamentseigenschaften werden entweder dem Charakter dienstbar, oder sie behaupten sich neben den Zügen, welche den Charakter ausmachen; nur die Eigenschaften, welche ein von bestimmtem Erkennen geführter Wille hervorgerufen oder doch bestätigt hat, sind Charakterzüge. Im Willen liegt unsere Stärke. Unsere moralischen Eigenschaften sind es, welche unsere Macht zu schaden oder zu nützen bedingen; deshalb ist die Festigung dieser Züge zu einer zweiten Natur für uns und für Andere ein Segen oder eine Gefahr, je nachdem sie gut oder böse, edel oder niedrig, schön oder häßlich sind; und es lohnt sich zu fragen, welche Bedingungen geeignet sind, die Ausgestaltung der sittlichen Individualität zum Charakter zu hindern oder zu fördern, Gelingen oder Mißbildung des Charakters herbeizuführen.

In gewissen moralischen Anlagen liegt die Gefahr, den Charakter zu zeitig zum Abschlusse zu bringen. So z. B. sind Bestimmtheit und Dauer der Neigungen und Abneigungen, Selbständigkeit des Urtheils, Stärke und Sicherheit des Selbstgefühls geeignet, dem Charakter eine frühe Scheinreife zu geben. Der Gärtner nennt eine solche, unter gewissen Witterungseinflüssen entstehende, vorzeitig die Trennung der Frucht vom Baum herbeiführende Reife „Nothreife“; sie setzt dem Wachsen ein Ziel, ohne daß zuvor der Prozeß des Werdens zu seinem Recht gekommen ist. Wie nur am Baum die Frucht zu ihrer normalen Größe und zu Saft und Kraft

kommt, so wird auch der sittliche Mensch durch zu frühes Aufgeben der Kindheit, durch zu frühes Loslösen von dem Stamm, der seinen Säften die erste Nahrung zuzuführen bestimmt ist, durch zu frühes Steifen auf sich selbst, leicht eine verkümmerte, herbe Frucht. Das Beharren in Neigung und Trachten ist eine schöne Sache; aber es liegt in unserer Natur, daß wir durch Täuschungen hindurch müssen; zu frühe Beharrlichkeit pflegt zu gutem Theil Eigensinn zu sein. Nicht besser steht es um eine Selbständigkeit des Urtheils, welche des Wissens und der Erfahrung entbehrt, und um zu frühes Selbstgefühl, das gegen berichtigende Eindrücke verschließt. Es ist eine schwere Aufgabe für die Erziehung, einer durch jene moralischen Eigenschaften begünstigten Anticipation der Charakterbildung entgegenzuwirken; aber es ist auch der eifrigsten Mühe werth, solche Anlagen zu wirklichen Charakterstützen zu veredeln, und ein Wesen, welches durch Vertiefung und Läuterung des Naturells zu einem treuen, entschlossenen und starken Charakter werden könnte, vor der unerfreulichen Carrière eines unbedeutenden Trotzkopfs zu bewahren.

Im Gegensatz zu den Eigenschaften, welche ein zu frühes Erstarren der moralischen Physiognomie begünstigen, erschweren oder hindern andere moralische Dispositionen die Festigung des Charakters; zu diesen gehört vorab der Mangel an Muth und an Wahrhaftigkeit. Consequentes Beharren in der sittlichen Richtung, welche eine Persönlichkeit nach ihrer Anschauung dessen, was ihr als das Wesentliche gilt, ergriffen hat, wird stets Schwierigkeiten begegnen, Anfechtungen herbeiführen, vor welchen feige Seelen sich betrübt zurückziehen, während der natürliche Muth durch Hindernisse sich herausgefordert fühlt oder doch aus Abneigung gegen Flucht und Niederlage der Gefahr die Stirn bietet. Auch die Wahrhaftigkeit ist eine Tugend des Tapferen, wenn sie nicht ein Geschenk der

Einfalt ist; sei ihre Quelle die eine oder die andere, sie ist eine mächtige und edle Hülfe für die Bildung des Charakters. Der Unwahrhaftige findet Ausflüchte, wenn es gilt, den Grundsätzen Treue zu beweisen, zu denen er sich bisher bekannt hat; die Lüge bringt den werdenden Charakter um die Gelegenheit, sich in der Standhaftigkeit zu üben. Aber auch Oberflächlichkeit des Herzens und Verstandes, Unklarheit des sittlichen Urtheils, ja schon Reizbarkeit und Exaltation des Gefühls lassen die Klärung und Erstarkung der Persönlichkeit zum Charakter kaum zu.

Gewisse moralische Defekte werden ebensowohl bei bösen wie bei charakterlosen Leuten angetroffen: Treulosigkeit, Weichheit gegen sich selbst, wovon die Kehrseite Härte gegen Andere zu sein pflegt, Neid, Eitelkeit sind ebenso häufig mit Charakterlosigkeit verbunden, als sie in positiv böse gearteten Charakteren vorkommen; jede egoistische Begierde wird, je nachdem sie einem stark oder einem schwach gearteten Menschen innewohnt, entweder die Festigung des Charakters verhindern oder den Willen in ihren Dienst nehmen und sich zum Charakterzug ausbilden. Sicher sind charakterlose Bösewichter häufiger als consequente, und manchen historischen Bösewicht hat genauere Forschung als Schwächling enthüllt.

Aber auch edle Anlagen können die Abschließung der Persönlichkeit zum Charakter erschweren; ein mitleidiges Herz wird schwerer zu der Sicherheit des moralischen Urtheils gelangen lassen, welche Consequenz des Handelns bedingt, als ein durch Gefühle nicht bestürmter Verstand; ein vertrauendes Gemüth wird mancher Verleitung zugänglicher sein als ein vorsichtiges; ein für alles Edle erwärmter Sinn, eine auf Fülle und Vielseitigkeit angelegte Natur findet schwerer das Maß des zu Erstrebenden als eine Individualität von beschränkterem Horizont und engerem Interessenkreise.

Wenn es in der Natur der Entwickelung liegt, daß selbst bei den glücklichsten moralischen Voraussetzungen die Klärung und Festigung des sittlichen Menschen zum Charakter nur nach und nach erfolgen kann, so ist doch nicht Jedem das „Geräusch der Welt", der Kampf mit den Bestrebungen Anderer, der Einblick in fremde Motive und Handlungsweise nöthig, um inne zu werden, nach welchen Grundsätzen er sein Verhalten, mit Ueberwindung aller inneren und äußeren Schwierigkeiten, zu regeln hat. Auch in der „Stille", in einfachen, engen und ruhigen Verhältnissen kann man sich selbst und anders geartete Menschen kennen lernen und seine sittliche Persönlichkeit herausarbeiten; und selbst die Einfalt, welche keine Wahl der sittlichen Richtung kennt, kann in treuem Gehorsam gegen das, was ihr von innen und von außen geheißen wird, die festen und zuverlässigen Züge eines Charakters annehmen.

So demüthigend es ist — es ist wahr: die Meisten von uns lernen nur von Experiment zu Experiment ihr sittliches Selbst in seinen Schwächen und Schranken, ihre eigenen Motive in ihrer Echtheit oder Gemischtheit, ja selbst ihr Gewissen in seinen unnachläßlichen Forderungen kennen. Je nach den Erfahrungen, die wir an uns selbst machen, gehen uns für den ganzen Bereich der sittlichen Strebungen die Augen auf; und haben wir erkannt, um welche Bedingungen sittlicher Tüchtigkeit wir nach unserer Anlage am heißesten und standhaftesten zu ringen haben, so ist diese Erkenntniß eben nur die erste Vorbedingung für die Festigung und Ausgestaltung unserer sittlichen Persönlichkeit zum Charakter: dann gilt es noch, mit den immer wiederkehrenden Verdunkelungen und Abschwächungen fertig zu werden, mit welchen im Augenblicke der That der Zustand des Gemüths das Urtheil und den Willen bedroht.

Es ist schon ein gutes Stück Arbeit gethan, wenn nur in einzelnen Hauptpunkten das sittliche Handeln zur andern Natur wird. Ein redlicher Charakter, ein aufrichtiger Charakter, ein uneigennütziger Charakter, ein muthiger, ein standhafter Charakter, ein echt männlicher, ein echt weiblicher Charakter — jede dieser sittlichen Gestaltungen kann ihre Beschränktheit, ihre Schattenseiten, ihre Ecken und Kanten haben, — dennoch sind sie bereits weit über das hinaus gediehen, was eine in ihrer Knospenhülle liebenswürdige und schöne „Natur" verbürgt; und Persönlichkeiten von mäßigen Geistes- und Gemüthsanlagen, die Solchen, deren eigene Leistungen für die Gesellschaft nur Worte sind, für „unbedeutend" gelten, können durch ein festes und harmonisches Gefüge ihres moralischen Verhaltens ihrem Kreise wohlthuender und wichtiger werden als fein gegliederte und üppig entfaltete geistige Organisationen, denen der praktische Schwerpunkt und die sittliche Durchbildung fehlt.

Nach außen besteht der Segen der sittlichen Klärung und Festigung, welche Charakter heißt, in der gesicherten Geltung. Sei dieselbe eine hohe oder eine mäßige — sie erwirbt ein Gebiet, in welchem Einfluß geübt und Arbeit gefördert wird. Schillers Wort: „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst" spricht die Geltung jedem in sich Gefestigten zu, auch wenn er in Einzelheiten gegen die geaichte Norm verstoßen sollte.

Für die Gesundheit und den Frieden der Gesellschaft ist das Bestehen fester Werthe im Bereich des sittlichen Verkehrs, was für den materiellen Wohlstand die nicht entwerthbaren äußeren Dinge — beispielsweise der Grund und Boden — sind; in beiden Sphären, in der moralischen wie in der wirthschaftlichen, überwiegen die flüssigen, die ihrem Wesen nach unbeständigen Elemente nur zu sehr die festen und

zuverlässigen. Vertrauen zu einem Charakter fassen ist der solideste Anfang der eigenen Festigung; diese Erfahrung ist bedeutender für unsere Entwickelung als die begeisterndsten Anregungen durch Worte und Gedanken, denn sie ist das Erleben des Beweises, daß Gefühle und Anschauungen Fleisch und Bein, Kraft und That werden können.

Für sein inneres Leben hat der, welcher bereits zum Charakter gediehen ist, in den Kämpfen, welche er dennoch bestehen muß, um seinen Charakter zu bewähren und zu behaupten, nicht nur die Hülfe, welche überhaupt jeder errungene Sieg in der nächsten Schlacht gewährt: erhöhtes Vertrauen zu sich selbst; er hat die Uebung, ja man kann das vielgeschmähte Wort gebrauchen — die Gewohnheit zur Bundesgenossin. Wem das gewissen Prinzipien gemäße Meiden und Thun zur andern Natur geworden ist, wer sich selbst nicht mehr anders kennt als unter der Macht jener Antriebe und Grundsätze, den befremdet jede Anwandlung, welche ihn aus der Richtung zu bringen droht, und fast instinktmäßig geht er der Versuchung aus dem Wege. Welche Kraftzersplitterung, welche innere Widerwärtigkeiten sind ihm damit gespart! Auch im Werden bereits erfährt die Arbeit der Charakterfestigung manche Hülfe, die sie sich selbst verdankt; noch ehe der Bau so weit gediehen ist, daß das eigene Vertrauen in die glückliche Ausführung fest geworden, hat ein nach Consequenz des Verhaltens Strebender bereits das Vertrauen Anderer gewonnen; von diesem Vertrauen fühlt er sich angeblickt und gemahnt, bei seinem Namen gerufen in Momenten des Schwankens; er darf es nicht täuschen, nicht verlieren! Der Charakterlose weiß schon, daß man nicht auf ihn baut, die Pflicht gegen seine Gläubiger bindet ihn nicht; und bei welchem Namen soll man ihn anrufen und beschwören?

Je weniger ein Charakter nur Bestätigung und Befestigung natürlicher Anlagen, je mehr er freie Gestaltung der sittlichen Persönlichkeit nach dem Urbilde ist, um so größer sein Werth. Nicht das ganze Naturell vermag der Wille zu bewältigen; selten wird die innerste Gefühlsweise eines Menschen sich ganz nach seinem Ideal umbilden, selten sein Temperament sich völlig wandeln. Aber es ist nicht unmöglich, daß Handlungsweise und Bezeigen sich völlig der sittlichen Ueberzeugung fügen lernen; aus einem schroffen Naturell kann ein milder Charakter, aus einem zaghaften ein heldenmüthiger, aus einem kleinlichen Naturell kann ein großartiger Charakter werden. Jeder Stoff erweist sich bildsam unter der Hand eines energischen Willens; Leben nur kann auch der Wille nicht wecken; Gefühl und Ueberzeugung müssen da sein, wenn das Feuer entbrennen soll, an welchem seine Bildnerarbeit vor sich geht.

Menschen von hoch gerichtetem und eifrigem sittlichen Sinn werden streben, nach allen Seiten hin dem sittlichen Ideal treu und thatkräftig zu genügen; sie werden sich nicht mit ihren „Forcen" über ihre Schwächen trösten, und so werden sie, ohne absichtlich nach Ausrundung zu trachten, doch diesem Resultate entgegenreifen. Da jedoch das Gewissen stark gearteter Menschen nicht in allen Punkten gleich reizbar ist, so wird der Charakter, auch der auf hohe Vollendung angelegte, zunächst mit Kernbildung beginnen müssen; erst im weiteren Fortschreiten kommt er zur Sicherung der Nebenpunkte, zur Beiseitigung der Unebenheiten. Aengstliches und frühzeitiges Streben nach allseitiger Glättung des Charakters pflegt auf Schwächlichkeit zu deuten.

Wenn, wie bereits erwähnt, dem Charakter im Fortgang seiner Befestigung Uebung und Gewöhnung zu Hülfe kommen, so erweitern und steigern sich dagegen auch unablässig die Forderungen, die er an seine Treue stellt. Anwandlungen

und Abweichungen, welche der Beobachtung auch des schärfsten Kritikers sich entziehen, empfindet er selbst schon als Verleugnung seiner Prinzipien; eine Gedankenwendung, bei welcher er sich überrascht, ein verstohlener Seitenblick, den er entsendet, ein Wunsch, der ihn beschleicht, kann ihm bereits als Verletzung dessen gelten, was zu sein er strebt und wofür Andere ihn halten.

Auch der Muthigste müßte verzweifeln, den in sich fest verbundenen und fein gegliederten Bau eines edeln und tüchtigen Charakters hinauszuführen, wenn derselbe Stein um Stein nach Winkelmaß und Zollstab gefügt werden müßte. Allerdings soll der rechnende und messende Verstand sein Wächter sein; aber die Triebkraft seines Werdens ist das sittliche Gefühl, dem mit der Uebung die Kraft und mit der Kraft die Klarheit und Sicherheit wächst. Auch für den Ausbau des Charakters gilt: „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch das Andere Alles zufallen."

Collision. Conflict.

Conflict heißt Zusammenstoß; Collision heißt gegenseitige Verletzung. Der Sprachgebrauch bedient sich dieser Worte vorzugsweise, um Zusammenstöße und Kämpfe, welche im moralischen Leben sich ereignen, um Widersprüche zu bezeichnen, in die wir uns mit uns selbst verwickelt sehen. Collision der Empfindungen! Mißklang unter den Schwingungen der Seele, deren Harmonie unser Wohlsein, unsern Frieden bedingt! Gewissensconflict! Collision der Pflichten! Widerspruch zwischen den Weisungen, die wir für die wichtigsten

Fragen unseres Herzens erhalten! Gewiß, Uebel so schwerer Art, daß wir sie nur dann erdulden dürfen, wenn wir sie nicht vermeiden können.

Schon wenn unsere äußeren Obliegenheiten miteinander in Collision kommen, entsteht jener unbehaglichste aller Zustände, den wir als Verlegenheit bezeichnen. Wenn Empfindungen, die nur auf der Oberfläche des Gemüths vor sich gehen, wenn Lachen und Verdruß, Unwillen und Mitleid, Verlangen und Scheu durch einen Gegenstand gleichzeitig in uns erregt werden, ist ein Zumuthesein gegeben, dessen wir wohl durch den Humor Herr zu werden versuchen, damit es nicht zur Qual werde.

Die Collision tieferer Empfindungen ist eine herbe Pein. Flößen Personen, an welche wir fest und enge gebunden sind, uns widersprechende Gefühle ein, so hat unser Gemüth schwere Kämpfe zu bestehen. Menschen von so seltsamer Mischung des Charakters, daß sie, wie tragische Dichtungen behaupten, denen, welche ihnen nahe treten, zugleich Liebe und Haß, Bewunderung und Abscheu einflößen, sind im wirklichen Leben wohl kaum zu finden; und wenn wir sie zu finden glauben, werden wir bei genauerer Prüfung die eine oder die andere unserer streitenden Empfindungen von ihrer tragischen Höhe herabsteigen heißen.

Aber daß Menschen von unfertiger und ungleichmäßiger sittlicher Reife und Durchbildung — selbst bei trefflichen einzelnen Eigenschaften — diejenigen, denen es mit der Liebe zu ihnen Ernst ist, in die Qual widersprechender Empfindungen werfen, ist eine tägliche Erfahrung; z. B. wird ein wenn auch edelsinniger Mensch, der dem Hochmuth noch nicht entsagt hat, den, der ihm rückhaltslose Liebe widmet, häufig durch Züge von Undankbarkeit erschrecken und irre machen. Wo in einem Gemüthe die Wahrhaftigkeit und Gradheit noch nicht zu

völligem Siege gekommen ist, wird die Liebe und das Vertrauen des Reiferen gezwungen sein, mit Argwohn zu kämpfen, sich Vorsicht aufzuerlegen. Gerade der Reichthum eines edeln Herzens wird der genügsamen Armuth eines flacheren Gemüths gegenüber in schmerzlichen Zwiespalt gerathen; der Freigebige muß kargen lernen, um nicht durch unerwiderte Hingebung den Egoismus des Empfangenden groß zu ziehen.

Ist schon der Kampf der Gefühle ein schmerzlicher Zustand, so ist doch Collision der Pflichten eine härtere Prüfung. Die Gewißheit, daß wir thun sollen, was uns schwer wird, verbindet sich in dieser Lage mit dem Vorgefühl, daß das Opfer, welches wir bringen werden, unserer Schuld uns nicht entledigen werde; denn nicht einen Zwiespalt in uns selbst, den wir durch treue Erwägung zu überwinden vermögen, nennen wir Collision der Pflichten, sondern die Nöthigung, zwiespältigen Herzens zu handeln. Als Folge jeder Willkür, die wir uns bei Gestaltung unseres Schicksals, unserer Lebensaufgabe gestatten, treten solche Lagen ein. In Ehen, welche ohne Liebe geschlossen sind, in der Uebung eines Berufs, der nicht im Einklang mit der angebornen Begabung sondern aus Ehrgeiz, aus Gewinnsucht erwählt worden ist; in Umgangsverbindungen, in Freundschaften, die nicht auf Gesinnungsgleichheit beruhen, wuchert der Conflict. Denn die Verhältnisse, in die wir uns willkürlich gesetzt haben, verlangen ihr Recht; und wir haben doch nichts übrig: Gott will uns ganz für die Zwecke, die er uns gesetzt hat. Das alte Wort, „daß Böses fortzeugend Böses muß gebären", wird im Conflict der selbstgewählten Aufgaben mit den uns auferlegten Pflichten zur härtesten Wahrheit.

Aber auch in normalen und unverschuldeten Verhältnissen können wir uns widerstreitenden Forderungen der Pflicht gegenüber sehen. Eltern können dem herangewach-

senen Kinde gegenüber zwischen die Pflichten gestellt sein, ihm Freiheit, Uebung in der Selbstbestimmung zu lassen und ihm Schutz gegen den Mißbrauch seiner Freiheit zu gewähren. Das zum Gefühl der Selbstverantwortlichkeit herangereifte Kind kann es schwierig finden, den Gehorsam gegen Gott mit der Pietät gegen schwache und eitle Eltern zu vereinigen. Der Freund kann zweifeln, wie weit das Recht des bewährten Freundes auf seine Offenheit, wie weit die Pflicht der Verschwiegenheit über Andere selbst dem Freunde gegenüber geht. Der Beruf, dem wir unsere ganze Kraft gewidmet haben, das Vaterland kann von uns verlangen, das Interesse, das Wohl unserer nächsten Angehörigen zu opfern; wir haben keine andere Wahl, als nach der einen oder der anderen Seite hin Rechte zu verletzen. Die Sitte, der gesellschaftliche Brauch kann Forderungen an uns stellen, gegen welche unsere Ueberzeugung sich auflehnt. Wie weit dürfen wir gehen, um schwache Gewissen zu schonen? was sind wir der Wahrhaftigkeit schuldig? was der Befangenheit der Andern? (1. Corinth. 8).

Eine jener Fragen, welche pharisäische List an den Heiland stellte, um ihn zu versuchen (Ev. Luc. c. 20 v. 22) hat uns eine Antwort eingetragen, durch welche wir für alle Fälle der Collision von Pflichten eine Weisung haben: „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist“. Das heißt: entscheidet euch auf eure eigene Verantwortung hin nach bestem Wissen über das Recht, welches jede der entgegenstehenden Forderungen an euch hat.

Und wenn wir uns nun unrichtig entscheiden — wer trägt die Schuld? die Collision der Pflichten oder wir selbst?

Darüber wird jedes redliche Gemüth, wenn es nicht vorher zur Klarheit hat kommen können, im Klaren sein, sobald durch die That die Entscheidung unwiderruflich geworden ist. Es wird ihm dann deutlich werden, daß nur

vom Standpunkt der Verblendung aus, welche Schwäche, Vorliebe, Furcht über uns gebracht hat, zwei entgegengesetzte Forderungen uns gleichberechtigt haben erscheinen können; daß eine Collision wohl für unser Urtheil über unsere Pflicht, nicht aber zwischen den Forderungen der Pflicht selbst existirt hat.

Die Erfahrung unseres Fehlens aber wird uns helfen, künftig sicherer zu unterscheiden, was des Kaisers und was Gottes ist.

Compensationen.

Zur Bezeichnung der Erscheinungen, von deren Beobachtungswürdigkeit die Rede sein soll, ist ein Fremdwort gewählt, obgleich die deutsche Sprache zwei Ausdrücke ähnlichen Sinnes, die Worte Ausgleichung und Gegengewicht, besitzt; das erstere sagt etwas mehr als von den in Erwägung zu ziehenden Thatsachen behauptet werden soll; vor dem Worte Gegengewicht hat das Fremdwort den Vorzug, uns gerade in der begrenzten Anwendung geläufig zu sein, um welche es sich für diese Betrachtung handelt.

Die Ungleichheit der persönlichen Schicksale, der Contrast, in welchem das Loos der Einen gegen das Loos der Andern sich abhebt, die schroffen Wechsel, welche im Geschick der Einzelnen sich ereignen, bilden einen hart hervorstechenden Zug in der Gesammtphysiognomie des Lebens. Einer näher herantretenden Betrachtung kann aber auch eine Tendenz der Milderung jenes Weltgesetzes nicht entgehen, welche in unabläsſig wirkenden Erscheinungen sich vollzieht. Wären wir noch gewohnt, die Gewährungen der göttlichen Lindigkeit in Gestalt von Engeln oder Genien uns vorzustellen, gewiß wir

würden auch Boten bemerken, welche mit leisem Fluge unermüdlich zwischen den Höhen und Tiefen des Lebens auf und nieder steigen, um die Ausgleichungen zu bringen, die dem Herzen des Menschen zu Hülfe kommen, damit es nicht im Glück sich trotzig überhebe und nicht im Unglück verzage und verzweifle. Die Thätigkeit, die Wachsamkeit dieser stillen Boten ermattet nie; oft stehen sie schon bereit, ehe der Augenblick kommt, wo ihre rettende Handreichung nöthig wird. Nicht nur die Tröstungen des Glaubens bringen sie; auch dem irdischen Glücksbedürfniß gilt ihr Dienst.

Allerdings ist es leichter, die Compensationen wahrzunehmen, durch welche fremdes Mißgeschick versüßt, fremder Uebermuth gedämpft wird, als der Gegengewichte inne zu werden, die sich dem eigenen Sinken oder Emporschnellen widersetzen. Doch es ist schon ein Gewinn, wenn unser Weltbild sich auch nur nach den Seiten hin klärt und bereichert, wo die persönliche Befangenheit uns nicht im Wege steht.

Begnügen wir uns, einige der augenfälligsten und alltäglichsten der Schicksalsgegensätze ins Auge zu fassen. Wie weit auseinander liegend erscheinen das Loos des Reichen, der von Kindheit auf von den Früchten fremder Mühe genährt, auf sorglichen und mächtigen Händen getragen wird, und das Loos des Armen, der sich im harten Kampfe durchsetzt, wenn nicht frühe Verkümmerung ihn auf den Versuch des Emporkommens verzichten läßt! Und dennoch, Alles zu Allem genommen, ist die Summe dessen, was dem Leben Werth und dem Herzen Wohlsein giebt, kaum eine geringere auf Seiten der Armen als der Reichen. Dem Reichen sind schon durch die Minderung der Genußfähigkeit, welche das reichliche Genießen, durch die Minderung des Reizes aller äußeren Dinge, welche die Gewohnheit mit sich bringt, Minderungen des Behagens, Dämpfung des Uebermuths zugetheilt. Dem

Armen kommt zu gut, daß die Gewohnheit die Beschwerden und Entbehrungen ebenso erleichtert, wie sie die Annehmlichkeiten verringert. Mit Gefährten seiner Lage sich auf gleichem Fuß zu halten, ist dem Reichen oft eine Last; der Wetteifer im Gestalten und zur Schau tragen einer bevorzugten Lage ist beschwerlich und unerquicklich. Dem Armen sind die Gefährten seines Looses ein Trost, sie mindern den Maßstab seiner Forderungen an das Leben. Der Reiche hat die oft schwere Verantwortung der Wahl seiner Beschäftigung; dem Armen hilft die stete Nöthigung des Handelns gegen müßiges Weilen in kleinlicher und peinlicher Auswahl. Sind kräftige Gesundheit, erquickender Schlaf, die volle Lust des Augenblicks, das helle Lachen seltener in Hütten als in „herrschaftlichen Wohnungen" zu finden? Ist die Sorge um Erhaltung und Mehrung eines großen Besitzes, wie sie weniger berechtigt ist, auch weniger quälend als die Sorge um das tägliche Brod, wenn tägliche Arbeit diese tragen hilft?

Schwerer als die Gegensätze der Lebenslage fällt die Ungleichheit in der persönlichen Ausstattung mit inneren und äußeren Gaben ins Gewicht; dagegen bieten sich denn auch hier dem Zurückgesetzten um so hülfreichere Milderungen dar, und es ist keine Verschärfung dieser Ungleichheiten, sondern es erleichtert ihre Compensation, daß sie schon in der Kindheit zur Geltung kommen. Wie oft sind Geschwister, sind Schulgefährten, der Eine voll Talent, der Andere mäßig begabt, der Eine schön und stark, der Andere unansehnlich und schwächlich. Sie werden von den Zuschauern verglichen, und da das Kind gewöhnlich früher hören als der Erwachsene verschweigen lernt, was dem Ohr des Kindes nicht taugt, wird der Honig der Bewunderung ebenso früh in das Herz des Einen geträufelt, wie der Andere die bittere Kost der Kritik und des Mitleids kennen lernt. Mütterliche und

väterliche Liebe wäre übel berathen, wenn sie ihr Kind lieber jener süßen als dieser herben Erfahrung ausgesetzt sähe. Die naive Selbsthülfe der Jugend wird sicherlich leichter damit fertig, sich für das Entbehren der Bewunderung schadlos zu halten, als reichliches Lob zu verdauen. Das Kind, dessen Eigenliebe nicht wach geschmeichelt wird, lebt mit gesammeltem Sinn in den Interessen, für die der Beifall des Publikums, auf dessen Standpunkt leider auch Freunde und Angehörige sich zuweilen stellen, nicht in Frage kommt. Gehört nicht das weltvergessene, wenig beachtete Schulkind in seinem Lernen und in seinem Spiel zu den glücklichsten Geschöpfen, welche die Erde trägt? Freilich giebt es auch hier schon eine Lebensfrage: was die Lehrer von ihm halten, wie es zu den Kameraden steht. Hat der Lehrer den Schooßkindern und den Stiefkindern der Natur gegenüber als ausgleichender Genius zu wirken die Macht nnd die Pflicht, richtet sein ermuthigendes Wort das Selbstgefühl des Einen auf, beschämt sein kühler, eindringender Blick die Ueberhebung des Andern, so üben die Kameraden aus instinctiver Gerechtigkeit und aus natürlichem Mitgefühl auch ihrerseits das Geschäft der Compensation: ihre Zutraulichkeit, ihre Achtung wendet sich eher dem mühsam strebenden, unverwöhnten Gefährten zu als dem glänzenden und verzogenen.

Das Loos einer unscheinbaren oder gar unschönen Schwester an der Seite einer äußerlich bevorzugten scheint gewiß in tiefem Schatten zu liegen. Je mehr aber gerade im Frauenleben der Reiz der äußeren Erscheinung zur Geltung kommt, um so ernster sind das Glück und die innere Entwickelung eines durch Schönheit ausgezeichneten Mädchens bedroht. In eine unscheinbare Gestalt verhüllt, entwickeln sich oft die beglückendsten und segensreichsten Frauentugenden und kommen endlich auch in der Harmonie der Erscheinung

zu einem Ausdruck, welcher die Minderzahl, die Auge und Sinn dafür hat, tiefer berührt als die blendendste Wohlgestalt.

Ergreifend ist die Beobachtung der Compensationen, durch welche das dunkelste Erdenloos, das Loos des Blinden, wo nicht in der Summe, doch in der Art seiner Freuden fast über das Loos der Sehenden erhoben wird. Ganz abgesehen von der Schönheit, mit welcher angeblich die Phantasie des blind Geborenen die Welt bekleidet, abgesehen von der Wahrheit jener Erzählungen, welche behaupten, daß Blinde, welche durch glückliche Operation in die Welt des Lichtes eingeführt wurden, in ihre Nacht zurückverlangt hätten, weil die Wirklichkeit hinter ihrer innerlich erschauten Welt zurückblieb: es ist Thatsache, daß die Blinden meist heiter sind. Auch als bloßer Zustand wäre diese Gemüthsverfassung eine reiche, edle Erstattung; diese Gabe gewinnt an Bedeutung, weil sie sich erfahrungsgemäß aus der Sammlung und Vertiefung erklärt, womit der Blinde den geistigen Eindrücken sich hingiebt, die nur durch das Ohr zugänglich sind. Man sagt, der Blinde sei vertrauend, der Taube sei argwöhnisch. Gewiß darf ein feinfühliges Ohr sich selbst, namentlich seinem Urtheil über Personen, sicherer vertrauen als das schärffste Auge; denn das innerste Sein der Menschen verräth sich unwillkürlicher und ausgiebiger im Ton und in der Betonung als in dem, was dem Auge gezeigt wird. Und warum ist der blinde Sänger die Gestalt, in welcher Sage und Dichtung uns das poetische Gedächtniß und die poetische Mittheilungsgabe der Nationen verkörpern? Ist es nicht, weil Erinnerung und Phantasie im Schutz der Nacht um so lebendiger schauen, und weil die phantasievollste der Künste, die Musik, den Lärm der Farbe flieht, um in stiller Nacht dem lauschenden Geist sich zu offenbaren? Wenn die Behauptung begründet ist, daß der Taube zu Argwohn neigt, so wäre er härter verkümmert als der

des Augenlichts Entbehrende. Auch für ihn giebt es Entschädigungen; die großartigste derselben ist aber nur starken Charakteren zugänglich. Der vom Reich der Töne Ausgeschlossene, wenn er nicht willig dem geistigen Kleinhandel entsagt, wird unter dem Spiel der Beziehungen, das von Lippe zu Lippe, von Ohr zu Ohr in Gesellschaft und Familie unablässig gesponnen wird, sich als Tantalus fühlen. Der nur Entsagende wäre immerhin ein hart Entbehrender. Wenn aber ein Geist, verzichtend auf die reizenden wie auf die nichtigen Gebilde des Augenblicks, Entschädigung sucht in gesammelter Aufnahme und Verarbeitung bleibender und des Dauerns würdiger Gedanken, dann umgiebt ihn die lautlose Stille als reine und stärkende Luft, wie sie auf der Höhe der Berge weht, und läßt ihn die Hauptlinien des Lebens so hell und sicher schauen, daß er, nicht zum Schaden seiner Frische, seines Lebensmuthes und seiner Seelengröße, der Arabesken entbehrt, deren luxurirendes Gewebe den Austausch der Geister zwar schmückend, oft aber auch ermüdend und beengend umgiebt.

Für eine ideale Anschauung liegt die härteste Ungleichheit der Gütervertheilung in der Verschiedenheit der Gemüths- und Charakteranlagen. Giebt es Compensationen für die sogenannten unglücklichen Naturen? was entschädigt den Schwarzsichtigen, den Melancholischen für die rosige Laune und für die rosige Brille des Sanguinikers? Was den Zornmüthigen für die weltgewinnende Macht der Sanftmuth? (Matth. 5, v. 5.) Was den Mißtrauischen und Scheelsüchtigen für angeborenen guten Glauben und ein neidloses Herz?

Wollte man dabei sich beruhigen, daß es für Menschen von unliebenswürdiger und dem eigenen und fremden Glück feindlicher Gemüthsanlage keine Compensationen geben dürfe, damit die Kraft des eigenen Willens desto schärfer angespannt

werde, um die moralische Krankhaftigkeit zu besiegen, so wäre das ein zwar einfacher aber ein sehr viel härterer Bescheid, als ihn aufmerkende Beobachtung der inneren Schicksalsführungen uns finden läßt. Es ist nicht nur dafür gesorgt, daß jene Krankhaftigkeiten des Gemüths, wie jede Krankhaftigkeit, auch von heilsamen Schmerzen begleitet seien, deren bester Theil der Erkenntniß der eigenen Unschönheit gilt und das Verlangen nach Heilung erregt, — es sind den üblen moralischen Anlagen auch compensirende positive Kräfte beigegeben. Freilich ist die Natur in ihren moralischen Gestaltungen so mannigfaltig, daß jede Individualität ihre besondern Mischungsverhältnisse aufweist: Es kann nicht behauptet werden, daß jeder melancholisch Disponirte die Gegengabe eines tieferen Wahrheitssinnes oder einer solideren Gewissenhaftigkeit empfangen habe, damit er in klaren Ueberzeugungen und in Stetigkeit des Strebens Entschädigung für den natürlichen Muth des Heiteren suchen könne: es wäre zu viel gesagt, wenn man behauptete, daß der natürlichen Sanftmuth stets eine gewisse Neigung zur Passivität und Indolenz beiwohne, während sich der Zornmüthige leicht auch zu guten und liebreichen Regungen und zu feuriger Bethätigung derselben bereit finde. Nicht immer gehen Mißtrauen und Neid aus Mangel an Selbstvertrauen hervor, nicht gar oft wohnt ihnen eine unbewußte Sehnsucht bei, eines Besseren belehrt zu werden und sich in freudige Anerkennung zu verwandeln.

Aber das Wort: „lasset Euch nicht das Böse überwinden, sondern überwindet das Böse mit Gutem" ist kein Spott. Niemand wird in seiner individuellen Beanlagung vergeblich gerade das Gute suchen, das geeignet ist, seinen häßlichen oder krankhaften sittlichen Anlagen als Gegengewicht zu dienen. Selbstthätigkeit muß allerdings zu Hülfe kommen, damit die Compensationen zur Wirkung gelangen können, welche die

Ungleichheit der moralischen Glücksbedingungen zu mildern bestimmt sind. Denn auch die inneren Ausgleichungen wirken, wie die Milderungen der äußeren Schicksalsunterschiede, verschieden, je nach der Empfänglichkeit und Willigkeit des Gemüths, an dem sie sich erweisen sollen. Bescheidenheit, Thatkraft und Beharrlichkeit kommen ihnen entgegen, besonders wenn Frömmigkeit die Seele dieser Eigenschaften ist. Der Ungeduldige, der Ungenügsame, der Träge, der Oberflächliche und Wankelmüthige übersehen, mißachten und entkräften die Linderungen, welche die Güte Gottes ihnen darbietet, oder sie suchen Entschädigungen, durch welche sie sich um die Frucht ihrer Schmerzen bringen.

Dank.

Das Wort Dank kommt von Denken; es heißt: ich will es dir gedenken. Die Sprache hat diese ganze Vorstellungsreihe, sofern dieselbe die Erinnerung einer uns erwiesenen Wohlthat bedeutet, in einen gesonderten Begriff, in ein kurzes Wort zusammengefaßt; und so ist uns für den Kern der Dankbarkeit, für den unwillkürlichen Gegengruß des Herzens, ein ebenso sinniger als einfacher Empfindungslaut gegeben, um welchen andere Sprachen die deutsche beneiden könnten. Wie viel mehr trockene Verstandesrechnung liegt in dem Worte reconnaissance, das den Franzosen den Dienst des freien Dankes auch da verrichten muß, wo das Gefühl nicht nöthig hat, an die wohlunterrichtete Erkenntlichkeit zu appelliren. In „remerciment“ ist wohl ausgedrückt, daß es gilt, frei Gegebenes (merci — Erbarmung) mit Gleichem zu erwidern; aber die Erwiderung wird ausdrücklich eingeschärft, während der Dank sie stillschweigend in sich schließt.

„Laßt uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt“, das ist der einfachste und tiefsinnigste Canon der Dankbarkeit. Der ewigen Ursache alles Gebens gilt zuletzt auch aller Dank; und wessen Herz weit genug schaut und fühlt, um inne zu werden, wie unser Sein und Haben ein ununterbrochenes Empfangen ist, in dessen Lebensstimmung wird demüthige Dankbarkeit, der kindlichste Zug der Liebe, einen Grundton bilden; ja ein frommes Gemüth vermag alles dessen, was es als sein Glück empfindet, erst wirklich froh zu werden, indem es dasselbe als Gabe denkt und ihm die Weihe des Dankes giebt. Doch liegt es im natürlichen Lauf unserer Entwickelung, daß wir früher lernen, unsern Dank an Menschen zu richten als an Gott, daß wir früher lernen, uns mit dem Gefühl und dem Bekenntniß der Verpflichtung an die Vermittler der göttlichen Gaben als an den Urheber zu wenden.

Wie sehr unser natürliches Gefühl sich zur Pflicht der Dankbarkeit bekennt, zeigt schon der durchgehende Brauch des Danksagens, der allen Nationen eigen ist. Stadt und Land, Hoch und Niedrig folgt darin dem gleichen Bedürfniß des Anerkennens, des Vergeltens; das Unterlassen des Dankes für den geringsten Dienst, selbst für einen Gruß, berührt sofort als Zeichen von Stumpfheit oder Unfreundlichkeit. Freilich sind Tonart und Betonung verschieden; nicht bloß das kurzgefaßte „Dank“ oder „danke“, auch die schöne, innige Uebertragung des Dankes in den Wunsch „vergelt’s Gott“ wird im alltäglichen Begegnen und Verkehren oft gleichgültig und fast unbewußt ausgesprochen; immerhin können wir uns die Sitte des Dankens nicht erloschen denken, ohne daß uns ein schönes Zeugniß für die Natur unserer gegenseitigen Beziehungen fehlen würde.

Wie kommt es, daß dennoch Undank der Welt Lohn, d. h. der Lohn ist, mit welchem die größte Zahl der Menschen

einander lohnt, ja mit welchem Jeder lohnt, so lange er noch nicht dem natürlichen Egoismus sich entrungen hat? wie kommt es, daß Dankbarkeit der Lebensstimmung und Dankbarkeit des Einzelnen gegen den Einzelnen gerade den Jahren am wenigsten eigen ist, in denen das Nehmen noch das Geben am entschiedensten überwiegt? — Die Summe des zu Verdankenden, welche dem Menschen von seiner Geburt an zuströmt, ist in der That so groß, daß die Last seiner Verpflichtungen ihn erdrücken würde, so lange das Herz noch nicht gelernt hat, im Geben seliger zu sein als im Nehmen. Da nimmt denn die naive Undankbarkeit einstweilen die Hingebung der Eltern, die Mühe der Lehrer, die Anleitung der Vorgesetzten, die Zuneigung der Menschen überhaupt als das Natürliche und darum als das Selbstverständliche hin, — als ob nicht eben die Liebe um so liebevoller wäre, je natürlicher sie dem ist, der sie gewährt! Fängt der Verstand an, der Trägheit des Herzens zu Hülfe zu kommen, so weiß er dem Geber sogar die Verpflichtung zu den gewährten Wohlthaten nachzuweisen, ohne zu bedenken, daß die Pflicht zu geben von Demselben aufgelegt wird, der auch die Pflicht der Dankbarkeit in unser Gewissen geschrieben hat!

Die Sophisten der Undankbarkeit legen es sich als Freiheit des Standpunktes aus, daß sie Gutes, das Andere an ihnen gethan, nicht darum höher schätzen, weil sie selbst die Empfänger desselben gewesen sind. Der Hochmuth, eine der verbreitetsten Entwickelungskrankheiten, der im besseren Fall der Embryo des Stolzes ist, sträubt sich zu erfahren, wie viel wir Anderen schuldig sind, während edler Stolz in der Pflicht der Dankbarkeit eine Ehrenschuld erkennt, die um so williger gezahlt werden muß, als sie nicht eingeklagt werden kann.

Doch auch wenn die Dankbarkeit ehrlich und einfach als

Pflicht erkannt wird, ist sie deshalb noch nicht jedem Herzen leicht; selbst edle Gemüther, so lange sie noch von unreifem Freiheitsdrang beherrscht werden, entziehen sich gern dem Eingeständniß, daß sie unbewußt Schuldner geworden sind und daß sie die Hingebung gewähren sollen, die sie gern als eine freie — vielleicht auch als eine beliebige — Leistung ihres Gemüths betrachteten.

Wenn aber der Standpunkt erreicht ist, welcher es verschmäht, auf Kosten der Wahrheit und Klarheit unbehagliche Gefühle zu vermeiden, erscheint nach und nach die Pflicht der Dankbarkeit in einem andern Licht. Man erkennt, daß man auf das richtige Verständniß seiner eigenen Geschichte verzichten müßte, wollte man nicht den Voraussetzungen, den Einflüssen, den Mittheilungen gerecht werden, die den Boden bereitet und bepflanzt haben, auf welchem man gewachsen ist, die als Sonnenschein und Thau, wohl auch als Sturm und Gewitter befruchtend in unsere Entwickelung eingegriffen haben. Und man sucht dann nicht sowohl nach dem Trost, daß es allgemeines Menschenloos ist, das beste Theil seiner selbst als ein Gegebenes hinnehmen zu müssen, als nach der Befriedigung, welche im Erwiedern liegt, dessen Anfang die Anerkennung der Dankespflicht ist.

Die Dankbarkeit selbst aber wird nun erst in ihrer sittlichen Bedeutung unbefangen gewürdigt. Sie ist ein edles Vorrecht des menschlichen Gemüths, denn sie beruht auf einem Festhalten, auf einem Erinnern des Herzens, auf dem Ausdauern der Empfindung, nachdem der Anlaß geschwunden ist; der Dank für einstmalige Liebe wird oft noch empfunden und abgetragen, nachdem der Freund zum Gegner geworden ist. Der Dank ist ein Darbringen, ein Erstatten, er ist nicht in armen sondern in reichen, nicht in matten sondern in starken Herzen lebendig. Beide, der Mensch, dessen einfältigem und

wahrhaftigem Sinn es unentbehrlich ist, über seinen inneren und äußeren Besitzstand, über sein Soll und Haben, klar zu sehen, wie der, welchen die Fülle eines liebreichen Gemüthes drängt, Beide danken gern, der Dank erleichtert ihnen das Herz.

Selbst bei gegenseitiger Verpflichtung fühlen Menschen von tieferer Auffassung sich nicht vom Dank dispensirt; denn der Dank gilt vor Allem dem unmeßbaren Faktor im Verhalten des Gewährenden, der hingebenden Gesinnung; sie ist es, an der der Dank sich entzündet. Und Undank thut darum so weh, weil der Undankbare mit der Geringschätzung der Gabe zugleich die Unempfindlichkeit für erfahrene Liebe an den Tag legt. Durch dieses Versagen zwingt er den aus naivem Herzensdrang Wohlthuenden, seiner Güte sich bewußt zu werden, und das ist eine Schädigung, eben so empfindlich wie der Schmerz, für natürliches Wohlwollen, für hingebendes Mitgefühl Unwillen und Verdruß einzutauschen.

Allerdings giebt es auch eine Art des Gewährens, welche dem Empfangenden die Dankbarkeit erschwert und den Dank vergällt. Je unerläßlicher die Pflicht der Dankbarkeit, je edler und erhebender das Gefühl des Dankes ist, um so mehr sollten wir, wenn es uns beschieden ist, Geber zu sein, der „Seligkeit“ dieses Vorzugs gedenken und durch herzliche Willigkeit dem Nehmenden mit der Gabe zugleich ein freudiges Dankgefühl bescheeren.

Demuth.

Der ursprüngliche Wortsinn, welcher keine andere Bedeutung erkennen läßt als die zum Dienen geneigte Gesinnung, ist vom Sprachgebrauch weit überholt worden. Er hat das

Wort Demuth mehr und mehr in seiner früheren, weltlichen Verwendung durch andere Worte ersetzt (z. B. durch Unterwürfigkeit, Nachgiebigkeit, Dienstwilligkeit), und es zur Bezeichnung für eine dem religiösen Verhalten angehörende Verfassung des Gemüths erhoben. Die Demuth verhält sich zur Bescheidenheit wie der Glaube zur Frömmigkeit; auch die Bescheidenheit ist Gesinnung, aber die Demuth ist ihre ideelle Grundlage. Der Hochmuth ist das Gegentheil der Demuth; man kann jedoch nach menschlichem Maßstabe völlig frei von Hochmuth und dennoch nicht zur Demuth gelangt sein. Unser größter Moralphilosoph sagt, sie beziehe sich nicht auf den Vergleich der Menschen untereinander, sondern auf den Vergleich mit dem Sittengesetz. In die Sprache des religiösen Bewußtseins übersetzt heißt das, die Demuth ist das Gefühl der Sündhaftigkeit gegenüber der Heiligkeit; nicht nur die einzelnen Flecken, die einzelnen Schwächen in unserem moralischen Selbst, sondern der Sündenstand überhaupt, das heißt, das durchgehende Ungenügen, der Gegensatz, in dem sich der Mensch zu der Idee, nach der er sich zu strecken hat, befindet, ist der Inhalt ihres Bewußtseins; und da sich dieser Zustand nicht messen kann an irgend welcher Stufe menschlicher Vortrefflichkeit, nicht an irgend welchem menschlichen Gebot oder Verbot sondern nur an der Idee und an der Empfindung des Heiligen, an Gott selbst, so ist auch die Demuth nicht ein Verhalten von Mensch zu Menschen, sondern ein Verhalten des Menschen zu Gott.

Das schließt nicht aus, daß die Demuth im Verhalten zu Menschen zum Ausdruck kommen kann. Aber sie ist ebensowenig mit einer Ueberschätzung Anderer, als mit Selbstüberschätzung verbunden. Wenn sie zu einem nachgiebigen, friedfertigen, bescheidenen Verhalten führt, wenn sie geneigt macht, auf Vorrang zu verzichten, der eigenen äußeren Stellung,

der eigenen Geltung zu vergessen, so ist das vielmehr, weil ihr das Gefühl dessen, was wir vor dem höchsten Maßstab sind, die Unterschiede in der Geltung bei Menschen unwesentlich erscheinen läßt, als weil sie von ihren Rechten auf weltliche Dinge im Vergleich zu den Rechten Anderer klein denkt. Sie wirkt dämpfend, sänftigend auf das Interesse an äußeren Vortheilen überhaupt, also auch an den Vortheilen äußerer und innerer Ueberlegenheit.

Man sagt wohl, die vor Gott Demüthigen zeigten sich Menschen gegenüber meist von der Höhe ihres Standpunktes durchdrungen. Diese Behauptung ist nur wahr für die Pharisäer der Demuth. Die aufrichtige Erkenntniß und Empfindung der eigenen Mangelhaftigkeit macht wohl geneigt, auch Anderen die Enttäuschung über sich selbst zu wünschen; aber vor Allem öffnet die Selbsterkenntniß die Augen für fremde Vorzüge! Bis zur tiefsten Demüthigung kann der Eindruck der sittlichen Schönheit Anderer Den ergreifen, in dessen Selbstgefühl überhaupt die Demuth Eingang gefunden hat; ein Kind in seiner Unschuld kann ihn beschämen, ein arglos guter Augenblick im Verhalten eines Uebelthäters kann ihn erröthen machen, indem er ihm zum Bewußtsein bringt, daß er übler von jenem gedacht hat, als derselbe verdiente; die Sorge des Demüthigen ist, ob er auch nicht etwa Andere verkenne, nicht ob er von ihnen gewürdigt werde.

Sich gedemüthigt fühlen Angesichts eines Menschen, ist nicht vor einem Menschen sich demüthigen. Vor der Unschuld sich zu demüthigen, wäre ein Attentat auf diese selbst; und der sittlich Gereifte würde die Demuth, die sich vor ihm neigte, an Den weisen, der „allein gut" ist. Dem Kinde ziemt Demuth gegenüber den Eltern, sofern seinem naiven Bewußtsein die Eltern, und die Aelteren überhaupt, noch die Stellvertreter des Höchsten sind. Eine ähnliche Stellvertretung

üben geistliche und weltliche Würdenträger in allen Zeiten auf Volksschichten und Personen von naivem Standpunkte. Der mündige Mensch ist je demüthiger um so weniger fähig, dem menschlichen Ansehen die Huldigung darzubringen, die nur Gott gegenüber eine wahrhaftige sein kann. Aber die Demuth macht es ihm leicht, dem sittlich Ueberlegenen, ja sogar dem weniger Geförderten sich als Mensch, und das heißt ein für allemal als fehlender, als sündiger Mensch zu bekennen. Wenn ihm dies Eingeständniß noch schwer wird — es ist leichter im Allgemeinen abzulegen, als für die besonderen persönlichen Mängel — so wird er es sich auferlegen. Die Beichte hat als Prüfstein und Beweis der Demuth Werth, und dem treuen Beichtiger ziemt, den strengen Wahrspruch der Selbsterkenntniß gelten zu lassen; er würde sonst die fördernde Kraft der Demüthigung, die der aufrichtig Bekennende sich abgewonnen hat, schädigen.

Den Menschen für einen Besseren zu gelten, als man ist, hat für den in der Demuth wirklich Geförderten etwas Schmerzliches. Gewohnt, sein Auge in das unerbittliche Licht der Wahrheit zu senken, scheut er die gefällige Verschleierung, mit der die Nachsicht der Menschen ihm zu Hülfe kommen möchte. Weihrauch ist ihm schon deshalb eine unwillkommene Gabe, weil er sie nicht erwiedern kann.

Der Sprachgebrauch behandelt die Demuth als eine durch sich selbst erklärte und keines Lobes bedürftige Erscheinung; er giebt ihr kein schmeichelndes Prädikat. Man spricht von edler Bescheidenheit — es kann eben auch andere als edle Motive eines bescheidenen Verhaltens geben; von edler Demuth ist nie die Rede. Wenn man von christlicher Demuth spricht, so ist das nur ein Ursprungszeugniß, dessen die Demuth für Eingeweih'te nicht bedarf. Sie ist eben ein specifischer Zug des christlichen Verhaltens zu Gott. Einen

ernst gemeinten Tadel aber ertheilt man zuweilen der Demuth: man zeiht sie der Uebertreibung. Dieser Tadel meint die wenn auch vollkommen echte doch muthlose, die de- und wehmüthige Demuth. Ein Demüthiger, der beim Schmerz der Demuth stehen bleibt, ist aber für den, der in dem Anschauungskreise heimisch ist, welchem die Demuth angehört, nicht ein übertrieben Demüthiger, sondern ein Glaubensschwacher. Eine ungläubige Demuth, wie wohl der Glaubenshochmuth wähnt, dessen leere Halme getrost den Kopf heben, giebt es nicht; das Heilige schauen, am Heiligen sich messen ist eben schon Glauben. Aber es giebt eine kleingläubige Demuth, der es nicht gelingen will, über die Qual des Sündenbewußtseins hinauszukommen, weil sie der göttlichen Kraft den Sieg nicht zutraut. Diese Demuth ist keine glänzende Erscheinung des Christenthums; die Weltkinder zeigen mit den Fingern auf sie, als auf den Beweis, daß Frömmigkeit krank mache. Auch die Geduld der Glaubensstarken stellt sie auf die Probe; flugkräftigen Naturen wird es schwer zu glauben, daß Andere Zeit brauchen, um vom Zagen zum Vertrauen fortzuschreiten. Die, welche selbst nur auf dem Wege der zagenden Demuth zur Freudigkeit gekommen sind, haben Geduld mit den Gebeugten; denn ihre eigene Demuth ist nicht Lust, sondern überwundener Schmerz.

Daß Demuth mit Stärke nicht nur vereinbar ist, sondern daß beide zusammengehören, das kann kaum aus irgend einem Munde glaubwürdiger klingen als aus dem unseres Schiller, der Vielen deshalb für einen Heiden gilt, weil er weniger ein theoretischer als ein praktischer Christ war:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich“.

Dilettantismus.

Dilettante heißt im Italienischen, dem das Wort angehört, in erster Linie Kunstfreund, Liebhaber, Kenner der Kunst; erst in zweiter Linie bezeichnet es Den, der die Kunst aus Liebhaberei ausübt, ohne sie zu seinem Beruf zu machen. Im Deutschen hat die letztere Bedeutung die Oberhand gewonnen, und zwar vorzugsweise in tadelndem Sinne; das Wort ist zünftig geworden im Munde der Kritik für eine Ausübung der Kunst, der die Meisterschaft fehlt, für ein Spielen mit der Kunst, welches das Privilegium in Anspruch nimmt, es mit den der Kunst unveräußerlichen Gesetzen nicht genau nehmen zu dürfen. In der That wuchert im modernen Europa und, wo jenseit des Oceans die morderne europäische Gesellschaft wieder aufgetaucht ist, die Erscheinung, welcher diese Bezeichnung gilt. Der Versuch, die Ausübung einer Kunst oder gar mehrerer Künste zu erlernen, gehört für Söhne und Töchter der gebildeten Stände zu den Erfordernissen einer sorgfältigen Erziehung. In Deutschland begünstigt die große Verbreitung eines gewissen, wenn auch bescheidenen Maßes an Talent für Musik und bildende Kunst und die breite Entwickelung eines so zu sagen geselligen Familienlebens diese Sitte; die dilettantische Kunstübung von Jung und Alt ist zu einer der stehenden Beschäftigungen und Belustigungen der Mehrzahl Derer geworden, welchen der Tag nicht von Berufsübung und Erwerbsarbeit hingenommen ist. Daß die größere Hälfte der fleißigen Dilettanten, der vielseitigen Dilettanten dem weiblichen Geschlecht angehört, ist nicht sowohl Folge der weiblichen Art als Folge der Muße, deren in wohlhabenden Familien die Frauen sich zu erfreuen pflegen.

Je höher man die Bedeutung der Kunst für die Ver-

edelung und Vergeistigung des Lebens anschlägt, um so weniger kann man wünschen, daß der Dilettantismus in den Bann gethan werde, und zwar die Kunstliebhaberei im deutschen Sinne einer ausübenden Beschäftigung mit den Künsten. Das sicherste Mittel, die Schöpfungen der Kunst vernehmen und würdigen zu lernen, ist in der That die Erlernung ihrer ersten Elemente, der Versuch der verständnißvollen Wiedergabe einzelner ihrer Werke. Der Nachzeichnende liefert sich selbst den Beweis, ob er zu sehen vermag, was der bildende Künstler dargestellt hat, ob er fühlt, in welchen Zügen eines Werkes der Charakter sich ausdrückt, in welchen Linien die Schönheit liegt; der Musicirende ist gezwungen, die fließende Welle des vorüberrauschenden Stroms zu erhaschen, die neben einander in dem Musikstücke zur Wirkung kommenden Momente wiederzugeben. Nur anschauend, nur zuhörend würde selbst der mit großer Anlage zu ästhetischem Verständniß Begabte langsamer und unsicherer zum Innewerden des Kunstwerks vordringen. Aber es fragt sich, wie weit und in welcher Weise muß die Ausübung getrieben werden, um den Kunstsinn zu bilden, und welches Maß und welche Weise der Ausübung wirkt vielmehr dem Knnstverständniß und der Kunstfreude entgegen?

Wenn man die ersten Tonleitern eines lernendes Kindes, die ersten Versuche hört, eine Melodie zu reproduciren, vertröstet man sich auf die Wirkungen der Ausdauer und der Wiederholung; in den meisten Fällen wächst die Fertigkeit bald, in vielen Fällen wächst sie über das Verständniß, über die Sorgfalt hinaus. Aus den Fingerübungen werden mehr oder minder geläufig vorgetragene Sonaten, deren sentimentaler, ernster, düsterer, schwärmischer Gehalt durch zögerndes Tempo, durch tonloses Piano charakterisirt wird; während die feurigen Partien durch Presti und Fortissimi zum Ausdruck

kommen, bei denen nicht selten die aufgelösten Locken der Composition im Staube geschleift, ihre schmückenden Perlenschnüre zerrissen werden. Das „Lied ohne Worte" giebt sich dem fingerfertigen Dilettanten williger hin; diese Willigkeit wird aber selten durch Diskretion vergolten; in der Meinung, daß in der formell weniger geschlossenen Composition das Gefühl sich Alles erlauben dürfe, werden accellerando und rallentando verschwenderisch angewendet, der Zügel des Rhythmus wird abgestreift und durch grellen Farbenwechsel, in welchem das Helldunkel fehlt, wird die Wiedergabe höchster Empfindungsgrade versucht. Der delittantische Gesang hat, sofern er sich auf das Gebiet des Liedes beschränkt, eine weniger breite Technik zu bewältigen als das Solospiel eines Instruments; dagegen stellt er die Feinheit des Ohrs auf die Probe, und selbst der ungeschulte Zuhörer verlangt vom Sänger eine dem Text entsprechende Klangfarbe, während farbloser Vortrag der vieldeutigen instrumentalen Composition sich der Kritik des Laien eher entzieht.

Die Bildsprache wird vom Dilettantismus durchschnittlich nicht correkter gehandhabt als die Sprache der Töne. Oft wird die untadelige, das organische Leben der Pflanze infeinen charaktervollen Linien, in schimmernden Lichtnüancen verrathende Holzmaser, wird der edle Marmor von eifrigen Händen mit Blumen, Arabesken, Köpfen bedeckt, deren schwankende Umrisse sich weder durch Stil noch durch Naturwahrheit als ästhetischer Schmuck legitimiren. In glänzenden Rahmen prangen oft leblose Landschaften, matte Genrebilder, ungenaue Copieen berühmter Meisterwerke; der Skizzen zu geschweigen, die manches prunkvoll gebundene Album birgt.

Nicht ausnahmslos kann die dilettantische Kunstübung sich von dieser Schilderung getroffen fühlen; und wenn sie sich getroffen fühlen müßte, wäre ihr damit noch nicht der

Stab gebrochen, sofern der Ausübende selbst in diesen Leistungen nur ein Tasten nach Kunstverständniß erblickte und sofern nicht diesen Versuchen ein Maß von Kräften und Zeit gewidmet würde, welches in umgekehrtem Verhältniß zu den Resultaten stände, die dadurch für die Bildung und den idealen Lebensgenuß erreicht werden.

Der Dilettantismus geräth leicht in ein unklares Verhältniß zur Kunst. Die Freude am Selbstthun verblendet ihn über den Werth seiner Leistungen, und die Gewöhnung an verkümmerte Produktionen schwächt sein Urtheil und seine Empfänglichkeit für das künstlerisch Vollendete ab.

Dieser Nachtheil ist zu vermeiden, wenn der Dilettant in einer strengen Schule die ersten Stufen seiner Bildung zurücklegt. Die elementaren Grundlagen können der Natur der Sache nach für den Dilettanten keine andere sein als für den, welcher beabsichtigt, es zur Meisterschaft zu bringen. Ermüdet der Schüler auf den untersten Stufen, verleidet ihm die Erlernung eines guten Anschlags, einer reinen Intonation, verleidet ihm das ABC der Harmonielehre die Musik; verleiden ihm die Uebung des Auges und der Hand an einfachen Formen, die Trockenheit der Perspektive, die Strenge des klassischen Vorbildes das Zeichnen, dann wird er wohl thun, auf die ausübende Beschäftigung mit jenen Künsten zu verzichten.

Sind aber die grundlegenden Stufen glücklich überwunden, so wird auch der minderbegabte Dilettant davor geschützt sein, durch anspruchsvolle Fehlgeburten die Kunst zu beleidigen; der talentvolle wird, in Besitz einer guten Schule, ermessen können, ob sein Interesse an der Kunst und seine Kraft weit genug reichen, um ihn zur Meisterschaft zu führen; er wird, auch wenn er unterhalb dieses Zieles bleibt, nach dem Maß und der Richtung seines individuellen Vermögens wirklich

Schönes und Lebendiges, sei es erfindend sei es nachahmend, hervorbringen. Es wird sich vielleicht hier und da Aufgaben stellen, die über seine Kräfte gehen; es ist nicht selten, daß gerade der Dilettant dazu neigt, besonders Schwieriges zu wollen, weil seine Bildung seinem Können, seine geistige Phantasie seiner sinnlichen Phantasie überlegen ist. Meister der Kunst belächeln wohl die ohnmächtigen Versuche redlich vorgebildeter und geistvoller Dilettanten; aber sie verkennen die ernstgemeinte Huldigung nicht, welche solches Streben der Kunst darbringt; sie würdigen solche Leistungen ihrer Kritik; und der Schüler darf sich über die Demüthigung seiner Kühnheit mit dem Gewinn an Kunstverständniß trösten, den er davon trägt.

Der ungeschulte, der der Schule entlaufene Dilettant, der sich im Tanzen versucht, nachdem er verschmäht hat, das Gehen zu erlernen, hat keinen Anspruch darauf, eine ernstere Kritik zu erfahren; wenn das Schweigen der Kenner ihn nicht stutzig macht, wenn das Lob seiner „Kühnheit“ ihn nicht bekehrt, so ist ihm nicht zu helfen. Es würde kaum von Erfolg sein, wollte man seinen Ambitionen Ziele empfehlen, welche seiner Begabung entsprechender wären und im Bereich seiner gegebenen Verpflichtungen lägen. Moralische Fahrlässigkeit, Unkenntniß der Proportionen, in welchen eine gesunde persönliche Ausbildung sich aufzubauen hat, sind vielfach der Hintergrund desjenigen Dilettantenthums, welches mit der Kunst nur ein müßiges Spiel treibt. Die weiteste Ausbreitung hat diese ungezogene, tändelnde Behandlung der Kunst in jenen Kreisen, in welchen auch Amtspflichten, Verkehrsbeziehungen, häusliche Ordnung, Oekonomie der Zeit und des Geldes in schlaffer, bei schaaler Mittelmäßigkeit sich beruhigender Weise betrieben werden: in den Kreisen der Halbgebildeten.

Der wohlgeborene und wohlerzogene Dilettant, möge er reich begabt und weit gefördert, mögen seine Anlagen und seine Kunstübungen die bescheidensten sein, wird bekennen, daß klares, erhebendes Vernehmen der Meisterwerke der Kunst der beste Gewinn ist, welchen er von seinem eigenen Ausüben davonträgt. Auch der anmuthige Schmuck, welchen der in den Grenzen seines Könnens bleibende Dilettantismus dem Hause, dem Familienleben, der Geselligkeit verleiht, ist am werthvollsten, wo Betrachter und Hörer ihn nicht nur als Augenweide und Ohrenschmaus zu genießen wissen, sondern als ein erquickendes Athmen der Luft, welche die Kunst in ihren bescheidensten wie in ihren mächtigsten Erscheinungen umweht. Die Atmosphäre der Kunst ist rein und groß, ihre echten Blüthen hauchen nicht Parfüm sondern Waldesduft; der wirkliche Kunstgenuß befreit von engherzigem Behagen an Besitz und Eigenthum, er wird erhöht durch das Gefühl, daß Gleichgesinnte ihn theilen, durch das Bewußtsein, daß die Kunst Allen gehört.

Da die Kunst nach der Seite der Form hin der höchste Gipfel aller Kultur ist; da sie die Summe alles inneren Erlebens zu idealer Erscheinung bringt, kann allerdings weder Talent für nachbildende Ausübung noch technische Fertigkeit über den Grad entscheiden, in welchem sie sich unserem Verständniß und unserem Mitgenuß erschließen werde: von der Innigkeit und dem Gemüthsreichthum, von der Empfänglichkeit des Verehrers der Kunst hängt in erster Linie sein Verhältniß zu ihr ab. Für die Poesie, für die Kunst des Wortes überhaupt, wird das Niemand bestreiten.

Gerade in diesem Gebiet aber hat in volkreichen Colonieen ein Dilettantismus sich angesiedelt, welcher zu dem an der bildenden Kunst und der Musik sich Versuchenden in einem charakteristischen Gegensatz steht. Abgesehen davon, daß der schriftstellernde Dilettantismus sich in die Oeffentlichkeit drängt,

producirt und kritisirt er, während der malende und musicirende Dilettantismus sich vorwiegend reproduktiv und zustimmend verhält. Kann das unbeholfene Nachstammeln eines Meisterwerks immer noch ein Ausdruck der Verehrung, ein Versuch der tastenden Aneignung sein: die dilettantische Produktion will nicht nachahmen, nicht Werke Anderer zur Darstellung bringen, sie will selbst schaffen. Sie schweigt oft kaum da, wo Meister der Kunst bereits das Gleiche oder Besseres als das ausgesprochen haben, was sie selbst zu sagen unternimmt. Und wirft der litterarische Dilettantismus sich zum Kritiker auf — Journale und Feuilletons verstatten ihn in ihren Spalten nicht selten zum Wort — so sagt er damit selbst, daß er einen Standpunkt einzunehmen glaubt, der dem Werke, welches er zu richten hat, wie den Lesern, deren Urtheil er zu dirigiren unternimmt, überlegen ist. Der schriftstellernde Dilettant steht für eine gesunde, das heißt in diesem Fall für eine bescheidene Würdigung der Meisterwerke der Litteratur, sich selbst im Wege; er lenkt aber auch Andere vom Genuß gediegener Produktionen ab. Der litterarische Markt ist, Dank der Menge der unberufenen Producenten, so überschwemmt, daß der Laie, verwirrt durch den Lärm der Stimmen, seine Auswahl oft auf das Gerathewohl zu treffen genöthigt ist. Die von der Oberfläche geschöpften Darstellungen (man denke an Reiseeindrücke, Züge aus dem Leben berühmter Männer, Theaterberichte, Referate über Kunstausstellungen) fallen leider oft am meisten ins Ohr.

Eine der beliebtesten Verwendungen laxer Form, ungenauen Wissens und leichtfertigen Urtheils ist die sogenannte Popularisirung der Wissenschaft, mit welcher der litterarische Dilettantismus sich der Reproduction halbwegs wieder zukehrt. Während es eine der höchsten Aufgaben für einen durch Menschenliebe geschärften pädagogischen Takt ist, aus

den gesammten Resultaten der Geistesarbeit das herauszufinden und in angemessene Form zu kleiden, was das Urtheil des Volkes bilden und seine sittliche Erziehung fördern kann, durchstreifen die ungeübtesten Federn, die ungeschultesten Köpfe abenteuernd alle Gebiete des Wissens und bringen hervortretende Resultate halbverstanden, Fäden organischer Gewebe losgelöst und abgerissen heim, um sie vertrauenden Lesern mit selbstgefälliger Sicherheit darzubieten. Nicht die Politik, nicht die Religion, nicht die Philosophie, nicht die Naturforschung, nicht die Kunst ist ihnen zu hoch, um sich in summarischem Verfahren mit ihren tiefsten Fragen abzufinden. Mißachten oder verkennen diese Dilettanten die Verantwortung, welche sie durch solche Behandlung auf sich laden? wähnen sie, die scharfsinnige Erledigung der wichtigsten menschlichen Angelegenheiten, an deren Erforschung ernste Geister die Arbeit ihres Lebens gesetzt haben, läge in der Luft, und es komme nur darauf an, mit selbstvertrauendem Spürsinn eine Lösung herauszugreifen, bei welcher dann Verstand und Gewissen sich zu beruhigen hätten? meinen sie, es gehöre nicht Herrschaft über das ganze Gebiet einer Wissenschaft dazu, um Compendien und Auszüge zu geben, die den Kern der Sache treffen?

Wenn alle Nachsicht, auf welche der reproduktive Dilettantismus im Bereich der schönen Künste Anspruch hat, darin begründet ist, daß er ein Versuch der Kleinen ist, die Thaten der Großen auf sich wirkeu zu lassen, so ist der Dilettantismus im Bereiche der Litteratur um so schärfer abzuweisen und zu verurtheilen, weil er ein Versuch der Unberufenen ist, die Arbeit zu entkräften, welche Berufene für die geistige und moralische Kultur der Menschheit gethan haben und thun.

Geht die „Arbeit" der Dilettanten (und Dilettantinnen) dieser Art aus dem Bedürfniß hervor, im hohen Rath der

Geister Sitz und Stimme zu haben, meinen sie, ein edleres und vornehmeres Tagewerk an Stelle der unscheinbaren, praktischen Pflichterfüllung zu setzen, welche ihre angeborenen Verhältnisse ihnen auflegten und für welche ihre Vorbildung ausreichend gewesen sein würde, so sind sie in einer Täuschung befangen, von der sie nur zu heilen sein würden, wenn sie sich entschließen könnten, die aufrichtige Meinung Derer zu erfragen, deren Geringschätzung sie befremdet. Aber der litterarische Dilettantismus hat zuweilen eine andere Rechtfertigung; er ist nicht selten die einzige Auskunft, welche sich bei Mangel an praktischer Tüchtigkeit und wissenschaftlicher Schule Leuten von einer gewissen idealen Richtung darbietet, um ihr Brod zu verdienen. Daß es ein großes Uebel sei, wenn die Kunst nach dem Brode gehe, ist seit Maler Conti sprichwörtlich; die Kunst hat in diesem Falle das stolze Bewußtsein, sich unter ihrem Werth auszugeben. Geht der Dilettantismus nach Brod, so wird er wohlthun, sich das Geständniß nicht zu erlassen, daß er sich über seinen Werth auszugeben versuche. Der rechtschaffene Ehrgeiz, auch das Brod nur vollwichtigen Leistungen verdanken zu wollen, wird solche Federarbeiter zu der Auskunft führen, ihre öffentliche Lehrthätigkeit als Privatschule für sich selbst zu benutzen; sie werden sich zunächst an den bescheidensten Aufgaben versuchen müssen, um vielleicht an dem Leichten nach und nach das Schwerere zu erlernen.

Der schriftstellernde Naturalismus fällt nicht ohne Weiteres mit dem litterarischen Dilettantismus zusammen. Männer der That, Männer, welche ihr Leben lang das Schwert geführt hatten, haben sich zuweilen nach vollbrachtem Tagewerk ein hohes Verdienst dadurch erworben, daß sie ihre Erfahrungen ihrer bis dahin wenig geübten Feder anvertrauten. Manches werthvolle Charakterbild bedeutender Menschen ver-

dankt die Litteratur einer weiblichen Hand, welche nie zuvor für die Oeffentlichkeit geschrieben hatte. Innere und äußere Erlebnisse privater Natur können geeignet sein, weitere Kreise zu interessiren, wenn auch die zu ihrer Mittheilung allein befähigte und berechtigte Persönlichkeit kein zünftiger Schriftsteller ist. Solche Produktionen legitimiren sich durch ihren Inhalt; sie sind nicht Machwerke federfertiger Halbbildung, vielmehr Lebensextrakt, dem das geschriebene Wort nur als Träger und Verwahrer unentbehrlich ist; weit entfernt, den Wirkungen der klassischen Litteratur in den Weg zu treten, den Sinn für ernste Forschung abzustumpfen, mehren sie vielmehr das Material, dessen Poesie und Wissenschaft bedürfen. Solche Produktion nährt die Wurzeln der Litteratur, während der schriftstellernde Dilettantismus diesen Baum als Parasit umrankt.

Im Sinn des Vorwurfs werden zuweilen Leistungen als dilettantische bezeichnet, welche weder das Gebiet der Kunst noch der Litteratur betreten: man spricht von dilettantischer Hausführung, von dilettantischer Krankenpflege, von dilettantischer Kochkunst. Der Vorwurf des Dilettantismus in diesen Zweigen vorzugsweise weiblicher Pflichterfüllnng erscheint um so schwerer, als die Erreichung der Tüchtigkeit hier nicht von Talenten abhängig ist, wie sie nur Einzelnen verliehen werden, und als der Frau der angeborne Beruf auferlegt, in diesen Dingen möglichst Vollkommenes zu erstreben, möge auch die Eine mit Freiheit, mit anmuthiger Sicherheit, mit Leichtigkeit leisten, was die Andere nur mühsam vollbringt.

Gegen den Mann, welcher sich einer oberflächlichen Abfindung mit seinen Amts- oder Berufsgeschäften schuldig macht, wird eher der Vorwurf der Handwerksmäßigkeit als der des Dilettantismus erhoben. Es liegt in den Stärken

und in den Schwächen der weiblichen Naturanlage, daß die Frau bei mangelndem Ernst und mangelnder Hingebung für ihre Pflichten nicht sowohl in die Gefahr einer schablonenhaften, einer mit Beobachtung des Herkömmlichen zufriedenen Abmachung verfällt, wie sie dem Tadel eines handwerksmäßigen Verfahrens zu Grunde liegt, als daß sie, ihrem Takt, ihrem Instinkt vertrauend, nach der Eingebung des Augenblicks auch in solchen Dingen verfährt, welche eine durch Uebung und Erfahrung ruhig und sicher gewordene Hand verlangen.

Wo dilettirende Kunstübung und dilettantische Pflichterfüllung Hand in Hand gehen, ist die Kritik zu resignirtem Schweigen berechtigt.

Diskretion.

Diskretion heißt wörtlich Unterscheidung; das Wort wird im deutschen Sprachgebrauche nur für solche Unterscheidungen angewendet, welche sich auf moralische oder ästhetische Grenzlinien beziehen.

Zunächst pflegt man an das Geheimniß als an den Gegenstand der Diskretion zu denken, und zwar sowohl bezüglich der Bewahrung als bezüglich der Achtung desselben. Das Geheimniß ist allerdings der Schrein, welcher die intimsten Angelegenheiten des Einen vor den Augen des Andern birgt; aber das geistige Gebiet der Person enthält auch Güter, welche nicht unter Schloß und Riegel gebracht werden können und welche doch als ihr ausschließliches Eigenthum respektirt werden wollen. Die Diskretion scheut nicht nur, den Ver-

schluß zu sprengen; sie verwahrt nicht nur den Schlüssel, wenn er ihr anvertraut wurde; sie hütet sich überhaupt, in das Gebiet des Andern tiefer einzudringen, als er selbst es verlangt oder als der Charakter des gegenseitigen Verhältnisses es mit sich bringt.

Diese richtige Linie einzuhalten, ist in der Regel Sache des Takts. Für gewisse Verhältnisse, z. B. das des Beamten zum Staat, der in diesem Falle doch mindestens als moralische Person zu respektiren wäre, gelten allgemein anerkannte Vorschriften des Verschweigens; immerhin bleibt für die Ausdehnung, in welcher von der amtlichen Mitwissenschaft Gebrauch gemacht werden darf, dem Ermessen der Eingeweihten ein gewisser Spielraum, dessen reichliche Benutzung den Vorwurf der Indiskretion nach sich zieht, während den Bruch des Amtsgeheimnisses die Strafe des Gesetzes trifft. Oft werden aber auch Indiskretionen gegen den Staat oder das Vaterland ohne Mißbrauch amtlicher Kunde begangen. Es giebt in jedem Staat öffentliche Geheimnisse, gewisse schwache Seiten, Schäden, deren Heilung durch öffentliche Behandlung nicht befördert werden kann. Treu gesinnte Patrioten werden mit einander über diese Dinge zu Rathe gehen; sie werden sich bemühen, Abhülfe zu bewirken. Decken aber Angehörige des Staates, vielleicht nur um ihre intime Kunde und besondere Einsicht ins Licht zu stellen, in öffentlicher Rede vor incompetenten Hörern oder auf einer Tribüne, welche von Feind und Freund im Auslande beobachtet wird, solche Blößen auf, so wird jedes gesunde patriotische Gefühl sie der Indiskretion anklagen. Allerdings kennt Noth kein Gebot, auch nicht das Gebot der Diskretion; jeder einzelne Fall verlangt, seine besondere Beurtheilung; aber das wird nicht bestritten werden können, daß es eine öffentliche Indiskretion giebt, welche nicht weniger verpönt sein sollte, als die Indiskretion

in privaten Verhältnissen. Mancher rhetorische Triumph wäre dafür hinzugeben, wenn die αἰδώς der alten Griechen Gemeingut der öffentlichen Moral würde. Franzosen und Engländer, deren öffentliches Leben schon mehr zu Jahren gekommen ist als das der Deutschen, halten dem Auslande gegenüber strenger auf die häuslichen Geheimnisse der Nation.

Den Deutschen verführt manche ihm eigene liebenswürdige Schwäche, sogar im Privatleben häufiger gegen die Diskretion zu verstoßen, als es der überseeische Stammverwandte sich zu Schulden kommen läßt. Während der Engländer das Haus, seine „Burg", als gewappneter Burgherr schließt und bewacht, liebt der Deutsche, es gastlich, bisweilen auch selbstgefällig, aufzuthun, und es behagt ihm, von seinen Fenstern aus den Blick in die Räume des Nachbarn zu haben. Die Gewohnheit des Hausens verschiedener Familien unter Einem Dach, der häufige Wechsel dieser Hausgenossenschaft, welchen die wohnlichen Einrichtungen in Deutschland im Gegensatz zu den englischen mit sich bringen, begünstigen mit der Duldsamkeit gegen fremde Luft und fremdes Geräusch und mit der Theilnahme an fremdem Leid und Lust auch das indiskrete Eindringen in solche Angelegenheiten, welche nicht geeignet, oft gar nicht werth sind, Andere als die zunächst Betheiligten zu beschäftigen, und welche ohne Betheiligung Dritter besser erledigt werden. Gewiß hat der Deutsche ein ebenso richtiges Gefühl für das Schickliche; er unterscheidet mit ebenso feinem Takt wie die Angehörigen anderer Nationen die Sphäre, in welcher die Persönlichkeit des Einen ausschließlich zu walten hat, von der, innerhalb welcher der Andere allein berechtigt und allein verantwortlich ist. Aber die allgemeine Sitte übt ihren Einfluß auf die Ansichten und sogar auf das Gefühl des Einzelnen. Was die Engländer durch gesellschaftliches Herkommen an Diskretion vor uns

voraus haben, das sollten wir durch Urtheil und Entschluß uns zu eigen machen.

Daß die Hausgemeinschaft eine Vertrauensgemeinschaft ist, in welcher jeder Zugehörige nothgedrungen seine Schwäche verrathen, in seinen Nöthen Schutz und Trost suchen muß, — mahnt das nicht dringend, die Kenntniß schwacher Punkte, kritischer Situationen, deren man als Familienglied theilhaft wird, in den Mauern zu behalten? Neben den Rücksichten der Schutzgenossenschaft verpflichtet die Solidarität des guten Namens, von den Schattenseiten der Angehörigen zu schweigen. Allerdings umfassen die sittlichen und religiösen Gemeinschaften, Staat und kirchliche Gemeinde, die engen Kreise der Familie mit einem weiteren, idealeren Bande, dessen Rechte in mancher Beziehung den Rechten der Blutsgenossenschaft überlegen sind und dieselben durchbrechen dürfen. Aber die Gesellschaft als solche hat die Familie und deren Glieder als Schutzbefohlene des Hauses zu respektiren, welches ihr doch nur Gastrecht gewährt; mißachtet sie diese Regel, wie sie es nur zu oft thut, so sollten ihre vielgeschäftigen Sendlinge, unberufene Wißbegier und unberufener Mittheilungsdrang, von den Ringmauern abgewiesen werden, mit welchen die Hausehre das Privatleben umschirmt.

Dem sittlich verfeinerten Menschen sind nicht bloß die nach außen geschlossenen Lebenskreise, sondern die Sphäre der Persönlichkeit selbst ist ihm heilig; und er achtet nicht nur das Recht eines Jeden auf Schonung seiner Interessen, er wahrt nicht nur die eigene Ehre vor dem Eindringling; er achtet die sittliche Selbstbestimmung und fühlt, welche Schranken das Wesen derselben jedem persönlichen Wechselverkehr zieht. Wie er selbst allein sein muß mit seinem Gewissen und mit seinem Gott, so hütet er sich auch, die Einsamkeit des Andern zu stören, gleichviel, ob der Andere selbst das

Bedürfniß dieser Schonung fühlt oder nicht. Die Schwäche, welche ihm die Thür widerstandslos öffnen würde, die Einfalt, welche nicht weiß, daß sie des Schutzes bedarf, sind vor seinen Eingriffen eben so sicher wie der Starke und Bewußte, den die Indiskretion überlisten müßte, um die Schlüssel der Festung zu erhalten. Der Diskrete will nicht mehr von dem Andern wissen, als dieser ihm anvertrauen dürfte, wenn er sich vollkommen auf seinen moralischen und materiellen Vortheil verstände; er will den Andern — und wäre er ihm noch so nahe gestellt — nicht tiefer in seine eigenen inneren Hergänge einweihen, als es sich damit verträgt, daß Jeder eine eigene Persönlichkeit bleibe und seine eigene Verantwortlichkeit wahre.

Es ist ein Mißverstehen der Freundschaft, der Ehe sogar, wenn man meint, es komme auf gegenseitige Mittheilung aller Motive und aller Gefühle an. Gesetzt, es wäre das höchste Recht intimer Gemeinschaft, einander bis in die letzten Falten des Herzens hinein zu kennen, — nicht einmal dieser Zweck ist durch gegenseitiges Ausforschen und Bekennen zu erreichen, wenn nicht die Diskretion das Erstere wie das Letztere in Schranken hält. Verrathen sich nicht manche Züge überzeugender durch einen Blick, durch unbewußte gelegentliche Aeußerungen, besser durch Verschweigen sogar als durch ausdrückliches Aussprechen? Geschieht es nicht zuweilen, daß man im Andern eine schöne Eigenschaft der Seele stört nnd versehrt, wenn man sie ihm abfragt? Ebenso wird die Hülfe, welche man einander gegen Schwächen und Fehler zu bringen hat, durch absichtliches Besprechen keineswegs am sichersten geleistet. Schonendes Schweigen über einen wunden Punkt wirkt auf einen Menschen von regem Gewissensleben oft heilsam beschämend, während Erinnern und Hinweisen zum Widerspruch reizt oder doch die Selbstanklage abschwächt. Und wie ist es mit der Lösung innerer Zweifel? Werden

sie wirklich dadurch am sichersten gehoben, daß man ein anderes Ohr, und wäre es das vertrauteste, einladet, das Für und Wider in unserem Herzen zu belauschen? Entstehen nicht Zweifel über den rechten Weg oft dadurch, daß man indiskret gegen sich selbst ist, daß man der drohenden, der schmeichelnden, der ängstlichen Stimme des Anderen Einlaß in den eigenen Herzensrath gewährt? Bei oberflächlichem Kennen, bei Verkehr in geselligem Kreise legen Vorsicht, Anstand, das Bedürfniß zu gefallen, Diskretion auf; im Verhältniß zwischen höher und tiefer Gestellten begünstigen Ehrerbietung auf der einen, Selbstachtung auf der andern Seite die Zurückhaltung im Eindringen, im Mittheilen; zwischen Solchen, die einander als Gleiche und als Nächste betrachten dürfen, wird die Diskretion nur bei sicherer Selbstbeherrschung gewahrt; und je intimer, je berechtigter zu voller Intimität ein Verhältniß ist, um so höheren Preis verdient die Diskretion, um so unerläßlicher ist sie.

Eine der edelsten Bethätigungen der Diskretion ist das Innehalten des rechten Maßes in der Mittheilung über Dritte. Das Unterlassen des Unnöthigen verhütet in dieser Beziehung schon viel Uebles. Auf die schwache Genugthuung, einander zu klagen, was man durch Außenstehende zu erleiden hat, sollten reifere Menschen schon deshalb verzichten, weil solches Aussprechen das eigene Herz nicht stärker macht für den oft recht widerwärtigen Kleinkrieg. Eine schönere Genugthuung ist es, wenn wir durch Schweigen über erlittene Unbill dem Freunde die harmlose Auffassung eines Menschen erhalten, welche wir selbst durch empfindliche persönliche Berührung mit demselben eingebüßt haben. Handelt es sich um gemeinsame Abwehr, um nothgedrungene Warnung vor jenem Dritten, so wird der Takt eines großmüthigen Herzens ermessen, wie weit der Gegner gekennzeichnet werden muß, damit er unschädlich werde.

Der Irrthum, daß die ausgedehnteste Vertraulichkeit den Freund dem Freunde näher führe als die beiderseitige Diskretion, straft sich oft bitter; so groß das natürliche gegenseitige Wohlgefallen, so lebhaft die Sympathie sein möge: auf die Dauer wird die Zuneigung durch jedes Verhalten geschädigt, das der Achtung Abbruch thut, und nichts ist schwerer zu verwinden als die Entdeckung, daß die Annäherung des Andern niederziehend auf den eigenen Standpunkt, verweichlichend auf die eigene Kraft gewirkt habe. Dagegen giebt es vielleicht keinen schöneren Triumph des Adels und der Innigkeit eines Seelenbundes, als wenn in kritischen Lagen, in welchen gegenseitiges Aussprechen momentane Herzenserleichterung gewähren, aber die Diskretion gegen Andere verletzen würde, Jeder am enthaltsamen Schweigen des Andern die gleiche Auffassung, das gleiche treue Festhalten am einzig Richtigen erkennt. Solche wortlose Kampfgenossenschaft stählt den Willen, giebt innere Freudigkeit und erhöht das gegenseitige Vertrauen der Verbundenen mehr, als Worte es vermögen.

Das Gegenbild so starker und zarter Verbindungen sind Freundschaften, welche vom rückhaltslosen gegenseitigen Anvertrauen ein müßiges und welkes Dasein fristen, oder gar vom Raube der an Andern verübten Indiskretion sich nähren, Ehen, in welchen die gegenseitige Diskretion nicht einmal so weit geht, daß der Eine die Zeit und das Gemüth des Andern mit den kleinen Plagen des Augenblicks verschonte, deren Macht über die gute Laune man am besten sich selbst gegenüber ignoriren würde.

Für die Erziehung, wie für das Verhältniß des Alters zur Jugend überhaupt, bildet die Diskretion einen Punkt von großer Wichtigkeit. Die Indiskretion der Einfalt gegen den Ueberlegenen wirkt komisch, (das enfant terrible ist sprichwörtliches Beispiel); die Indiskretion des Gereifteren gegen den

Unmündigen ist frivol. Dem jungen Gemüthe darf nicht kund werden, was an Unrecht, an Versuchungen und an Enttäuschungen der Erfahrung und dem Verständniß der späteren Jahre aufbehalten ist. Auch sich selbst ist die junge Seele in den schönen Zügen wie in den gefahrdrohenden, welche in ihr liegen, ein Geheimniß; wie weit sie über sich aufgeklärt werden darf, das hat der Erziehende mit heiliger Scheu vor dem Eingreifen in die natürliche Entwickelung zu ermessen.

Giebt es aber nicht Motive edler Art, welche zur Indiskretion führen können? Verlangt nicht z. B. die Wahrhaftigkeit, jede Diskretion bei Seite zu setzen? Wird die Diskretion nicht zuweilen aufrichtigem Wahrheitsdurst weichen müssen? Das tiefsinnige Orakelwort, mit welchem Schillers Gedicht „das verschleierte Bild zu Saïs“ den Leser zu sinnender Beherzigung entläßt, spricht sich über diese Frage verneinend und warnend aus.

Daß die Diskretion eine seltene Tugend, die Indiskretion ein allzu duldsam gehegtes Unkraut ist, findet seine Erklärung in der Seltenheit der Eigenschaften, welche die erstere bedingen, und in der Verbreitung der Schwächen, auf deren Boden die letztere gedeiht. Kleinlichkeit, moralische Naschhaftigkeit (die Plauderhaftigkeit ist eben auch eine Unenthaltsamkeit), Mangel an ernster Beschäftigung verleiten zu Streifzügen in fremdes Gebiet. Jede übermäßige Empfindlichkeit gegen unangenehme Berührung hebt die Zurückhaltung auf; der Zorn schwatzt aus, was die Besonnenheit verschweigen würde; auch andere widrige Affekte verrathen, was zu verhüllen die Schamhaftigkeit und die Rücksicht auf Andere gebieten.

Um die Diskretion unter der steten Verleitung zur Indiskretion, welche uns im intimen Verkehr wie in der Oeffentlichkeit und in der Gesellschaft umgiebt, zu bewahren,

würde es einer unablässigen, den freien Athem beengenden Selbstkontrolle bedürfen, wenn es nicht positive Eigenschaften und Richtungen der Seele gäbe, die in unwillkürlicher Wirkung die Grenzen des eigenen Gebietes schützen und vor Verletzung des fremden bewahren; so ist unter Anderem die Herzensgüte, nicht jene weiche Gutmüthelei, welche mit Liebe und Nachsicht ein selbstgefälliges Spiel treibt, eine zuverlässigere Wahrerin der diskreten Haltung als die vornehmere Klugheit es zu glauben geneigt sein mag. Neben ernster Beschäftigung mit Aufgaben, welche unsern Kräften gemäß sind und unsere Zeit ausfüllen, findet die Neigung, uns in die Angelegenheiten Anderer zu drängen, nicht leicht Raum.

Die Frau ist durch die ihr eigene größere Reizbarkeit, durch ihr Anlehnungsbedürfniß und durch das Vorherrschen des persönlichen Elements in ihrem Wirkungs- und Interessenkreise mehr als der Mann in Gefahr, sich der Indiskretion schuldig zu machen. Aber auch sie besitzt eine starke Schutzwehr gegen diese Schwäche. Sie steht dem Manne an sittlichem Feingefühl voran. Legt sie auf dessen Wahrung und Ausbildung höheren Werth als auf irgend welches andere Wissen und Können, so wird auch sie schwerlich der Indiskretion verfallen.

Duldsamkeit.

Im Hinblick auf die gegenseitige Bekämpfung der verschiedenen christlichen Glaubensrichtungen mit Haß und Schwert, welche die ersten christlichen Jahrhunderte aufweisen, im Hinblick auf die gewaltsame Unterdrückung abweichender Bekenntnisse Seitens der zu befestigter Macht gelangten Glaubens-

fassungen, welche sich durch das Mittelalter zur Neuzeit hinzieht und in der Mitte des 18ten Jahrhunderts noch nicht aufgehört hatte, kann die Toleranz, welche zu allen Zeiten von milden und weitherzigen Persönlichkeiten geübt worden und seit der zweiten Hälfte des 18ten und in unserem Jahrhundert, vornehmlich im Bereich des Protestantismus zu fast allgemeiner Geltung gekommen ist, nur als Beweis einer tieferen Würdigung der Natur des Glaubens überhaupt, insbesondere des christlichen Glaubens erscheinen.*)

Daß Seitens Derer, welche sich als Rechtgläubige betrachten durften der mildere Standpunkt nicht ohne Anstrengung und Selbstüberwindung gewonnen worden sei, sagt uns schon das Wort, welches ihn bezeichnet: Nicht daß man die Frage nach der Berechtigung der Andersgläubigen dahingestellt sein lasse, sondern daß man dieselben als Irrende dulden, ertragen wolle, sprach das Wort „Toleranz" aus, welches mit „Duldung" vollkommen gleichbedeutend ist.

Müssen wir die Verachtung unserer orthodoxen Altvorderen, ihren zur Vertilgungswuth gesteigerten Grimm gegen Diejenigen, welche in ihren Augen Gott nicht die Ehre geben wollten, als Verkennung der Art und Weise ansehen, in welcher die religiösen Vorstellungen und Ueberzeugungen im Menschen sich bilden und zum Abschluß kommen, so haben wir doch kein Recht auf den Schmerz jener Eiferer über die Zwiespältigkeit der Glaubensmeinungen als auf den Beweis einer lediglich engherzigen Ueberhebung hinabzublicken.

Die religiöse Ueberzeugung, insbesondere die feste Anhänglichkeit an eine von den Vätern überkommene Glaubens-

*) „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben" sagt der Heiland. Aber er gestattet dem Zweifler, die Hände in seine Wundenmale zu legen, damit dieser in seiner Weise Theil an ihm gewinnen könne.

fassung und Glaubensgemeinschaft, giebt Dem, der von ihr getragen wird, den stärksten Halt in den Kämpfen des Lebens; er empfindet sie als den fruchtbaren Boden seiner Sittlichkeit, als den Grund seiner Sterbensfreudigkeit. Dieses höchste Gut von Denen nicht getheilt zu sehen, welche gleich bedürftig, der gleichen Hülfe entbehren, ist dem Gläubigen, wenn er der Liebe nicht ermangelt, ein tiefer Schmerz; sein Schmerz wird ein zorniger, wenn er meint, der Andersdenkende verschließe sich aus Hochmuth dem Glauben, aus Trotz der richtigen Gotteserkenntniß; er wird zur schmerzlichen Resignation, wenn der Glaubensfeste sich erinnert, daß „der Glaube nicht Jedermanns Ding“ ist, daß des Andern Andersglaube ertragen werden, daß man mit den Verblendeten Geduld haben müsse.

Etwas Anderes als diese Resignation und Geduld der ihrer Sache gewissen Gläubigkeit ist die Toleranz, welche durch die sogenannte „Aufklärung“ herrschend geworden ist. Schmerz um die Verschiedenheit der Glaubensrichtung Anderer von der eignen wohnt dieser Toleranz nicht bei, weil sie von der Ansicht ausgeht, daß bei der Verschiedenartigkeit der Menschen und bei der Geistigkeit und Erhabenheit des zu erfassenden Gegenstandes völlige Gleichheit der religiösen Ueberzeugungen unmöglich sei. Ist rationelle Toleranz mit tiefer Religiosität und Glaubenswärme verbunden, so wird geduldiges Harren und Hoffen auf eine Entwickelungsstufe, wo die Seele dazu gereift sein wird, Gott „als Den zu sehen, der er ist“ an die Stelle des Duldens um die Glaubensverschiedenheit treten.

Auge in Auge sehen wir die Toleranz der Aufklärung einer mit Schmerz und Ingrimm den Andersglauben ertragenden Duldung gegenüber in Friedrich dem Großen und seinem Vater. Als Friedrich Wilhelm I. den jugendlichen Sohn zu zwingen suchte, von der Lehre der Prädestination abzustehen, deren Consequenzen für sein sittliches Verhalten er fürchtete;

als er sich nur mit Schmerz darein ergab, von diesem Versuche abzustehen, war er gewiß in einem Verkennen der Bedingungen befangen, an welche die persönliche Aneignung der ewigen Wahrheit gebunden ist; aber die treue und harte Arbeit seines Lebens beweist, daß er Recht hatte, dem Sohne Antriebe und Stützen von gleicher Stärke zu wünschen, wie er selbst sie seinem strengen Bekenntniß zu verdanken glaubte. — Nicht mit frivoler Gleichgültigkeit sondern mit Ueberzeugung und klarem Herrscherentschluß hat Friedrich der Große dagegen das vielgepriesene und vielgeschmähte Wort ausgesprochen, in seinem Staate solle Jeder nach seiner Façon selig werden.*) Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wiefern Friedrich selbst, seiner bekannten Spötteleien ungeachtet, dennoch ein Gottesverehrer und ein Christ gewesen sei. Jedenfalls ist aus seiner unübertroffenen Strenge gegen sich selbst, aus der unermüdlichen Ausdauer, mit welcher er sich in den Dienst dessen stellte, was er in großartigster und und bescheidenster Auffassung als seine Pflicht erkannte, mit Sicherheit zu schließen, daß er den herrenlosen Materialismus und Naturalismus heutiger Aufklärung, welche das Belieben und das „wohlverstandene Interesse“ an die Stelle des Gehorsams gegen den göttlichen Willen setzen, nicht als eine der Façons anerkannt haben würde, nach welchen man in Preußen oder auch sonstwo selig werden könne.

Die Anwendung, welche Lessing (Nathan der Weise) von der Erzählung Boccaccio's macht, ist vielleicht die unumwundenste und kühnste der Litteratur angehörende Erklärung derjenigen Toleranz, welche nicht in schmerzlichem Verzicht auf Glaubensgleichheit sondern in Anerkennung des Rechts

---

*) Im Munde eines Mannes, der in französischer Sprache zu denken gewohnt war, hatte das Wort „façon“ keinen leichtfertigen Nebensinn, es hieß in diesem Falle nur „Art und Weise“.

der Glaubensverschiedenheit geübt wird. Lessing spricht aber weder die Ansicht aus, es sei gleichgültig, ob man Glauben habe, noch es sei gleichgültig, ob man den rechten Glauben zu haben meine; er sagt nur, daß der rechte Glaube sich allein durch die Kraft „beliebt zu machen" legitimiren könne. Mit praktischem Scharfsinn ist dem Rath der Toleranz sofort die positive Weisung einverleibt, den Wetteifer der Rechtgläubigkeit durch den Wetteifer der Liebe zu läutern und zu sänftigen.

Die Toleranz der Aufklärungszeit ist, wie die Toleranz der Glaubensliebe aller Zeiten, von der Nachsicht, die sich heute Toleranz nennt, weit überholt. Giebt es noch einen Glaubenshochmuth, dem man die bescheidene Duldsamkeit der Aufklärung vorhalten möchte, — viel verbreiteter ist doch eine Stellung zu den höchsten Lebensfragen, die von Strenge und Härte gegen Andersdenkende deshalb nichts weiß, weil die eigene „religiöse Ansicht" ihr zu wenig Ueberzeugung ist, um über die abweichende Ansicht Anderer Schmerz zu empfinden. Gleiches gilt vom Standpunkt des Unglaubens, des Materialismus. Wäre die Negation der idealen Lebensmächte Ueberzeugung, wäre sie eine begeisternde sittliche Kraft, während sie nur das Resultat einer vermeintlich nüchternen Verstandesrechnung ist, gälten die Gläubigen den Glaubenslosen nicht als beschränkte zurückgebliebene Thoren sondern als gefährliche Irrlehrer, dann würde man heute vom Unglauben, Duldsamkeit für die Gläubigen erbitten müssen; aber er hat nur Geringschätzung für sie.

Wenn dagegen Jeder, dem es gegeben ist, sein Verhältniß zu Gott so innig und so fest zu fassen, daß er „mit Fried und Freud" durch das Leben und aus dem Leben „fahren" kann, in duldender Bescheidung auf Diejenigen blicken wird, welche nicht vermögen, zu gleichem Abschluß zu kommen, und wenn wir Alle in Geduld der Stufe zu harren haben, wo die

Anbeter „Eine Heerde unter Einem Hirten" sein werden, so ist im Gebiet der sittlichen Ueberzeugungen die gleiche Duldsamkeit und Resignation weder motivirt noch erlaubt. Sagt doch Paulus selbst von den Heiden, das Gesetz sei ihnen ins Herz geschrieben; und er gehörte dem Volke an, dem es Religion war, sich im ausschließlichen Besitz der göttlichen Willenserklärung zu glauben!

Allerdings haben auch die sittlichen Ueberzeugungen ihre Geschichte; aber der Canon, den wir zuerst in den Tafeln vom Sinai umfassend ausgesprochen und auf den Willen zurückgeführt sehen, der nicht mit sich handeln läßt, behauptet durch alle weitere Ausbildung und Vertiefung hindurch seine festen Linien. Auch hat keine gesetzgeberische Weisheit und keine gesellschaftliche Verfeinerung oder Entartung nur ernstlich den Versuch gemacht, seine Gültigkeit aufzuheben; und selbst der gegen sich und Andere nachsichtigste Moralist würde nicht vorschlagen, dem bürgerlichen Gesetz die Unterlage jener Sittengebote zu entziehen; gar zu weise sind doch dieselben den Bedingungen des Bestehens der Gesellschaft und ihrer Ordnung angepaßt!

Dennoch begegnen wir in manchen Epochen auch im Gebiet der sittlichen Grundfragen einer Duldsamkeit, die zwar nicht die Gesellschaft von diesen Pfeilern zu lösen wagt aber das individuelle Belieben dem Sittengesetz gegenüber in Schutz nimmt. Bezüglich der Unverbrüchlichkeit des Ehebundes tritt z. B. gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in den romantisch-emancipirten Kreisen nicht nur persönliche Nachsicht, sondern die Theorie der Unverbindlichkeit des Ehegelübdes auf, welche aus dem Recht und der angeblichen Unbesiegbarkeit des individuellen Gefühls argumentirt. — In unseren Tagen hat der wissenschaftliche Materialismus es übernommen, die bindende Kraft des kate-

gorischen Imperativs zu lockern, indem die Fähigkeit, demselben Folge zu leisten von individueller Körperdisposition, von Blut und Nerven, von angeborener sittlicher Anlage abhängig erklärt wird; gleichzeitig bekennt sich die Philosophie der Willensleugnung, die im Pessimismus ihren trübseligsten Ausdruck gefunden hat, bezüglich der sittlichen Befähigung des Menschen zu einer Resignation, welcher das Sittengesetz als Forderung eines überspannten Idealismus erscheint. Erkennen wir auch, daß Keiner von uns thatsächlich dem inneren wie dem auf Tafeln geschriebenen Gesetz, beide in voller Schärfe genommen, völlig gerecht wird, so ist doch auf ein reines und unumwundenes Bekennen zu ihren Forderungen zu dringen; denn hier fragt es sich nicht, ob der Flug der Seele, ob das geistigste Bedürfen und Ahnen so weit reicht, um die Verheißungen des Glaubens in ihrer ganzen Fülle zu erfassen, sondern ob das uns Allen gemeinsame Unterscheidungsvermögen zwischen Gut und Böse in seiner Schärfe erhalten oder verdunkelt werden, ob das Gebot, welches eben deshalb, weil es Allen gilt, mit der Deutlichkeit und Bestimmtheit des gesunden Verstandesurtheils zu uns spricht, von individueller Verweichlichung und Klügelei angekränkelt werden soll.

Wie bestimmt wir uns aber dagegen verwahren, daß das sittliche Soll an seinem Ernst und seinem Maaß geschmälert werde, die berechtigte Intoleranz gegen abschwächende Theorien schließt keineswegs die Milde gegen die im Gehorsam noch Schwachen aus; predigt uns doch die eigene Unfertigkeit im Vollbringen, auch wenn unser Anerkenntniß der Verpflichtung ein noch so unbedingtes ist, diese Duldsamkeit laut und deutlich genug!

Schwerer als diese „Milde und Geduld“, deren Maaß die Liebe um so sicherer finden wird, je mehr sie in dem Fehlenden den Werdenden erblickt und sein Werden zu fördern

sich berufen fühlt — wird uns eine Duldsamkeit anderer Art, die sich nicht auf den Grad bezieht, in welchem der Andere unserem Ideal von religiöser und sittlicher Kraft und Reife entspricht, sondern auf die Mischung von Gaben und Neigungen, auf die Form des persönlichen Erscheinens und Verhaltens, welche die natürliche Individualität ausmachen.

Die Einsicht, daß der ganze Reichthum des Lebens auf der Mannigfaltigkeit beruht, in welcher die Idee der Menschheit Gestalt gewinnt, und daß durch die Friktion zwischen den Gegensätzen die befruchtende und bildende Arbeit der persönlichen und individuellen Cultur bedingt ist, hindert nicht, daß wir im besonderen Falle unter der Andersart der Andern leiden, uns gegen dieselbe wehren, uns durch dieselbe reizen oder abstoßen und erkälten lassen. Sind wir nicht blind gegen die Unschönheiten der eigenen Natur, sind wir weit entfernt zu verlangen, daß unser Temperament, unser Geschmack für Andere maßgebend sei, so tragen wir doch oft schwer an der Besonderheit des uns gegenüberstehenden Naturells: Nicht das uns Gleiche verlangen wir, aber das uns Gemäße; wir wollen verstehen und verstanden sein; wir wollen ergänzen und uns ergänzt sehen; unser Wohlgefühl mit den Andern hängt ab vom Stimmen ihres Wesens zum Kammerton unserer eigenen Art.

Mögen immerhin auf Grund solcher natürlicher, gegenseitiger Anziehung und Abneigung die beliebig sich bildenden gesellschaftlichen Gruppen entstehen und sich lösen: in allen gegebenen und auferlegten gegenseitigen Verhältnissen sollten Sympathie und Antipathie so wenig als möglich zur Wirkung kommen, der Einfluß auf unser Bezeigen, auf unser Thun und Lassen, ja auf unsere Stimmung sollte ihnen verwehrt sein; sie machen uns einander stief, und wir sind doch zur Verschwisterung berufen! Nicht nur die blutfremde, die

sogenannte Stiefmutter und das Stiefkind messen einander oft mit kühlem, mißtrauendem Blicke, behandeln einander mit trockener werkheiliger Abrechnung, weil das Gefühl der inneren Verwandtschaft fehlt; auch die leiblichen Eltern und Geschwister erlauben nicht selten befremdenden Abweichungen von der eigenen Art bei den ihnen durch das Blut Angehörenden, ihr Gefühl gegen diese zu erkälten oder doch auszudörren. Und wie manche edele aber verschlossene und langsame Natur ist in ihrem Wuchs zum Stocken und Erstarren gekommen, wie manche empfindliche und schwächliche ist verkümmert, weil die Lehrer, die Erzieher, die Mitschüler sich nicht sympathisch von ihr berührt fühlten! wie oft hat Unduldsamkeit gegen unbesiegbare Mängel und Schranken der Anlage des Andern in dem Zurückgesetzten Verbitterung bewirkt!

Dem Gefühl zu gebieten, wenn durch die unzusagende Individualität des gewiesenen Gefährten die eigene Natur geärgert wird, ist nicht sofort von Erfolg; aber die Einsicht, daß es Armuth und Beschränktheit des Herzens beweist, wenn wir der fremden Art unzugänglich sind; die Ueberzeugung, daß Gott auch in den Gestaltungen gefunden und geliebt sein will, die uns nicht gefallen, und daß die Liebe zu Denen, an welche die Pflicht uns bindet, nicht Geschmackssache sein darf, wirkt auf ein williges Herz je länger je mehr befreiend von intoleranter Einengung; endlich hört die Duldsamkeit auf, ein Erdulden zu sein, und was uns früher zu mißmuthiger Abwehr reizte, setzt den Humor ins Spiel, der auch die dissonirenden Töne zur Bereicherung der Harmonie zu verwerthen weiß.

Für die Reife des Standpunktes zeugt hoffende wenn auch duldende Duldsamkeit des im Glauben Geförderten gegen die Glaubensschwachen, Toleranz gegen abweichende Glaubensrichtungen, freudige Duldsamkeit gegen alle individuelle Besonderheit; dies gilt für die Gesellschaft wie für die Ein-

zelnen. Ebenso gilt, daß Laxheit des sittlichen Urtheils, Verdunkelung der Forderungen der Moral im Gewissen des Einzelnen und der Gesellschaft einen ähnlichen Prozeß verrathen, wie ihn die Gehirnerweichung in der Denkkraft anzurichten pflegt.

Tragen wir mit heiterer Duldsamkeit die uns widerstrebende Art anderer Individualitäten, mit resignirter Duldsamkeit die Verschiedenheit der Glaubensgrade und der Glaubensfassung, halten wir dagegen im Gebiet des sittlichen Urtheils auf unbeirrbare Strenge und auf einen Idealismus von stolzer Rechtgläubigkeit!

Egoismus.

Wie die Liebe „das Band der Vollkommenheit", des Gesetzes Erfüllung, so ist der Egoismus der Kern aller Sünde. Im Einklange damit ist jene ehrwürdige Erzählung vom Fall der Engel, welche die Entstehung der Macht des Bösen über die Menschen zu zeigen versucht, von den tiefsinnigsten Deutern und dichtenden Sehern dahin verstanden und ausgestaltet worden, daß der Geschaffene sich dem Schöpfer gegenüber auf sich selbst gestellt, daß er, anstatt anbetend und gehorchend sich ihm hinzugeben, um sein eigenes Centrum zu kreisen begehrt habe.

Gegen die Bezeichnung des Egoismus als Wurzel aller Sünde wird wohl angeführt, daß wir oft nur aus Schwäche und Unklarheit fehlen. Aber ist nicht auch unsere Schwäche im letzten Grunde Schwäche gegen uns selbst? und wo unser Ungehorsam auf ein zu undeutliches Vernehmen des göttlichen Willens zurückzuführen ist — ist es da nicht die laute Stimme des eigenen Begehrens, die unser Ohr betäubt und verwirrt?

Der alltägliche Sprachgebrauch faßt das Wort Egoismus in einem engeren Sinne. Die Anklage auf Egoismus, wie wir sie gegen uns selbst und gegen Andere unablässig erheben, denkt nicht sowohl an die principielle oder auch nur an die unabsichtliche Entgegensetzung des menschlichen Eigenwillens gegen den Willen Gottes, als an die mehr oder minder starke Vorliebe, mit welcher wir Alle unsere eigene Person im Vergleich zu Andern umfassen.

Daß es uns Allen schwer wird, der Parteilichkeit für unser kleines Ich zu entwachsen, welches ja doch als Behausung uns angewiesen, als Organ unseres Empfindens der Außenwelt und als Mittel, auf dieselbe zu wirken uns gegeben ist, gestehen wir mit dem resignirten Worte: „Niemand ist ohne Egoismus", in welches auch der muthigste Idealist sich einzuschließen nicht anstehen wird. Und wenn wir, unsere Menschennatur beklagend und anklagend behaupten, es habe jeder seinen Egoismus, so deutet diese Fassung an, daß die Befangenheit in der eigenen Weise, in den besonderen Bedürfnissen der Individualität Jeden von uns an irgend einer Stelle zu berücken und zu hemmen wisse. Von wem wir sagen: er ist Egoist, von dem nehmen wir an, daß in höherem Maße als die durchschnittliche Menschennatur es mit sich bringt, das Ichgefühl ihn beherrsche, daß die Sorge um seine eigene Person die Triebkraft seiner Handlungen, die Seele seiner Interessen sei.

Mit dem größten Rechte könnten wir den, der von starken Leidenschaften getrieben die sittlichen Normen gröblich verletzt, das Wohl der Einzelnen oder der Gesellschaft empfindlich schädigt, als Egoisten bezeichnen. Wir pflegen indeß den Unbändigen, den Habsüchtigen, den Despoten nicht ausdrücklich des Egoismus zu zeihen; vielleicht deshalb nicht, weil in solchem Fall die ungescheut zu Tage tretende böse Frucht

unser Auge von der Wurzel des Uebels ablenkt. Auch würden wir den Egoisten von solchem Gepräge durch jene Anklage schwerlich erschrecken; er würde behaupten, Jeder sei Egoist gleich ihm, es habe nur nicht Jeder die Kraft und den Muth, sich gegen den Egoismus der Andern durchzusetzen.

In anscheinend größtem Gegensatz und doch in ungeahnter Verwandtschaft zu diesem unverhohlenen und groben Egoismus steht der Egoismus feinerer Art, welcher, ohne gerade immer in Handlungen sich zu äußern, sein Wesen in den Motiven treibt. Auch Menschen, welche sich dafür entschieden zu haben glauben, Gott zu gehorchen und nicht „dem Gesetz in ihren Gliedern", kann der Egoismus durch List in seiner Botmäßigkeit halten; als geheime Passion kann die Selbstliebe sie durchglühen. Gerade wo der Egoismus nicht als gelegentliche, nicht als vereinzelte Verirrung sondern als fundamentale Verkehrtheit den Menschen berückt, gelingt es ihm zuweilen, dem unkenntlich zu bleiben, der sich in seiner Gewalt befindet. Nicht selten sehen wir einen moralischen Prachtbau auf dieser trügerischen Grundlage emporsteigen. Wäre die Sittlichkeit ein Kunstwerk oder gar ein Kunststück, so möchte die Durchführung eines solchen Werkes um so größere Bewunderung verdienen, weil sie unter erschwerenden Umständen gelungen ist.

Der feinere Egoismus tritt nicht ohne Weiteres als Selbstsucht auf. Die Sucht ist zur Krankheit gesteigerte Leidenschaft; sie verblendet, sie kennt kein Maß. Der Egoismus aber kann seinem Thun mit vollem Bedacht Schranken setzen; er versteht oft sehr wohl, sich mit Sitte und Herkommen in Einvernehmen zu halten. Auch mit Eitelkeit, mit Selbstüberschätzung ist stille, innige Eigenliebe nicht immer verbunden; der Egoist kann von der Ehre der Welt sehr gering denken, er kann über seine Fähigkeiten mit Nüchternheit urtheilen.

Werthvolle, nach außen hin segensreich wirkende Tugenden, wie Zuverlässigkeit, Fleiß, Rechtschaffenheit, sogar eine gewisse Freigebigkeit vertragen sich mit souverainem Egoismus. Es gehört Charakter dazu, um ganz Egoist sein zu können; Menschen von schlaffem Willen sind weder consequente noch geschickte Egoisten; sie bringen es nur zu jenem latenten Egoismus, der nicht für das eigene Interesse kämpft, sondern im Fernbleiben von den Mühen und Gefahren, in welche die Liebe führt, seinen Vortheil findet. Der Egoismus energischer Naturen ist ein scharfer Wächter und Antreiber in den Richtungen, die er einmal ergriffen hat; er übt den Verstand: der Verstand muß ihm viele Dienste thun, welche dem Selbstlosen „in Einfalt“ „ein kindlich Gemüth“ verrichtet; es giebt unter den Egoisten tüchtige und kluge Leute. Es giebt sogar fromme Egoisten, aufrichtig gläubige, mit Ernst das Verhältniß zu ihrem Gott in Acht nehmende.

Aber der Wurm ist darin. Das vom Egoismus bewohnte Organ, das Herz, kann nicht unbehindert schlagen, es kann sich nicht weiten, es erlangt keine Größe.

Darum wirkt der Egoist auf Andere unheimlich beklemmend, wenn sie ihn nicht durchschauen; durchschauen sie ihn, so ist sein Zauber zwar gebrochen, aber geistiges Wohlsein kommt dennoch in seiner Atmosphäre nicht auf. Man mag seine Eigenschaften anerkennen; aber sie erfreuen nicht. Man mag auf sein Urtheil Werth legen; aber sein Tadel, sei er noch so gerecht, noch so fein abgewogen, befruchtet nicht, weil der selbstlose Schmerz, der heilsam beschämt und den Willen des Fehlenden beseelt, nicht darin zu erkennen ist; sein Lob erquickt nicht, denn es fehlt demselben der tiefe Athem, die Freude an der Person des Belobten, wodurch das anerkennende Wort erst beglückt und zündet. Durch seine Leistungen giebt der Egoist nicht selten ein glänzendes Beispiel; aber er strebt

nicht, zur Nachfolge anzuregen; es ist ihm angenehmer, wenn man darauf verzichtet, es ihm nachzuthun, als wenn man sich dazu ermuthigt fühlt.

Nicht jeder Egoist hat das unbedingte Bedürfniß, im Genuß seiner Vorzüge allein zu stehen; zuweilen liebt er sich auch in seinen Angehörigen; er weiß die Seinen mit sich zu beschäftigen, mit einer hohen Meinung von seinem Werth zu durchdringen. Doch der Raum, welchen seine Person in ihrem Kreise einnimmt, beeinträchtigt ihre individuelle Entfaltung; nur sofern dieselbe seinem Interesse und Zuschnitt gemäß vor sich geht, begünstigt er sie.

Je weniger beglückend der Egoist für Andere ist, um so mehr sollte er verstehen, sich selbst zu beglücken. Sein ganzes Absehen ist auch bewußt und unbewußt darauf gerichtet; sich selbst empor zu bringen, für Andere bedeutend zu werden, ist der Zweck seiner Arbeit; sein Selbstgefühl zu heben ist der Zweck seiner Tugend. Aber er erreicht sein Ziel nicht; denn das Ich, dem er dient, ist ein Gefäß ohne Boden: so durstig es trinkt, so wenig wird sein Durst gelöscht. Seine Freude an sich selbst ist keine einfältige; gelingt es ihm, ein Capital an Respect vor sich selbst zu sammeln, das er gern mit den geringeren Mitteln Anderer vergleicht, so möchte er es doch unablässig vermehren, und die Sorge, sich übertroffen zu sehen, verläßt ihn nicht.

Dennoch sind es seine Schätze, aus deren Bann er sich nicht losringen kann. Der König in „Hamlet“ (Akt 2, Scene 3) möchte gern mit seiner Vergangenheit brechen; aber er fühlt, daß er nicht Vergebung finden kann, wenn er nicht auf die Früchte seines Verbrechens verzichtet; die ungerecht erworbenen Güter gehen an seiner Seele vorüber: „my crown, my own ambition and my queen“ — und er steht von dem Versuch der Umkehr ab.

Für den Egoismus, der sich nicht mit dem Gesetz überworfen hat, ist es noch schwerer, sich von seinem Schatz zu trennen — er hat ihn nicht als ein Ungerechter erworben, sondern als ein Selbstgerechter — wie sollte er inne werden, wo es ihm fehlt? Die evangelische Parabel vom verlornen Sohn wird in der Regel nur als Illustration der göttlichen Barmherzigkeit verstanden, welche den reuigen Sünder mit offenen Armen empfängt. Nicht minder belehrend ist die Charakteristik des Sohnes, welcher daheim geblieben war und dem Vater gedient hatte. Er ist verwundert, daß es ihm, dem Gerechten, nicht so wohl wird wie dem Bruder, der in der Fremde sein Gut verpraßt hatte; und der Hörer der Erzählung hat selbst einen Augenblick die Empfindung, daß seine Klagen einigen Grund haben, daß der heimkehrende Auswanderer das verzogene Kind, der Liebling des Vaters gewesen sein möge. Aber wie kommt es, daß der Gerechte sich nicht mit dem Vater über die Umkehr des reuigen Bruders freut? Warum schließt er sich nicht der Feier an, welche der Vater dem Wiedergefundenen bereitet? Er war Egoist; deshalb besaß er nicht das Herz des Vaters und deshalb empfand er die Freude des Vaters über den Heimgekehrten nur als eine Zurücksetzung, welche er selbst erfuhr. Nicht zu gut sondern zu klug war er gewesen, um dem Bruder gleich sein Gut zu verprassen.

In einem ähnlichen Zirkel von Selbstzufriedenheit und Unbehagen hält der Egoismus jeden seiner Unterthanen befangen; und wenn er ihn etwa davor schützt, sich zu compromittiren, so bringt er ihn zugleich um die Gelegenheit, zu erfahren, wo es ihm fehlt. Selten gelingt es dem Egoisten, das Geheimniß seines Krankens zu erkennen.

Doch auch dem Egoisten, und sogar dem gerechten Egoisten, kann die Stunde erscheinen, wo ihm die Binde von den

Augen fällt. Die Klarheit wird ihn zunächst schmerzlich befremden; mit Widerwillen wird er inne werden, welche Stickluft er geathmet hat; an seinem vermeintlich zuverlässigsten Freunde wird er irre werden: in sich selbst wird er seinen hinterlistigsten Gegner erkennen.

Aber ehe er das verlorene Vertrauen zu sich selbst wiederfinden lernt, werden Andere dem Verwandelten mit Liebe entgegenkommen; ihre Liebe wird ihn als eine unverdiente rühren, während sie ihm ungenügend erschien, so lange er sie als sein Recht forderte. Die wohlerworbenen Erfolge seines bisherigen Lebens wird er aus dem Gewahrsam der Selbstbefriedigung hervorziehen, in welchem er sie geborgen hatte — sie werden am Licht des Tages von ihrem Glanz verlieren: diese Trophäe wird, an die freie Luft gebracht, in Staub zerfallen, jene wird er nicht mehr werth finden, im Tempel aufgehangen zu werden. Aber die geübten Kräfte werden, durch größere Ziele gehoben, neue Erfolge erringen; vom Argusauge des Wächters befreit, der ihre Dienste dem ungetreuen Haushalter zu Nutzen buchte, werden sie einen bisher nie gekannten fröhlichen Eifer entfalten. Die guten Werke, welche bisher in Reih und Glied auf seiner Tagesordnung prangten, werden in freiem und anmuthendem Spiel sein Herz beschäftigen: verarmt in seiner eigenen Schätzung, wird er die Fülle des Lebens kennen lernen.

Gelingt es dem Egoismus nicht häufig, sich eines Charakters ganz zu bemächtigen, so ist er doch die Gefahr, welche unser sittliches Leben stets umringt, und wir werden nicht irren, wenn wir ihn häufig als die Ursache von Unlust an unseren Pflichten, von Schwankungen unseres sittlichen Urtheils, von moralischen Ohnmachtsanwandlungen vermuthen.

Das Terrain wird ihm am besten abgeschnitten, wenn wir, anstatt ihn mit ängstlicher Selbstkritik zu bekämpfen,

unserem Streben Richtungen anweisen, für welche unser persönliches Interesse überhaupt nicht, auch nicht einmal in Gestalt der Anerkennung unseres Werthes in Anschlag kommt: Förderung der Leistungen, des Erfolges, der sittlichen Schönheit Anderer; achtsames Würdigen des Besserwissens und Besserkönnens, in dessen Besitz wir Andere sehen. Wäre solches Verhalten nicht sofort ein freudiges — ausbleiben würde die Freude nicht; bald würde sie sich uns als treuer Begleiter gesellen.

Egoistisch sich zu freuen verlernen gutartige Menschen früher, als sich egoistisch zu betrüben. Wenn wir bereits unfähig geworden sind, uns an Besitzthümern zu weiden, die nur unsere Selbstsucht ergötzen, die nur unserem Selbstgefühl zu gute kommen, so beschleicht uns doch noch zuweilen ein Mitleid mit der depossedirten Eigenliebe in Gestalt so mancher leisen Wehegefühle, so mancher trüben Vorstellungen und Betrachtungen, die unseren Lebensmuth verkümmern. Aber hat nur erst unser Wille sich von allen egoistischen Zwecken losgesagt, so wird mehr und mehr auch unsere Phantasie, unsere Empfindung und unsere Stimmung sich aus dem Bann des Egoismus befreien.

Ehre.

Glanz, Erz und Ehre wurden im Althochdeutschen durch dasselbe Wort bezeichnet. Der Begriff der Ehre ist jedoch älter als die Zeit, in welcher unsern Vorfahren der Besitz der Waffen, der Sieg über den Feind und der Glanz der Ehre untrennbar zusammen gehörten.

Sobald sich in einem Stamme, in einem Volke eine übereinstimmende Ansicht darüber gebildet hat, welche Eigen-

schaften den ideellen Werth eines Menschen ausmachen, verlangt die Gemeinschaft vom Einzelnen, daß er jene Eigenschaften besitze; und der Einzelne, sofern er etwas auf sich hält, sofern ihm an der Geltung bei seinen Genossen liegt, fordert von sich selbst jene Eigenschaften; er verlangt von den Andern, daß er ihnen nach seinem durch dieselben erworbenen Werthe gelte.

Ehre nennen wir sowohl den Antrieb und die Kraft, Werth und Geltung zu erwerben, wie die Anerkennung des Würdigen (des Ehrenwerthen); beide Bedeutungen entsprechen, beide decken einander, wie der Stempel den Werth der Münze bezeugt, und wiederum der Feingehalt des Geldstückes die Verwendung des Stempels bedingt. Die Wendungen „ein Mann von Ehre", „Keine Ehre im Leibe haben"*) sprechen sich über den Werthgehalt der Münze aus; die Wendungen „Ehre dem Ehre gebührt", „Jemandem seine Ehre geben" bezeichnen die Ehre als Gegenleistung der Gesellschaft, als den Stempel, welchen ihre Anerkennung dem Ehrenhaften, dem Ehrbaren, dem Ehrwürdigen aufdrückt.

Die Stammesehre, die Nationalehre können mit ihrem Inhalt nicht zu dem in Widerspruch stehen, was Stamm und Staat als die Ehre des Einzelnen betrachten; nur liegt der Natur der Sache nach bei der Stammes- und Nationalehre der Accent auf denjenigen Punkten, welche die Beziehungen der Gemeinschaft nach Außen, deren Achtung und Geltung bei anderen Stämmen und Staaten angehen, für deren Erhaltung und Förderung Stamm und Staat gemeinsames Einstehen der Stammes-, der Staatsangehörigen verlangen.

Die Familie kann für ihre Mitglieder — wie es auch

---

*) Dieser derbe Ausdruck behandelt die Ehre als ein Organ, das dem Menschen nicht fehlen darf.

dem Einzelnen für seine Person freisteht — den allgemein geltenden Ehrbegriffen besondere Verschärfungen hinzufügen, sowohl in ihren Forderungen an sich selbst, als in ihrem Anspruch auf Geltung bei den Andern; ihrer Natur nach ist die Familienehre aber keine besondere Art der Ehre; sie verbindet nur die Angehörigen eines Hauses, eines Geschlechts im Punkt der Ehre zu solidarischer Haftbarkeit gegenüber der Gesellschaft.

Dagegen ist der Inhalt der Berufs- oder Standesehre — ohne in Widerspruch zu treten mit den allgemeinen Ehrbegriffen — durch die besonderen Tüchtigkeiten vorgeschrieben, welche die Zwecke jedes Standes und jedes Berufs fordern; die Künstlerehre, die militärische Ehre, die Beamtenehre erheben Forderungen, setzen Leistungen voraus, verschieden von denen, welche die Ehre des Handwerkers, die Ehre des Kaufmanns, die Ehre des Gelehrten in sich schließt.

So unerläßlich und unveräußerlich ist dem Menschen der Begriff und der Besitz der Ehre, daß selbst Genossenschaften, deren Zwecke und Handlungen dem, was sonst als ehrenhaft gilt, ja selbst der Sitte und dem Gesetz entgegentreten, über gewisse Punkte einig werden, in denen Jeder den Genossen gegenüber, und in denen die Genossenschaft für ihre Angehörigen haftbar ist; sie haben ihre Bundesehre, und wäre es auch eine Räuberehre, eine Diebsehre; schon um einander trauen zu können, bedürfen sie dieses Bundeszeichens.

In berechtigter und wesentlicher Verschiedenheit bildet der Begriff der Ehre sich bei den verschiedenen Nationen aus; das Temperament, die sittlichen Anlagen, der Charakter der Nation spiegeln sich im nationalen Ehrbegriff, der sich unter dem Einfluß ihrer Geschicke und ihrer Culturfortschritte entwickelt und veredelt.

Zeigt in den Despotieen des alten Orient, bei Nationen,

in welchen durch Klima und Anlage das Vorherrschen eines zuständlichen Daseins bedingt war, die Physiognomie der persönlichen Ehre nur eine schwache Ausbildung; kann in den Völkern, in welchen die Kaste mit ihren durch Geburt ertheilten, unwiderruflichen Ehren und Unehren das persönliche Leben niederhält, der Ehrbegriff nur groteske und stabile Züge tragen; stand im alten Griechenland die Naivetät des sittlichen Standpunktes der vollen Entwickelung eines heroischen Ehrbegriffs entgegen; gingen im alten Rom die Adelsehre und die Bürgerehre der früheren Epochen im Streben nach Macht und Ansehen im Staate auf, denen der Einzelne und die Familie mit allen Mitteln nachtrachteten, so kommt in den germanischen und romanischen Völkern, deren Charakter sich unter dem Einfluß des Christenthums entwickelt, der Ehrbegriff zu seiner höchsten, reichsten Entfaltung und zu einer Vertiefung, welche seiner Macht im sittlichen Leben der Einzelnen eine alle Wandlungen der Form überstehende Dauer sichert.

Das Christenthum trägt die Besiegelung der Ueberzeugung mit dem Tode, das Opfer des Lebens für die Idee und zugleich die idealste persönliche Vollendung an seiner Spitze. Daher kommt es, daß unter seinem Einfluß der Ehrbegriff zum Ausdruck einer früher nicht gekannten Steigerung persönlicher Eigenschaften wird, und daß die Einsetzung des Lebens als einzige vollgültige Bewährung dieser Eigenschaften gilt. Aber auch der christliche Ehrbegriff hat seine Lehr- und Wanderjahre durchzumachen und erscheint modificirt nach den Nationen, welche seine Träger sind. In den Glaubens- und Racenkämpfen, welche das Mittelalter erfüllen, erhält durch die Reizbarkeit des Temperaments und die Erregtheit der Phantasie der Nationen romanischen Blutes die Ehre eine reich bewegte, von heroischen Thaten erfüllte, wenn auch durch blutigen Fanatismus entstellte Geschichte.

Bei den Spaniern ist unter dem Einfluß des doppelten Absolutismus der feurig verehrten Kirche und des scheu verehrten Königthums die Ehre zu einer ebenso phantastischen wie tragischen Ausbildung gekommen. Der ritterliche Mann — und welcher Spanier wollte nicht Ritter sein, seit der Jahrhunderte dauernde Kampf um die Behauptung der Nationalität gegen die Mauren die Ritterlichkeit jedes Spaniers herausgefordert hatte, — wurde orthodoxer Anhänger des Ehrendogmas. Dies Dogma wird nach und nach so scharf ausgeprägt, in ein so peinlich detaillirtes Ceremoniell gefaßt, daß es dem individuellen Ehrgefühl wenig Spielraum läßt. Aber der Spanier setzte seinen Stolz darein, blindgläubiger Sohn der Kirche, blinder Anhänger der Monarchie zu sein; mit Genugthuung unterwarf er sich auch dem Buchstaben des Ehrencodex. Die Geringschätzung des Lebens, an welche die Hartnäckigkeit des Racenkampfes und die Glaubensverfolgungen ihn gewöhnt hatten, ließ ihn die blutigen Gebote der Ehre mit verbundenen Augen vollstrecken. Die französische Ritterehre ist vornehmlich durch die Kreuzzüge zu thatsächlicher Bewährung und formeller Ausbildung gekommen; wenn sie die Bravour zu nicht minderer Geltung gebracht hat als das Ritterthum der Spanier, so hat sie doch nicht dessen blutige Schärfe und Zuspitzung erhalten; dem gesellschaftlichen Formensinn der Franzosen, ihrer Ausbildung der höfischen Sitte und des Minnecultus verdankt die französische Ritterehre eine charakteristische Ausprägung nach der ästhetischen Seite hin.

Wie bei den germanischen Völkern die Individualität sich aller Gemeinsamkeit gegenüber stärker behauptet, wie weder Königthum noch Kirche über die Einzelnen in dem Maße souverain geworden sind wie bei den Romanen, so ist auch die germanische Ehre nicht sowohl zu einem, den Einzelnen auferlegten unerbittlichen Gesetz, als zum Motiv lebendiger,

sittlicher Bethätigung geworden: die Treue gegen den Lehensherrn, die Heiligkeit des gegebenen Wortes, der Dienst, d. h. vor Allem die Achtung und der Schutz der Frau, sind der Mannesehre Hauptpunkte. Der den Germanen von jeher eigenen persönlichen Wehrhaftigkeit entspricht es ebenso sehr als dem durch das Christenthum verherrlichten Opfergedanken, für Erfüllung dieser Pflichten das Leben einzusetzen, mit dem Schädiger, mit dem Bezweifler der Ehre sich Mann gegen Mann zu messen. Ist das germanische Ehrendogma weniger ausführlich und weniger einengend als das spanische, so ist doch die Empfindlichkeit und die Wachsamkeit der Germanen in Sachen der Ehre nicht minder groß. Hamlet difinirt wahre Mannesgröße mit den bekannten Worten:

„Wahrhaft groß sein heißt:
Um Kleines nicht sich regen,
Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
Steht Ehre auf dem Spiel!“

Das ist ein echt germanisches Wort.

Durch das Christenthum überhaupt erst zu voller persönlicher Entwickelung und Geltung gehoben, hat die Frau auch an den Segnungen, welche von der ersten Blüthezeit christlicher Civilisation an durch die Erhöhung des Ehrgefühls und durch die Ausbildung des Ehrbegriffs über die Gesellschaft gekommen sind, ihr Theil dahin genommen. Der Schutz der Frauen stand obenan in den Pflichten des ritterlichen Mannes. Nicht nur ihr Leben, auch ihre Ehre hat der Mann zu schützen — mit ihrer Ehre würde seine Ehre fallen. Der Angriff auf jene trifft ihn in doppelter Weise: als den, der das Recht auf ihre Ehrenhaftigkeit hat und als den, der als ihr Beschützer respektirt werden muß. Seine Haftbarkeit für ihre Ehre geht bis zur Einsetzung seines Lebens in der Ver-

theidigung gegen den Verunglimpfer. Die Frauenehre ist gleichsam eingehüllt in die Mannesehre.

Bildet die Schutzbedürftigkeit der Frau, durch welche ihre Vertheidigung dem Manne zur Ehrensache wird, die natürliche Grundlage dieses Schutzverhältnisses, so ist es dagegen Ehrensache des Schützlings, für die ideelle Grundlage zu sorgen: die Frau muß des Vertrauens dessen würdig sein, welcher sich nach außen zu ihrem Garanten macht; sie muß durch Widmung ihres Lebens als „Gehülfin des Mannes" der Preisgebung seines Lebens in Vertheidigung von Haus und Herd sich werth zeigen.

Diese einfachen Grundzüge werden, nachdem sie im Ehrbegriff unserer mittelalterlichen Vorfahren zu ihrem Recht gekommen sind, in aller Zeit für das Verhältniß von Mannesehre und Frauenehre maßgebend bleiben; denn so einfach sie sind, so elementar sind sie auch. Innerhalb und zwar nur innerhalb dieser Umrisse hat die Würde (die Ehrwürdigkeit) der Frau Raum für die reichste, freieste und edelste Entfaltung. Mögen Treue und Keuschheit der Frau heute in den Familien und Kreisen der Besseren als schlechthin selbstverständliche und darum undiskutirbare Forderungen der Frauenehre angesehen werden: auch diese Begriffe sind der Vertiefung fähig. Möge die Forderung der Hingebung an die Pflichten, welche Haus und Familie der Frau als Gehülfin des Mannes auferlegen, heutigen Anschauungen als eine zu eng gefaßte erscheinen, diese Forderung kann nicht entkräftet werden; wohl aber wird sie näherer Betrachtung den Reichthum ihres Inhalts zeigen. Wenn es jemals dazu käme, daß die Frau gezwungen wäre, auf den Schutz des Mannes zu verzichten, so wäre ein Cardinalpunkt der Mannesehre dahin; wie die Frauenehre dahin ist, wenn die Frau sich freiwillig vom Schutz des Mannes emancipirt, um sich von der Macht zu

emancipiren, welche er als ihr „Haupt“ von Gott empfangen hat.

Haben der moderne Staat und die moderne Gesellschaft dem Manne für die Behauptung seiner persönlichen Vollgültigkeit das Schwert aus der Hand genommen, um es dem Gesetze anzuvertrauen, ist er für die Behauptung seines guten Namens wesentlich an geistige Vertheidigungsmittel gewiesen, so ist doch der Mannesehre die Weihe geblieben, welche unsere Vorfahren derselben durch ihr Blut gegeben haben. Wem seine Ehre nicht heilig ist, der ist ein Geächteter auch heute. Abgesehen von den besonderen Forderungen der Berufsehre, deren vorhin schon gedacht wurde, sind — um nur einige Punkte zu berühren — Wahrhaftigkeit, Freundestreue, Gemeinsinn, Uneigennützigkeit in den Kreisen von idealer Lebensrichtung so unbedingte Forderungen der Ehre geworden, daß auch heute zur Behauptung der Ehrenhaftigkeit eine Hingebung und ein moralischer Muth gehören, welche nicht minder schwer wiegen als die Lehenstreue und die Tapferkeit der Ritterzeit.

Zudem hat der moderne Staat dem Feinde des Landes gegenüber das „Ehrhaft, wehrhaft“ zur Devise aller seiner Bürger gemacht, und von den Führern der bewaffneten Macht, von den Officieren, wird noch heute der volle mittelalterliche Ehrbegriff (den Standesgenossen und der Gesellschaft gegenüber) in seinen wesentlichen Bestimmungen nicht nur hochgestellt, sondern mit Daransetzung des Lebens aufrecht erhalten. Da dieser Stand als Stand die persönliche Lehensfolge, die persönliche todesmuthige Tapferkeit repräsentirt, welche die Ritterzeit von jedem Edlen fordern mußte, so ergiebt sich aus der Berufsehre des Officierstandes der Zweikampf auf den Wahrspruch der Genossen wie die Ausstoßung der Standesglieder, welche auf solchen Spruch hin nicht bereit

sind, für die Anerkennung ihrer Ehrenhaftigkeit das Leben aufs Spiel zu setzen.

Die Sitte nimmt es, dem Gesetz gegenüber, in Schutz, daß vorübergehend der Standpunkt der Rittterehre auch von den Jünglingen eingenommen wird, welche auf den Hochschulen sich für einen bürgerlichen Beruf vorbereiten. Mancher zwar weiß durch früh gereifte geistige Männlichkeit sein Ansehen unter den Genossen zu behaupten, ohne sich einem der studentischen Ritterorden anzuschließen, welche die Devise „viel Feind, viel Ehr" — in ihrer Weise — zur Richtschnur nehmen. Aber kaum Einer mag sich die Erbringung des Beweises erlassen, daß „die sinnliche Stärke des Helden" auch ihm innewohne; mancher setzt eine Reihe von Jugendjahren an diesen Beweis und wird spät inne, das erst in der bürgerlichen Mannhaftigkeit, welche den Zweikampf verschmäht, die studentische zur Reife gelangt. Die Frauen haben oft mehr Sympathie für die blutigen Lectionen, welche ihre Söhne und Brüder erhalten und ertheilen, als die Väter; es ist nicht zu verwundern; die Frauen flochten von jeher die Kränze, welche den physischen Mannesmuth krönten; und der weibliche Instinkt irrt nicht, wenn er in einer Zeit, in welcher der Wortkampf den Waffenkampf weit übertönt, jugendliche Muth- und Blutverschwendung mit einiger Parteilichkeit ansieht.

Die Vergeistigung, zu welcher der Ehrbegriff mehr und mehr gediehen ist, hat, wie schon bemerkt, keineswegs die Forderungen herabgestimmt, welche auch heute die Ehre an die sittliche Spannkraft und an die sittliche Tapferkeit erhebt. Dagegen ist die Controle der Ehrenhaftigkeit schwieriger geworden, seitdem der Ehrenhafte von dem Ehrlosen sich weniger in augenfälligem Auftreten als in den Motiven und Nüancen des Verhaltens unterscheidet. Um so schärfer und

feiner muß der Wächter der Ehre in unserer Brust sein Amt üben. Dieser Wächter ist nicht der Ehrgeiz, er ist auch nicht das Tugendgefühl, sondern das Ehrgefühl. Das Tugendgefühl wird mit seinen Ansprüchen nie hinter dem Ehrgefühl zurückbleiben, aber es gelangt nicht früher sondern später als das Ehrgefühl zu Klarheit und Kraft; das Ehrgefühl geht ihm als Pionier voraus. „Was sagen die Andern?" fragt das Ehrgefühl — und nicht nur wirft der Jüngling diese Frage zeitiger auf als die Frage nach dem eigenen sittlichen Richterspruch; er weiß auch früher mit dem Urtheil der Anderen, soweit es ihn selbst angeht, Bescheid, als mit dem eigenen. Das Ehrgefühl begeistert ihn bereits, wenn sein Verhältniß zur Tugend sich noch in den Schranken einer kühlen Achtung hält. Schon das Kind hat Ehrgefühl und handelt in aller Naivetät nach Ehrgefühl. Es liest in der Seele der Anderen das Sittengebot, es folgt nicht nur dem Willen der Mächtigeren, von denen es sich abhängig weiß; es fühlt sich erröthend von ihrem Urtheil getroffen; das Ehrgefühl des Kindes, welches sich im Schaamgefühl, dem negativen Ehrgefühl, kund giebt, ist ein beredter Zeuge der sittlichen Solidarität der Menschen.

Eben so zeigt das Ehrgefühl, bevor es im sittlich gereiften Charakter sich mit dem Bedürfniß der Selbstachtung identificirt hat, seinen Unterschied von dem Tugendgefühl darin, daß es in der Billigung der Anderen Befriedigung sucht, während das Tugendgefühl nur an sich selbst appellirt. Das Ehrgefühl bereitet schon die Wehrhaftigkeit vor, welche es, zur Ehrenhaftigkeit ausgebildet, an den Tag legen wird; aber es fängt, trotz dieser heroischen Anlage, nicht damit an, etwas von sich zu halten und von den Anderen für sich zu fordern; es fängt damit an, von Anderen etwas zu halten und von sich selbst etwas zu fordern.

Bevor wir soweit gediehen sind, um mit Bewußtsein

unser Ehrgefühl zu achten, haben Andere die Pflicht und den Beruf, es zu respectiren und zu pflegen. Jeder überlegene Standpunkt hat es in Denen zu wecken, zu ermuthigen und zu leiten, welche er zu übersehen meint. Vor Allem werden Erzieher und Lehrer das jugendliche Ehrgefühl als den fruchtbarsten Boden für ihren Einfluß zu benutzen haben; es will zu rechter Zeit angerufen und zu rechter Zeit geschont, es will durch Vertrauen gehoben, in manchem Moment auch durch Zweifel aufgefordert sein, sich selbst klar zu werden. Die reizbaren Punkte des individuellen Ehrgefühls geben die beachtenswerthesten Winke, um zu ermitteln, wo der jugendliche Wuchs hinaus will, wo die Stärken und Schwächen der sittlichen Beanlagung zu suchen sind. Unverdiente Kränkung und Verkennung des Ehrgefühls stumpft es ab oder knickt die moralische Energie; eben so schwer vergeht sich der Ueberlegene, wenn er die Strenge des jugendlichen Ehrgefühls als Rigorismus belächelt.

Den Erfahrungen, welche die Erziehenden an dem Ehrgefühl der Jugend machen, gleichen diejenigen, welche sich den Gebildeten überhaupt im Verhältniß zu den Ungebildeteu, den Gereiften im Verhältniß zu den Unfertigen darbieten, und so empfehlen sich einer gewissenhaften Menschenliebe auch die gleichen Gesichtspunkte. Nur zu oft wird in frivoler Unachtsamkeit dagegen gefehlt. Despotismus und Demagogie, wie sie in großen Zügen am Ehrgefühl der Völker sich vergehen, üben auch im Verhalten der Einzelnen gegen die Einzelnen ihr Zerstörungswerk. Versündigen sich hochmüthige und despotische Charaktere durch Mißachtung, durch beleidigendes Mißtrauen am Ehrgefühl des geringen Mannes, so vergehen sich liebäugelnde Herablassung, Schmeichelei und eine schlaffe Humanität in nicht minder folgenschwerer Weise; Verachtung des Ehrgefühls wie Verweichlichung desselben bewirken Depravation.

Ein nicht genug gefürchteter Rival des Ehrgefühls ist der Ehrgeiz; er verhält sich zum Ehrgefühl wie die Eifersucht zur Liebe; er ist leidenschaftliches und darum egoistisches Ehrgefühl. Ungeduldig treibt seine versengende Hitze die Saaten in die Halme, die das Ehrgefühl in stillem, stetigem Wirken mit reicher Frucht zu füllen vermag. Wie jede Leidenschaft zum Fälscher an dem Gefühl wird, dessen Uebertreibung sie ist, so bringt der Ehrgeiz in Gefahr, nicht nur die Warnungen des Ehrgefühls vor unehrenhaften Mitteln zu verkennen, sondern auch Zwecke anzustreben, welche ein ruhiges Ehrgefühl, als außerhalb des Weges liegend, gemieden haben würde. Die Flügel des Icarus schmelzen, und er kehrt nicht als gescheiterter Held sondern als ein belehrter Thor zur Erde zurück. Oft ist der Ehrgeiz nur die Ungeduld einer mit Recht sich fühlenden Kraft; Menschen von mehr als gewöhnlicher sittlicher Energie streben oft mit heißem Verlangen den Ehren entgegen, für deren Gewinnung sie durch ihre Gaben wirklich berufen sind. Zum Ziel gelangt, werden sie aber schwerlich dem Ehrgeiz zu danken haben, daß er sie schneller, sicherer und auf angenehmeren Wegen geführt habe als rein sachlicher Eifer und sorglose Freude an ihrem Beruf sie gefördert haben würden. Je höher die Lebensstufe, je bedeutender der Beruf, um so weniger ziemt der Ehrgeiz als Triebfeder. Man verzeiht ihn der Jugend lieber als dem Alter, dem Handwerker lieber als dem Künstler.

Daß der Ehrgeiz als Beförderer der Lernbegier und des guten Verhaltens in den Schulen verwerthet, ja sogar systematisch gehätschelt wird, ist nicht nur ein Vergehen am Ehrgefühl der Jugend, es bewirkt auch eine Verkümmerung der reinsten Jugendfreuden. So heilig man das Ehrgefühl der Jugend zu halten hat, ihr Ehrgeiz sollte nur mit Humor behandelt werden. Aber freilich das Ehrgefühl will indi-

viduell genommen sein, der Ehrgeiz bequemt sich der Schablone. Beim Massenunterricht, bei der Massenerziehung wird man nicht ganz umhin können, beide zu verwerthen; doch nur der Takt eines liebevollen Pädagogen wird diese Verwerthung schadlos zu handhaben verstehen.

Unbedingt gerechtfertigt ist die Anregung des Ehrgeizes in den Reihen der Genossenschaft, welche zur Erreichung großer und unentbehrlicher Resultate oft die Kräfte des Einzelnen über das natürliche Maß hinaus zu steigern genöthigt ist: in der Armee. Wohin der Officier, von hohem Ehrgefühl beseelt, dem Tode trotzend, vorausschreitet, dahin ihm zu folgen muß den Letzten seiner Truppe der Ehrgeiz begeistern, wenn er noch nicht sittliche Stärke genug besitzt, um mit jenem reineren und tieferen Antriebe auszukommen.

Je mehr der Krieg ein wahrhaft nationales Ziel hat, um so stärker wird die Unterstützung sein, welche das nationale Ehrgefühl und die nationale Hingebung dem Kampfe zubringen. Ein erobernder Staat muß stärker auf den Ehrgeiz Derer speculiren, welche ihr Leben für seine Politik einsetzen sollen, als der Staat, welcher seine Grenzen und sein Volksthum vertheidigt. Die Worte Schillers, welche in den Zeiten der Erhebung unserer Nation gegen das Joch Napoleons I. mit ingrimmiger Entschlossenheit von mancher deutschen Lippe wiederholt wurden:

„Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre"

sind einem Franzosen in den Mund gelegt, jedoch nicht als Ermuthigung chauvinistischer Tendenzen. Graf Dunois fordert seine Landsleute auf, sich gegen die englische Invasion zu ermannen.

Eifersucht.

Der Eifer ist ein Feuergeist. Liegt auch nicht im Deutschen (wie im Griechischen) die Herkunft des Wortes von Bezeichnungen für heiße und feurige Erscheinungen zu Tage, so ist doch die brennende, glühende, überwallende, mit Einem Worte die feurige Natur des Eifers unbestritten. Die Verbreitung des Wortes in diesem Sinne verdanken wir der Bibelübersetzung Luthers. Jehova, zur Zeit des Auszuges aus Aegypten noch in einem brennenden Busche, in einer Feuersäule angeschaut, ist der vergeistigteren Auffassung der Propheten „ein eifriger Gott“: Er läßt „seinen Eifer brennen wie Feuer“, er „redet in seinem feurigen Eifer“, das ganze Land soll „durch seinen feurigen Eifer verzehrt werden“. Der „Eifer um sein Haus“, der „Eifer um das Gesetz“ charakterisirt seine Bekenner und Anbeter. Auch wo wir den Eifer als menschliche Eigenschaft und auf weltliche Dinge angewendet sehen, zeigt er jenen biblischen Charakter, jenen intensiven, unwiderstehlichen Zug, dem es mit Allem, was er vorhat, bitterer Ernst ist, der sich nicht abbringen läßt von seinem Vorhaben, möge er auch selbst dabei Schaden leiden und Schaden anrichten; er ist zuweilen blind und taub, aber niemals lahm und schwach.

Mit Recht fanden schon unsere Voreltern, daß dem Argwohn leidenschaftlicher Liebe alle diese Eigenschaften beiwohnen; sie nannten die Eifersucht schlechthin „den Eifer“; sie war ihnen der Eifer als solcher. Erst seit dem 18ten Jahrhundert fand man eine nähere Bezeichnung nöthig; indem man aber den „Eifer“ der Liebe für „Sucht“ erklärte — eine Bezeichnung, die nahezu eine Wiederholung, jedenfalls eine Häufung enthält — drückte man abermals aus, daß die

Eifersucht die Leidenschaft der Leidenschaften sei. Bekannt ist ja Schleiermachers Epigramm:

Die Eifersucht ist eine Leidenschaft,
Die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, als wäre jede Leidenschaft in diesen Worten charakterisirt; allerdings findet jede Leidenschaft, was Leiden schafft; aber sie findet es, während sie sucht nach Genuß. Die Eifersucht trachtet nach Nahrung ihrer Qual; sie späht nach Enttäuschung von einem über Alles köstlichen Glauben. Welche andere Leidenschaft hat, an ihr Ziel gelangt, eine gleiche Häufung von Leid aufzuweisen? Dem Schmerz der verrathenen Liebe, der Erfahrung schwarzen Undanks, der Kränkung des Selbstgefühls in dem Punkt, in welchem der eigene Werth die beglückendste Bestätigung fand, gesellt sich die Qual, das verlorene Kleinod im Besitz des verhaßtesten Feindes zu sehen; und bitterer als dies Alles: der Gegenstand des höchsten und süßesten Gefühls ist dem Eifersüchtigen gebrandmarkt als Verräther. Begnügt die Eifersucht sich nicht, Leidenschaft zu sein, führt sie zum Verbrechen, vernichtet sie den Räuber und seinen Raub, dann stirbt sie zwar in ihrem eigenen Feuer, aber aus ihrer Asche ersteht der Selbsthaß. Es giebt einen Ausgang aus diesem Labyrinth von Qualen; doch — ist es ein Ausgang?

So tiefer Fall kann nur gethan werden von höchster Höhe. Die Eifersucht ist ein gefallener Engel; sie ist die Liebe, verkehrt in Egoismus.

Es ist hier von der wirklichen Eifersucht die Rede, von dem zum Wahn gewordenen Argwohn leidenschaftlicher Liebe. Der begründete Schmerz betrogener Liebe, auch wenn er ein leidenschaftlicher sein sollte, verdient den Namen der Eifersucht nicht; am wenigsten dann, wenn mit dem Recht des Herzens zugleich die Ehre des Hauses verrathen, der gute Name verletzt ist.

Die Geschichte vermag nicht mit gleicher Evidenz wie die Poesie das Bild einer zu voller tragischer Höhe entwickelten Eifersucht zu enthüllen; denn damit kein Zug fehle, müssen wir die Beichte jedes der Betheiligten in jedem Moment der Verwickelung und der Lösung des Knotens hören; nur dem Dichter erschließen sich zugleich die Geheimnisse aller Mitwirkenden, für ihn stirbt kein Zeuge zu früh, wird kein Brief zu früh verbrannt. Die dramatische Dichtung hat mit Recht den Prozeß der Eifersucht wiederholt zum Gegenstand klassischer und unklassischer Produktionen gemacht. Jede nur halbwegs belesene Phantasie ist mit reichlichen Beispielen versehen; aber sie sind von sehr ungleicher Kraft. Medea und Dejanira vermögen nicht, die volle Sympathie für ihren qualvollen Wahn zu gewinnen, weil jene als böse Zauberin dem menschlichen Mitgefühl sich entzieht, und weil diese, mehr neidisch als eifersüchtig und mehr eifersüchtig auf ihr Recht als auf die Neigung des Gemahls, das verhängnißvolle Heilmittel ergreift, ohne zu wissen, daß es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Ein Eifersüchtiger von höchstem Pathos ist Ferdinand in Kabale und Liebe; wir versagen ihm nicht unser tiefes Mitgefühl, aber wir werden nicht überzeugt, daß sein Wahn sich mit Naturnothwendigkeit zu tragischer Verblendung steigern mußte; sein Verhältniß zu Luise ist ein geistig so durchgebildetes, auf so normalen inneren Bedingungen ruhendes, daß wir ihm zumuthen müssen, eher seinen Augen als dem Herzen der Geliebten zu mißtrauen. Das vollendete Bild tragischer Eifersucht tritt uns in Othello entgegen. Othello's Eifersucht ist ganz Wahn, leerer Wahn; aber ein so dichter, durch kein in Othello's Macht stehendes Moment zu mildernder, daß er zu voller tragischer Wirkung kommt, nnd zwar als ungemischte Eifersucht verrathener Liebe. In Othello's Natur liegt kein Zug, der der Eifer-

sucht fremde Motive beimischen könnte; er ist ein großmüthiger, neidloser Charakter, und Argwohn würde ihn nicht beschleichen, wo er sich auf dem Boden greifbarer Thatsachen bewegte. Aber er liebt mit der Leidenschaft einer heroischen, ungebrochenen, sinnlich starken Natur, er liebt als Sohn einer heißen Sonne; und so tief und natürlich die Liebe Desdemona's uns begründet wird aus der Rührung eines echten Frauenherzens über die Thaten des naiven Helden, ihre Liebe birgt ein Moment des Widernatürlichen in sich: hieran knüpft der Versucher seinen Fallstrick. (Daß die Versuchung, daß der Argwohn nicht in Othello's Seele entspringt, erhöht unsere Sympathie für den Helden, ändert aber nichts an der Vollständigkeit und Ungeheuerlichkeit, mit welcher die Eifersucht — the green-eyed monster — in seiner Seele zur Entwickelung kommt.) Nachdem der Argwohn gezündet hat, sehen wir ihn widerstandslos wachsen. Kein sicheres, objektiv begründetes Urtheil über die Geliebte tritt ihm entgegen. In rascher Empfindung war der Bund mit der Fremden geschlossen. Nachdem Desdemona's eigener Vater, gekränkt durch die gewaltsame Losreißung der Tochter, bereits die verhängnißvolle Warnung ausgesprochen hat, daß der Mohr die Frau, welche den Vater betrogen, wohl hüten möge, übernimmt es Jago, der Gemahl ihrer Vertrauten, der von Desdemona mehr wissen konnte als Othello, dem Arglosen den Blick zu lenken; wachsam behütet er ihn vor jedem Rückfalle in die natürliche Auffassung; den Schritten der Geliebten nachzuspähen wäre der edlen Art des Mohren versagt; Jago erspart ihm die Mühe; in unablässiger Verfolung seines Zweckes bringt er die Indicien, die Scheinbeweise herbei. Und nachdem das Auge Othello's „ein Schalk" geworden ist, muß selbst Desdemona's Unschuld dem Verdacht Nahrung zuführen. Vor unseren Blicken ist die Frucht gereift; in Othello's

Worten „die Sache will's" sehen wir den Wahn zu der Spitze getrieben, von der es keine Rückkehr giebt: er ist höchster Richter geworden; der Dolch wird in das reinste Herz gesenkt. Aber nicht Desdemona ist das eigentliche Opfer. Sie erliegt ihrem Schicksal ohne Kampf; sie ist sie selbst geblieben, im Leben und sterbend. Othello ist sich selbst erlegen; alle Pein, welche er erduldet hat, als er dem Zweifel erlaubte, das Vertrauen zu ersticken, ist nichts gegen die Qual der Entdeckung seines Unrechts; nachdem er zum Bewußtsein seines wahren Selbst erwacht ist, bleibt ihm nur Selbstvernichtung übrig, und Urtheil und Vollziehung sind Eins.

Moralisten mögen Othello als abschreckendes Beispiel der Eifersucht hinstellen. Wen die Eifersucht erfaßt, wem Vertrauen sich in Unglauben verkehrt hat, wer vollste Hingebung mit Trug vergolten und sein eigenstes theuerstes Recht durch Verrath sich entrissen wähnt, der wird schwerlich vor der Möglichkeit erschrecken, selbst Unrecht zu thun, während er vielmehr nur höchstes Unrecht zn erleiden meint; er fürchtet überhaupt nichts mehr, weil er nichts mehr zu fürchten hat. Leidenschaft ist nicht zu beschämen; sie stürmt ihrem eigenen Gericht entgegen. Aber beschämend ist die Eifersucht durch den Ernst ihrer Qual für die Eifersüchtelei, welche ein schwächliches Spiel mit den Schrecken treibt, denen die Leidenschaft auf jede Gefahr hin sich zur Beute giebt.

Keinen höheren Namen als den der Eifersüchtelei verdient der kleinliche Kampf mißgünstiger Ausschließlichkeit um den alleinigen Besitz der Zuneigung und des Wohlgefallens, durch welchen Liebende nicht selten einander zum Aergerniß werden.

Die Liebe zwischen Mann und Weib ist ihrer Natur nach ausschließlich: sie muß es sein, um ihrer Bestimmung zu genügen, um zur realen und idealen Gründerin und Erhalterin der Familie zu taugen. Man könnte sagen, die

Natur habe der Liebe von Mann und Weib die Eifersucht als Wächterin beigegeben. Schon in ihren ersten, träumenden Anfängen ahnt diese Liebe ihren Beruf des vollen Aufgehens im Andern, der vollen, ausschließlichen und dauernden Hingebung; ihr Zagen wie ihr Wagen, ihre Verschämtheit wie ihr Vertrauen, ihre Schmerzen wie ihr Jubel — die ganze Skala ihrer Empfindungen und ihrer Anschauungen weist auf diese Spitze ihres Wesens hin. Absolut will, absolut soll die Liebe herrschen; aber nur über die Liebe des Andern soll sie ausschließlich herrschen wollen; nicht über alle seine Neigungen, über alle seine Interessen und Sympathieen. Sofern diese Lebensstrahlen eines reichen Herzens sich ausgießen ohne Tendenz persönlicher Hingabe und persönlichen Besitzens sind sie keine Beeinträchtiger der Liebe.

Es mag als eine Gefahr erscheinen, wenn vielseitige und vielempfängliche Naturen mit dem einen oder dem andern Gebiet ihres Vermögens und Bedürfens außerhalb des Bundes bleiben, welcher das Recht hat, volle Hingebung zu fordern; die Intensität, die Umfriedigung der Liebe mag bedroht erscheinen, wenn gewisse, im Verhältnisse zu den Nächstverbundenen stumm bleibende Saiten des Wesens durch die Begegnung eines Dritten in Bewegung und Aktion gesetzt werden. Das „Prüfe, wer sich ewig bindet“ ist nicht ohne Kenntniß solcher Gefahren ausgesprochen. Ein starkes und redliches Herz wird sich zu wahren wissen. Gatte und Gattin haben einander, wenn solche Noth eintritt, zu helfen; das rechte Mittel wird die gekränkte wie die gefährdete Liebe selbst Jedem nach Maßgabe der Individualität an die Hand geben: die Eifersucht würde es sicher verfehlen; sie würde zu früh Versuchung und Gefahr argwöhnen; und weit entfernt, die Liebe des Andern zu stärken, würde sie dieselbe befremden und beklemmen.

Ist es aber nicht die wundervolle Natur der Liebe, daß sie dem von ihr Ergriffenen überhaupt den Sinn für Andere erschließt und erweitert? erwacht nicht manches zaghafte und manches enge Herz durch die Liebe zu Einem Wesen, in dem sein eigenstes Selbst sich gerufen und besiegelt fühlt, zum Gewahrwerden und Verstehen auch solcher Seiten der Menschennatur, die in andern Gestalten ausgedrückt sind als in der des geliebten Mannes oder der geliebten Frau? und wirkt nicht diese Bereicherung und Belebung, dieses Hin- und Widerstrahlen der eigenen Wärme erhöhend auf die Liebe zu dem Erwählten zurück?

Die Eifersüchtelei weiß nichts von dieser königlichen Art der Liebe; sie ist ein Krämer oder ein Pedant; und wenn sie nicht das zweifelhafte Glück hat, sich einem Krämer oder Pedanten als Gefährten zu verbinden, so wird sie ein unbequemer, ein gefürchteter und endlich ein verlassener Despot.

Wie die Eifersucht ganz zu tragischem Verlaufe angelegt ist, so ist das Ende der Eifersüchtelei im besten Falle ein komisches. Nicht Wahn verblendet sie, sondern Prätension; sie beginnt nicht, wie die Eifersucht, mit blindem Vertrauen in die Liebe des Andern, sondern mit dünkelhafter Ueberschätzung ihres Rechts an den Andern. Sie würde den Humor herausfordern durch ihre Versuche zu bezaubern, indem sie sich entstellt, zu gewinnen, indem sie quält, die Neigung zu fesseln, indem sie ihr alle Reize des Verbotenen ins Gedächtniß ruft; aber die Eifersüchtelei hat selbst keinen Humor, und darum wird sie eher Gegenstand der Satire als eines mitfühlenden Lächelns. Von guten Freunden erinnert, einen prüfenden Blick in den Spiegel zu werfen, gewahrt sie vielleicht, daß sie sich in der Toilette vergriffen hat; aber es wird ihr schwerlich helfen, wenn sie die Kleider wechselt. Der gespannte Blick, die süßbittere Miene verräth sie; die Unbefangenheit vertrauender Liebe ist unnachahmlich.

Nur einem Feinde gegenüber ist das ängstliche Flügelschlagen der Liebe in seinem Recht: gegenüber der Coquetterie. Es giebt eine männliche Coquetterie wie es eine weibliche giebt. Gefallsucht aus Eitelkeit verdient diesen Namen nicht. Die wirkliche Coquetterie spielt um Liebe, aber mit gefälschten Würfeln; je kühler sie das Spiel spielt, je geringeren Einsatz sie wagt, um so schmählicher ist sie für den Spieler. Entschuldbar ist eine Anwandlung von Eifersucht, wenn der Liebende die Sicherheit und Innigkeit des Gefühls, auf welches er ein Recht hat, durch jene Künste gefährdet sieht; er wird jedoch alle Geduld und allen Glauben und allen Stolz der Liebe zusammennehmen müssen, um nicht durch drastische oder kleinliche Mittel seiner Sache zu schaden. Eine Liebe dagegen, welche sich noch keines zugestandenen Rechtes rühmen kann, ist stolz zu verschmerzen und muß verschmerzt werden, sobald sich ihr das Herz, dem sie vertraut hat, als ein wankelmüthiges und unechtes enthüllt. Ist das Haus, ist die Ehre des Namens bereits an die Ausschließlichkeit des gegenseitigen Angehörens gebunden, so ist der Anspruch auf Treue mit anderem Recht und mit anderen Mitteln zu vertheidigen als eine bloße Anwartschaft des Herzens.

Nur mißbräuchlich kann in anderen Verhältnissen als in dem der Liebe von Eifersucht die Rede sein. Eifersucht auf Gunst des Publikums, auf Gunst des Mächtigen, Eifersucht auf Freundschaft, auf Kindes- und Elternliebe ist entweder Kleinmuth oder Neid. Ist der Bevorzugte unwürdig, so ist der Irrthum mit ruhigem Selbstgefühl zu bekämpfen, vielleicht zu heilen; ist der Bevorzugte würdig, so giebt es ihm gegenüber kein Recht der Gleichheit oder der Anciennetät.

Daß aber die Liebe nicht in die Lage komme, die Unbeschränktheit ihrer Herrschaft bezweifeln oder vertheidigen zu müssen, davor wird sie, andern absoluten Herrschern gleich,

durch ihre Herkunft bewahrt. Ist sie nicht reinen Blutes, ist sie entstanden „im Taumel des Gefühls“, ging nicht ein begründetes Vertrauen der unwiderruflichen Entscheidung des Herzens voran, dann geschieht leicht, daß ihr Recht von einer neuen, stärkeren Empfindung in Frage gestellt wird. In mütterlicher Vorsicht hat die Natur diese Gefahr in Anschlag gebracht. Dem Manne, dem sie die Initiative anvertrauen mußte, gab sie für den Fall, daß er durch zu rasche oder zu kühne Wahl ein ungefestigtes Herz sich gewonnen hätte, den Zauber der Energie. Kraft und Entschiedenheit des männlichen Willens vermag nicht nur Frauenliebe zu erwerben, sondern auch die wankende zurückzurufen. Die Frau wurde nicht bewaffnet, sondern geschützt; der Stolz oder, wenn man lieber will, die Verschämtheit echter Frauenart bewahrt vor unhaltbaren Eroberungen.

Eigen. Eigenthümlichkeit.

In der Verbindung, welche die Begriffe Eigen und Selbst mit anderen Begriffen eingehen, tritt der Gegensatz, in welchem beide uns so nahe berührende Bezeichnungen stehen, in überraschende Beleuchtung. Selbstliebe ist sittliches Naturgesetz: es wird nicht angefochten durch die höchste Forderung des größten Forderers: „liebe deinen Nächsten als dich selbst“. Eigenliebe ist eine, selbst in ihren mäßigsten Graden, mit einem leichten Stempel von Lächerlichkeit markirte Verkehrtheit. Selbständigkeit des Urtheils und der Entschließungen ist eine Stufe, welche der Mensch erreichen soll; Eigensinn ist eine kindische Unart, selbst wenn sie bei den bedeutendsten Menschen auftritt; und Eigenwilligkeit drückt aus, daß der persönliche

Wille sich nicht mit denjenigen Bedingungen in Harmonie zu setzen wisse, innerhalb deren auch der Selbstständige seine Freiheit zu finden hat.

Mögen wir aber das uns geistig und sittlich Eigene als eine Habe ansehen, welche wir durch rechten Gebrauch gestalten und mehren sollen, und unser Selbst als das ideelle Centrum, auf dessen unverrücktem Beharren unser Gleichgewicht beruht —: unser Eigen ist uns eben so unveräußerlich wie unser Selbst, und auch das freieste, kräftigste und souveränste Selbst kann das Eigen nicht zerstören sondern nur vor üppiger Wucherung behüten wollen.

Macht unser Selbst uns zum Menschen, so macht unser Eigen uns zur Person. Deshalb bezeichnet es die höchste Entwürdigung, wenn ein Mensch Eigenthum des Andern ist; das rechtliche Bestehen solcher Verhältnisse ist in den christlichen Staaten als überwunden zu betrachten. Sein bekräftigendes Widerspiel findet der Grundsatz, daß Jeder sich selbst zu gehören habe, darin, daß ein gegenseitiges, ein Einander eigen sein Ausdruck der höchsten freiwilligen Selbstentäußerung und, wo die Hingebung wirklich eine gegenseitige, zugleich höchste Selbstbestätigung ist.

Das uns Eigene ist nicht sofort fertiger Besitz, aber es ist das dem Menschen überhaupt und dem Individuum nach seiner besondern Art Erreichbare und Zukommende. Was ihm nicht frommt, was er, wenn er seines Wesens eingedenk ist, von sich ausstößt, das kann nicht als ihm eigen bezeichnet werden. Der Mensch ist sündhaft; man wird jedoch nicht sagen, daß die Sündhaftigkeit, wohl aber daß das Verlangen nach ihrer Ueberwindung dem Menschen eigen sei.

Wird dem Einzelnen Böses zur Eigenschaft, so ist er seinem Wesen, seiner Bestimmung untreu geworden. Wiefern das Böse als Person, als Prinzip gefaßt wird, verfällt der

Verführte seiner Herrschaft, wird sein eigen. „Wer Sünde thut, ist der Sünde Knecht“. Daß nur das dem Menschen seiner Wesenheit nach geziemende als sein Eigen zu denken sei, drückt die Sprache aus, indem sie unter einer Eigenschaft schlechthin stets eine Kraft versteht; man sagt: er ist kein durchweg vorzüglicher Mensch, aber er hat „Eigenschaften“. Pünktlichkeit ist eine Eigenschaft, Consequenz ist eine Eigenschaft.

„Dem Mann ist nichts so eigen,
Nichts steht so wohl ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann.“

Bezeichnend für den Grad, in welchem der Mensch sich auf den Werth des ihm wesentlich Eigenen versteht, ist die Bedeutung, welche er seinem sogenannten Eigenthum, das heißt seiner Macht über materielle Güter, einräumt. Manchem ist der Besitz Hauptinhalt seines Selbstgefühls, seines Glücksbewußtseins; er sieht darin das einzige Mittel, zu Einfluß und Genuß zu gelangen, es genügt ihm als Zweck seiner Arbeit: er identificirt sich mit seinem Eigenthum. Kleinliche Naturen sind von den Details ihrer Habe erfüllt, die Harmonie mit sich selbst suchen sie durch Wahl ihrer Umgebung, ihrer Kleidung, ihrer kleinsten Besitzthümer nach ihrem Geschmack, nach ihren Begriffen von Comfort, von Zweckmäßigkeit u. s. w. herzustellen; „wer mein Zimmer sieht, der sieht mich“ ist ein vermeintliches Selbstlob, welches sich zu ertheilen solche Eigenthumsliebhaber bescheiden genug sind. Die Zärtlichkeit für das Eigenthum ist noch nicht Geiz — dieser ist Leidenschaft, Fanatismus; aber auch die minderen Grade der Eigenthumspassion sind doch gewisse Grade von Egoismus, von Sinnlichkeit und damit von Unfreiheit.

Auch der geistig lebende Mensch liebt sein Eigenthum

als Bedingung persönlicher Unabhängigkeit und als Mittel desjenigen Wohlseins, dessen man bedarf, um ungehindert den Bedürfnissen des inneren Menschen leben zu können. Aber je mehr er in den Dingen lebt, die nicht unseren Besitzstand sondern unser Wesen ausmachen, um so mehr ist ihm das Maß und die Gestalt, in welcher ihm Eigenthum zu Theil wird, nebensächliche Folge seiner Berufsarbeit oder anderer um ihrer selbst willen wichtiger Beziehungen; und die Weise, in welcher er seine Besitzverhältnisse gestaltet und ordnet, ist ihm nicht Zweck sondern Mittel für wesentlichere Zwecke.

Der Charakterzug, welcher als „Eigenheit" bezeichnet wird, ist von unterschiedenem Werth. Er findet sich bei sittlich großartigen wie bei kleinlichen, bei flachen wie bei gediegenen Menschen. Die „Eigenheit" der Einen ist scharfe Zuspitzung ihrer individuellen Art, die der Andern gewissenhafte Wahrnehmung dessen, was die Sache will; den Einen ist sie Treue im Kleinen, den Andern Pointiren auf Kleines. Charakterisirt man eine ganze Persönlichkeit mit der Behauptung, daß sie eigen sei, so heißt das beinahe schon, sie habe „Eigenheiten", sie lege auf Beschaffenheiten von Dingen und Menschen nach einem nur individuell motivirten Maßstabe Werth, sie gestatte ihrer individuellen Art, sich auch in Punkten zu behaupten, in welchen sie zu dem, was allein uns eigen sein sollte, im Gegensatz steht. Mit Eigenheit arbeiten, mit Eigenheit in allen praktischen Dingen verfahren, drückt das Lob der sachlichen Gewissenhaftigkeit aus; es ist ein Lob, welches den Handwerker ehrt, für den Künstler unentbehrlich ist und nur von Dilettanten unterschätzt zu werden pflegt. Daß in der Sprache des Alltagslebens Eigenheit zuweilen für Reinlichkeit gebraucht wird, gereicht dem Takt des Sprachgebrauchs zur Ehre: ein rein gegriffener

Accord, ein reinlich gezeichneter Contour und eine sauber bereitete Speise sind eben nur das, was sie sein sollen, ohne fremde Beimischung und Anhaftung.

Mit großem Recht wird im persönlichen Verkehr, in den Verhältnissen engster Gemeinschaft wie in den loseren, größere Kreise umfassenden Beziehungen, Achtung der Eigenthümlichkeit, das heißt des besonderen Mischungsverhältnisses der sittlichen und geistigen Anlagen verlangt, aus welchem sich die Stärken der Persönlichkeit ergeben, und welches unbeschadet ihrer Fortbildung und Veredelung bestehen soll. Daß wir in der Duldung und Achtung fremder Eigenthümlichkeit nicht zu weit gehen, dafür ist in den meisten Fällen durch den nie müßigen Wahrer der eigenen Rechte, durch den Egoismus gesorgt. Um auch nur die Eigenthümlichkeit des Andern zu erkennen, bedarf es schon selbstlosen Aufmerkens. Unserer Empfindlichkeit, unserer Selbstgerechtigkeit, unserer Ungeduld macht sich die fremde Individualität zunächst durch ihre unserer individuellen Art unsympathischen und unverständlichen Seiten bemerkbar. Ist das, was uns als Mangel erscheint, nicht vielleicht die unentbehrliche Kehrseite ihrer Stärken? ist „die fatale Unentschlossenheit“ nicht vielleicht der Ausdruck einer Gewissenhaftigkeit, welche nur nach und nach in das Stadium voller Sicherheit vorzudringen vermag? ist „die befremdende Kühle“ gegen manche unserer Empfindungen Gleichgültigkeit gegen die wahren Interessen unserer Person? ist sie nicht vielleicht der Ausdruck einer auf Wesentliches gesammelten Willensrichtung, welche gelernt hat, über gewisse Wellenbewegungen im eigenen und fremden Gemüth hinwegzugehen? ist das „träumerische Weilen in entlegenen Regionen“, welches uns, wenn wir vorzugsweise praktisch geartet sind, leicht als Ausdruck geistiger Schlaffheit erscheint, ein willkürliches Verzichten auf nüchterne

Klarheit, oder ist es das Arbeiten der Phantasie und des Geistes in einem Gebiet, zu welchem innerer Beruf mächtig hinzieht? Solche Fragen muß man befremdenden Zügen in Andersgearteten gegenüber erst erhoben und mit geduldigem Ernst beantworten gelernt haben, ehe man ihrer Eigenthümlichkeit gerecht werden kann.

Der Erzieher wird nur bei tiefer Seelenkunde und ausgerüstet mit dem Feingefühl wahrer Menschenliebe der Eigenthümlichkeit des Zöglings den nöthigen Raum gewähren, ohne anspruchsvolles Pochen auf die Rechte seiner Originalität zu begünstigen. Eltern haben zu fürchten, daß die vererbte Eigenthümlichkeit sie aus den Kindern allzu sympathisch anspreche oder als stummer Vorwurf zur Ungeduld reize. In Verhältnissen persönlicher Abhängigkeit, auch in der Ehe, wird die Eigenthümlichkeit zuweilen gehätschelt, zuweilen mißbraucht. Die Würdigung und Duldung der Eigenthümlichkeit der zu leitenden Personen und Völker ist eine der edelsten und mächtigsten Herrschergaben.

Die Individualität kann, als natürliches Gebilde und als natürliche Beschränkung, nicht Gegenstand völlig klaren Selbsterkennens sein; es ist grausam, durch Angriffe auf unveräußerliche Mängel ihrer angeborenen Art die Persönlichkeit an dem Recht ihrer Besonderheit irre zu machen oder zur Vertheidigung derselben zu zwingen. Manche Eigenthümlichkeit kommt um ihre ursprüngliche Energie durch den unerbittlich wiederholten Versuch, einen oder den andern ihrer Züge ihr selbst zu verdächtigen oder von außen zu unterdrücken.

Aber an sich selbst würde der in seinem Naturell Angegriffene fehlen, wenn er irgend einer objektiv begründeten Forderung sich aus dem vermeintlichen Recht der Eigenthümlichkeit widersetzen wollte. Wie die größten künstlerischen

Originale in der Unterwerfung unter Gesetze der Form, welche sie vorfanden, ihre Kraft nicht nur behauptet, sondern den ergreifendsten Ausdruck ihrer individuellen Auffassungsweise gefunden haben, so hat auch die sittliche Eigenthümlichkeit nichts davon zu fürchten, wenn sie dem für Alle geltenden Maßstabe sich treulich anbequemt. Indem wir, unbekümmert um unsere Individualität, nach der Aneignung dessen uns strecken, was wir der Idee des Menschen entsprechend glauben, indem wir immer wieder von unserer Eigenthümlichkeit an unser Selbst appelliren, wird das Jedem besonders zu eigen Gegebene seine Kraft am reinsten behaupten.

Einfalt. Naivetät.

Einfalt und Naivetät sind innig verwandte Erscheinungen, beide wirken auf uns mit dem Zauber der Wahrheit, der Ursprünglichkeit, des von Gott Gegebenen. Doch gehört die Eine dem Reich des Vergänglichen, die Andere dem Reich des Unvergänglichen an. Die Eine ist das erste Wiegengeschenk der göttlichen Gnade, die Andere wird zwar wohl auch manchem Gemüth unvermerkt und unerfleht zu eigen gegeben, oft aber auch erst in treuen Kämpfen errungen oder, nachdem sie entschwunden war, wiedergewonnen. Naivetät ist die Erscheinung des unbewußt und unwillkürlich in Wort, Geberde und Handlung zum Ausdruck kommenden natürlich Guten und Schönen. Einfalt ist Einheit und Reinheit des Sinnens und Trachtens, Einheit von Wollen und Sein. Die Naivetät erscheint gleichsam als naturwüchsiges Vorbild dieser geistig sittlichen Gestalt.

Das unbeschränkte Reich, die Blüthezeit der Naivetät ist

die Kindheit. Daß das Kind lacht und weint, spricht und handelt im unwillkürlichen Ausdrucke seines ungebrochenen Naturells berührt uns noch nicht ohne Weiteres als Naivetät; nicht die unbändige, nicht die häßliche Natürlichkeit, wie unbewußt ihrer selbst, wie unverhohlen sie sich äußern möge, nennen wir Naivetät. Wem erscheint es als Naivetät, daß das trotzige Kind nach der Mutter schlägt, wenn auch seine Unwissenheit über die Ohnmacht seines Versuchs uns ein Lächeln entlocken mag? wen berührt es als Naivetät, wenn ein Kind mit unverhohlener Habsucht nach dem größten und besten Stück der dargebotenen Schüssel greift? ist es Naivetät, daß das neidische Kind seinem Verdruß über die reichere Bescheerung des Bruders unverblümten Ausdruck giebt? — Allenfalls den sogenannten unschuldigen Schwächen gestehen wir Naivetät zu, wenn sie sich ahnungslos preisgeben;*) wir lachen über die naive Eitelkeit des Kindes, das sich mit unkleidsamen Flittern schmückt, durch den Putz des Erwachsenen sich zum Zwerge entstellt, während es sich „groß geworden" wähnt. In seiner naiven Schelmerei, in der naiven Dringlichkeit seiner Bitte, in der naiven Schlauheit seines Verhaltens entzückt uns wohl das Kind, eben weil es noch in Unschuld dies liebreizende Spiel treibt; doch verräth manches begabte Kind dem kundigen Blick in diesem Gebahren schon die Klippen des Naturells, an denen einst seine Unbewußtheit scheitern wird. —

Rührend ist die naive Wahrhaftigkeit des Kindes, das durch sein ehrliches Bekennen der Strafe sich preisgiebt; das unbewußt ausplaudernde Kind, das durch naive Offenheit

*) Man spricht von naiver Coquetterie; in dieser Verbindung kann „naiv" nur sagen wollen, der Coquettirende sei so sehr in seinen Motiven befangen, daß er dieselben sorglos wie ein Kind wirken lasse und zum Ausdruck bringe.

nicht sich selbst sondern nur Andere in Schaden bringt, hat wenigstens die Lacher auf seiner Seite. Rührend ist die naive Ritterlichkeit des Knaben, der sich des bedrohten Schwächeren gegen Stärkere annimmt, welchen er selbst nicht gewachsen ist. Einer der schönsten Züge kindlicher Naivetät ist das Vertrauen, möge es sich äußern als Zutraulichkeit, die mit ihren Anliegen, mit ihrem „Du" Hohe und Niedere anspricht, oder als Arglosigkeit, die dem räuberischen Spielgefährten getrost die abverlangte Baarschaft ausliefert, weil er verspricht, sie wiederzugeben. In solchen Zügen ist die Naivetät verheißungsvolle Knospe der Einfalt. Die ungebrochene einheitliche Kraft, mit welcher edle sittliche Antriebe und die Voraussetzung des Edeln, der gute Glaube, wirken, steht hier noch im Schutz des Nichtwissens um die Bedenken, um die Erwägungen des Verstandes, welche sich bei vorgeschrittener Erfahrung im Dienst des Egoismus einstellen werden.

Aehnlich in Eins gebunden, die Eine bedingt durch die Andere, finden wir Naivetät und Einfalt beisammen im Gebahren, in den Sitten der Völker, deren Entwickelung noch im Stande der Kindheit verharrt; sogar bei einzelnen Theilen hochkultivirter Völker, welche durch besondere Naturbedingungen an ihre Scholle gebunden, hinter der Entwickelung der Nation zurückgeblieben sind. Die Heiligkeit der Gastfreundschaft, des Gelübdes, die Ehrfurcht vor dem Alter, die Keuschheit der Frauen, die Strenge, mit welcher einzelne Gebräuche des Gebens, der Enthaltung, der Scheu vor Verunreinigung aufrecht erhalten werden, entsprechen in der Unbedingtheit, mit welcher der Einzelne, wie hart es ihn treffen möge, sich diesen Geboten ohne äußeren Zwang unterwirft, den sittlichen Erscheinungen im Kinderleben, in denen Einfalt und Naivetät zusammenwirken. Auch gewisse ästhetische Wirkungen der Naivetät äußern sich im Kinde und in den Völkern, welche

Kind sind, mit frappanter Uebereinstimmung. Dank seinem Nichtwissen um die Kritik der Zuhörer, um alle Regeln, und in Folge dessen, um alle Schwierigkeiten der Darstellung, Dank seinem naiven Vertrauen zu sich selbst und zu Anderen findet das Kind in Accent und Geberde die beredtesten Mittel des Ausdrucks seiner Wünsche, seiner Freude, seiner Besorgnisse. Ebenso sieht man Kinder mit naiver Vollendung fremde Worte und Gedanken wiedergeben, die ihrer Vorstellung lebendig geworden sind; Gedichte, Sprüche, Erzählungen werden oft von ihnen, wenn sie eben erst zu lernen angefangen haben, so rein und so lebendig vorgetragen, wie es ihnen nie mehr gelingt, nachdem sie klüger geworden und mit der Absicht erfüllt worden sind, ihre Sache gut zu machen. Phantasiereiche Kinder versetzen sich so lebhaft in die Rolle wirklicher oder erdichteter Personen, welche durch Anschauen oder Erzählung ihnen vertraut geworden sind, daß sie im Sinne dieser Personen sprechen und handeln wie geborene Künstler; einige Jahre später haben sie bemerken gelernt, was in der Aufgabe liegt, die sie spielend zu lösen verstanden, und sie sind unfähig, den Ton und die Geberde zu finden, deren sie sich früher in voller Naivetät mühelos bemächtigten. Gemahnt nicht dieses naive Können an die Ausdrucksweise, an die Geberdensprache, an die Dichtungen, denen wir bei naiven Völkern und Volksschichten begegnen? Die ältesten Tänze, die Geberden des Bittens, des Dankes, der Unterwerfung, der Verachtung; die Worte des Grußes, des Willkommens, des Abschiednehmens, — wie verschieden sie der beweglichere und heißblütigere Volksgeist des Südens und die wortkarge, verschämte und passive Art des Nordens gedichtet und gestaltet haben mag, — die Kraft des naiven Ausdrucksvermögens ist in ihnen zur Geltung gekommen; dieser Quelle verdanken sie es, wenn sie in die Zeiten höchster Civilisation hinauf sich

erhalten und uns mit „urkräftigem Behagen" erfüllen, sobald wir einmal diese gedankenlos gebrauchten Erbstücke mit Bewußtsein betrachten. Sind nicht unsere ältesten und besten Sprüchwörter Dichtungen naiver Volksweisheit? ist nicht in den Märchen, wie unsere verdientesten Sprach- und Volkserforscher sie dem Munde der Unmündigen abgelauscht haben, eine naive Kunst des Erzählens geübt, welche mit Recht als Schlüssel für die ästhetischen Gesetze dieser Darstellungsform angesehen wird? In den Volksliedern aller Nationen berührt uns das naive Schaffen des dichtenden Geistes um so ergreifender, wenn wir sehen, wie am einförmigen waldbesäumten Gestade nordischer Seeen, in den öden Steppen Rußlands und Ungarns und zwischen den Matten und Abgründen der Hochgebirge die ewig gleichen Erlebnisse des Herzens mit gleicher Sicherheit die entsprechenden Gegenstände und Thatsachen der umgebenden Natur zu ihren Bundesgenossen machen und Anschauung und Gefühl, oft in anscheinend unvermittelter Nebeneinanderstellung, zu den vollendetsten Stimmungsbildern verbinden:

Die hohen, hohen Berge,
Die tiefen, tiefen Thal;
Heut' seh ich meinen Herzliebsten
Zum letzten Mal.
Die stillen, stillen Wasser
Sie haben keinen Grund;
Laß ab von der Liebe,
Sie macht nicht gesund.

Einfachheit der Verhältnisse, der Erziehung und Führung ist die mächtigste Bundesgenossin der Naivetät; sie vermag ihr das Leben zu fristen, so lange der unerbittliche Lauf der Entwickelung es nur irgend vergönnt. Kommen muß ja das Wissen! Wie sollte das heranwachsende Kind nicht unterscheiden

lernen, welche Handlungen, welche Mienen und Worte ihm Vortheil oder Schaden bringen! Wie sollte es nicht bemerken, daß es täuschen und getäuscht werden kann; wie sollte es nicht aufmerksam werden auf den Gegensatz seines Begehrens und der ihm auferlegten Gebote! Aber vor zu frühem Scheitern der Naivetät kann es bewahrt werden.

Es klingt heutzutage wie ein verschollenes Märchen oder wie die Alterstäuschung eines Verehrers der vergangenen Zeiten, wenn von der Einfachheit der Gewohnheiten, der Genüsse und Bestrebungen berichtet wird, welche zu Anfang des Jahrhunderts in den Häusern des gebildeten Bürgerstandes, des mäßig begüterten Adels, der Staats-Beamten und der Gelehrten herrschte. Der Morgen- und der Abendsegen begann und schloß den Tag; Sonntags besuchte man die Kirche; die Eltern standen den Kindern nicht bloß als Mächtige sondern auch als Vornehme gegenüber; der Umgangskreis des Hauses wurde zunächst durch Blutsangehörige gebildet und hielt sich innerhalb der an Richtung und gesellschaftlichem Rang Gleichartigen; weder durch häufige und weite Reisen noch durch eine Tagespresse, welche die Bilder des Weltmarktes unablässig in die camera obscura des Einzellebens warf, wurden Sinn und Wunsch dem Ueberkommenen abwendig gemacht. Dies durchgehende Bedingtsein der häuslichen Sitte durch eine gegebene äußere und innere Ordnung der Dinge wirkte beruhigend und sänftigend auf den Gang der Entwickelung derjenigen Generation, welche heute am Schlusse ihres Tageslaufes steht; sie zählte nicht so viele Complicirte, Aufgeregte und Reizbare in ihren Reihen; die Zeit der Naivetät war ihr reichlicher zugemessen, sie träumte lebhafter und tiefer den Traum der Jugend als die heutigen Lebensanfänger.

Auch heute noch hat die Einfachheit sich nicht ganz aus

den volkreichen Städten zurückgezogen in unbereiste Gebirgsdörfer, in die vereinzelten Gehöfte armer Haidelandschaften, wo vom Kirchthurm herab mit gleichem Glockenton Allen die Stunden der Arbeit und der Erholung zugezählt, Alle erinnert werden, wann es gebührt, den Herrn zu loben, wo das Tagewerk und sein Gedeihen Jahr aus Jahr ein sich regelt nach dem Regen und dem Sonnenschein, der gegeben wird, nicht wie Menschen wollen, sondern wie Gott es verhängt. Es giebt mitten in dem veränderlichen, auf- und abwogenden Durcheinander von Gewohnheiten und Genußforderungen, Standpunkten und Situationen, wodurch der Charakter der heutigen Gesellschaft sich von dem der älteren unterscheidet, einfache Menschen, Häuser und Kreise, welche, genügsam im Streben nach äußeren Gütern, ernst und stetig im Trachten nach innerem Gewinn, streng in der Wahl ihrer Freunde, der in ihrem Schutz heranwachsenden Generation eine bestimmende Richtschnur, einen festen Halt geben. Unter solchen Einflüssen erhält sich die sorglose Sicherheit des angebornen Gefühls für das Gute und Schöne, die Naivetät des Urtheils und Bezeigens; in luxuriösen, durch Zerstreuungen und durch Trachten nach Gewinn beunruhigten, in ihrem Verkehr unsteten und charakterlosen Häusern dagegen reißt oft altkluge Skepsis der Jugend die Binde der Arglosigkeit früh von den Augen; und Uebersättigung an der Fülle der dargebotenen Früchte reizt sie zum lüsternen Greifen nach den verbotenen Aepfeln des Erkenntnißbaumes.

Der sittliche Geschmack aller Zeiten, auch der der heutigen, die sich darin gefällt, die Grenzlinien des männlichen und des weiblichen Rechts- und Arbeitsgebiets naturwidrig zu verrücken, stimmt darin überein, daß Naivetät die schönste Zier der F r a u sei. Selbst die Karrikaturen der Naivetät, erwachsene Unerzogenheit, sogenannte „Naivetäten", eigen-

sinnige Naturwüchsigkeit des Gefühls und Urtheils werden weniger entstellend für eine Frau gefunden als Pedanterie der äußeren Form und eine Schulung des Verstandes, welche die Unmittelbarkeit des Urtheils trübt. Der Instinkt weiblicher Gefallsucht greift mit Recht lieber zu künstlicher Naivetät als zu glänzenden Bildungsflittern.

In Wahrheit fordern die Natur und der angeborne Beruf der Frau, daß die Erziehung sich gewissenhaft davor hüte, durch künstlichen Anbau des Verstandes die ursprünglichen Gefühls- und Urtheilskräfte zu schädigen. Es ist zu wünschen, daß die Bereicherung ihres Horizontes nicht durch kontrastirende Eindrücke von Personen und Ereignissen herbeigeführt werde, wie der Markt des Lebens sie dem Manne aufdringt, sondern zunächst nur innerhalb der Zone vor sich gehe, in welcher das Haus steht, dessen Luft ihr heimatlich ist. Die Welt, in welche sie gepflanzt ist, erweitert sich ihr von Innen heraus; ihre eigensten Kräfte, die Hingebung, die Geduld, der Ordnungs- und Schönheitssinn finden Spielraum im engsten Heim; sie vermag an Erfahrung, an Thatkraft zu wachsen, ohne an Ursprünglichkeit zu verlieren. Kommt sie mit dem ihr von früh an vertrauten Maßstab aus, wird sie nicht irr an ihrem natürlichen Verstehen, so bleibt ihr die naive Scheu vor dem eigenen Gefühl, das naive Vertrauen zu demselben, in ihrem Bezeigen und in ihren Worten der Charakter des Angeborenen, des Nichtanderskönnens und damit der Reiz und die Macht des echt Weiblichen.

Allerdings wird manche Frau durch die Complication ihrer Anlagen oder durch Verhältnisse, welche ihr früh schon auflegen, zur Welt sich zu stellen, gewaltsam dem Paradies der Naivetät entrissen. Solche mögen mit einem Gefühl von Heimweh auf das wohlbehütete Blumenleben ihrer Schwestern blicken, ohne sich von den Verschonten beschämt zu fühlen.

Das natürlichste und normalste der Begegnisse, welche der gewöhnliche und der ungewöhnliche Lebensverlauf der heranreifenden Frau herbeizuführen pflegt, die Liebe, bringt im Gebiete des persönlichen Selbstgefühls für die Naivetät die Scheidestunde; darum wehrt sich die natürlich Gebliebene mit naiver Scheu, mit naivem Trotz gegen diese Offenbarung. Die Frau, welche liebend naiv bliebe in ihrem Sichselbstempfinden, wäre entweder nie wirklich naiv gewesen oder sie hätte nie geliebt.

Aber „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß". Die Naivetät war die Verheißung, die Einfalt ist die Erfüllung. Ob die Frau, welche einfältig liebt, treu und vertrauend, züchtig und hingebend, hinfort noch in anderen Gebieten des Urtheils und des Bezeigens naiv bleibt, hat fast nur eine ästhetische Bedeutung: es wird hauptsächlich davon abhängen, ob ihre Lage als Hausfrau, ob der Einfluß des Mannes ihr gestattet, sich in der ihrem Naturell entsprechenden Weise fortzuentwickeln und zu bethätigen, ob die Anlage ihres Verstandes, ihrer Urtheils- und Willenskraft sie befähigt, frisch aus erster Eingebung denkend und handelnd sich zu entscheiden und kund zu geben oder sie zu Umwegen nöthigt.

Während der eigentlichen Kindheit eignet die Naivetät eben so sehr dem Knaben wie dem Mädchen; aber früh schon führt ihn die Schule zu weiterem Umblick im Leben; er muß sich an Andern und mit Andern messen, und je mehr er eine sittlich positive Natur ist, um so früher treibt es ihn in den Kampf, der ihn zwingt, sich seiner selbst bewußt zu werden.

Während aber bei glücklicher Anlage und normaler Entwickelung die Frau länger als der Mann die Naivetät bewahrt, gelingt die Bewahrung der Einfalt vielleicht öfter dem Manne als der Frau. Die Naturanlagen des Mannes sind der Erhaltung der Einfalt günstiger als die des Weibes.

Alle Schwächen, welche schon die Genesis dem Weibe beilegt, die Reizbarkeit, zu deren Aeußerungen die Neugier gehört, die Beweglichkeit der Reflexion und der Combination, welche zwischen das Gelüst und das Verbot ein Fragezeichen einschiebt; die Furchtsamkeit, welche auf Flucht und Ausflucht sinnt, bedrohen die Einfalt. Die natürliche Art des Mannes dagegen, der Mut, das Gefühl der Kraft und des auf der Stärke fußenden Rechtes, das sichere Ruhen im eigenen Schwerpunkt, kommt der Einheitlichkeit und Schlichtheit des Verhaltens zu Hülfe, läßt die geraden Wege vorziehen.

Eine der besten Schützerinnen der Einfalt ist die auferlegte Arbeit. Sie ist geeignet, der Willensrichtung Stetigkeit zu geben, vor Zwiespältigkeit des Seins und Handelns, vor Unsicherheit des Herzens zu bewahren. Daher die Beobachtung, daß in den Ständen und Lebenslagen, in welchen naturgemäß der Frau ein kaum minder hartes Arbeitsloos fällt als dem Manne (bei Gebirgsbewohnern, welche mühsam ihr Leben dem Boden abringen, bei Inselbevölkerungen, welche die Männer zu gefahrvollem Fischzug entsenden, während der Frau die ganze Arbeit des naturwüchsigen Haushalts gehört), beide Geschlechter Einfalt des Sinnes bewahren, während die Frauen da am leichtesten in moralische Zersplitterung und Künstlichkeit verfallen, wo der Mann seinen Stolz darein setzt, ihnen alle Mühen des Lebens durch seine eigene Anstrengung oder durch die „Situation" zu ersparen.

Doch die Einfalt ist ein zu hohes Gut, als daß ihr Besitz dem einen Geschlechte vor dem andern zugedacht sein sollte; wäre es in der That der Mehrzahl der Frauen schwerer, sie zu bewahren, als der Mehrzahl der Männer — um so dringender sind die Frauen durch ihren Beruf gemahnt, um ihre Erhaltung zu sorgen.

In tiefsinniger Einfalt hat der Sprachgenius das Wort

Einfalt gebildet; es enthält eine Fülle von Negationen und ist doch positiv gefaßt; es löscht nicht, wie Unschuld, die Flecken vom Antlitz der menschlichen Natur; aber es setzt das Eine, das noth thut, dem Vielen entgegen, das zerstreut, verwirrt, in Widersprüche verwickelt; die Einfalt ist das Gegentheil der Doppelheit, das Gegentheil des Vielwollens und der Zersplitterung. Sie hat keine Hintergedanken und keine Nebengedanken; sie sammelt die Kräfte auf Ein Ziel, sie sieht die Dinge in Einem Licht, ihr Denken und ihr Wollen gehen Einen Weg, ihr Erscheinen ist der unverhüllte Ausdruck ihres Seins.

Ist uns das Auge aufgegangen für ihr Wesen und ihre Macht, so erkennen wir sie wieder in allen Erscheinungen, die uns zugleich Ehrfurcht und Vertrauen einflößen, zugleich unsern Geist in Erstaunen setzen und unserem Herzen verständlich sind. Wir erkennen sie in den erhabensten Werken der Kunst wie im unscheinbaren Wirken hingebender Barmherzigkeit, in den tiefen, der weiteren Entwickelung die Bahn vorzeichnenden Gedanken der großen Denker und Forscher wie in den Grund legenden Ueberzeugungen und den Thaten der großen Staatsbildner und Regenten: nur was dem auf Ein Ziel gerichteten Willen, dem intensiven und harmonischen Zusammenwirken aller Kräfte einer Persönlichkeit verdankt wird, nur was in Treue und Glauben geschaffen ist, hat Bestand, denn nur solches hat einheitlichen, die reichste Gliederung durchleuchtenden Charakter und damit die Kraft, sich der Herzen der Menschen zu bemächtigen, möge die Schöpfung ein Dom, eine Symphonie, ein Denk- und Sittengesetz, oder ein Staat sein.

Es sind die schönsten Naturen, die Lieblinge Gottes, denen sofort beim Zurückweichen der Naivetät die Einfalt ihr helles ungebrochenes Licht aufgehen läßt, bei denen sofort für

die Unkenntniß des Bösen das Erkennen und Wollen des Guten in geschlossener Rüstung eintritt.

Aber in seltenen Fällen nur vollzieht sich in so konsequent aufsteigender Linie die sittliche Entwickelung! Glücklich schon der Mann, glücklich die Frau, denen nie der Zusammenhang mit dem Standpunkt der Kindheit ganz schwindet, denen ein Erinnern des Herzens an das Walten der Mächte bleibt, in deren Schutz sie sich beim Erwachen geborgen fanden. Zur Mündigkeit des Gewissens zu gelangen ohne vorübergehende sittliche Willensunsicherheit, ohne zeitweise Zweifel an der unbedingten Verbindlichkeit des reinen und vollkommenen Gotteswillens, gelingt selbst einfach angelegten Naturen selten. Und Gott Lob! die Einfalt ist nicht, wie die Unschuld, die Eintagsblüte der ersten Kindheit; wurde sie versehrt — sie kann wieder geheilt werden; ist sie verschwunden, sie kann wiedergefunden werden; scheint sie gestorben, sie kann wiedergeboren werden.

Ohne Wehen wird nicht geboren. Haben wir die Erinnerung an den Kindheitsstand unseres sittlichen Gefühls nicht ganz verloren, so wird das Nahen der Krisis sich als Heimweh ankündigen.

Ungeduldiges Kraftgefühl, Verlangen nach Abenteuern, lockende Märchen aus dem Lande jenseit der Heimathberge haben so manchem guten Jungen, dem es sehr wohl ging, das Vaterhaus verleidet. Er wandert in die Weite. Die Neugier nach der Fremde ist bald gestillt, oft sieht er sich getäuscht. Noch versteht er nicht das Unbehagen, das ihn erfaßt; da fällt ihm eine Hütte in die Augen — gerade wie die, in der daheim die Eltern wohnen; es trifft ihn der Blick einer Alten — gerade wie der Blick seiner Mutter; die Hütte, der Blick weichen nicht mehr aus seiner Phantasie, ein Bild nach dem andern reiht sich daran, die ganze Heimath steht

wieder vor seinem Sinn, Tag und Nacht ruft sie ihn — er kehrt zurück.

Aehnlich wirkt das sittliche Heimweh. Nicht alles Verlorene taucht mit Einem Mal vor uns auf; es ist Ein Punkt zunächst, an dem es dem Herzen klar wird, daß es nicht mehr so mit ihm steht, wie ehemals. „Einst konntest du nicht anders sprechen als wie es dir um's Herz war", — „einst schien es dir unmöglich, um Geld und Gut dich zu beugen" — „einst glaubtest du nicht, daß du schwerere Sorge hegen könntest um dein Ansehen bei Menschen als um die Lauterkeit deines Herzens" — „wie kommt es, daß dir heute ein Gefühl erlaubt scheint, das du ehemals verachtetest?"

Nicht Zufall ist es, ob an der einen oder der anderen dieser Mahnungen das Besinnen auf die Kindesgestalt unseres sittlichen Selbst zum Erwachen kommt. Eines von beiden wird in der Regel zutreffen: entweder wir sind in dem Punkt, vor dessen Veränderung wir plötzlich stutzen, besonders stark abgewichen; oder der Zug unserer sittlichen Natur, dessen Erblaßtsein uns erschreckt, ist in unserer ursprünglichen Anlage besonders stark markirt; er war vielleicht bestimmt, der Mittelpunkt unserer sittlichen Persönlichkeit zu werden.

Entschlossen müssen wir der Spur des Lichtes nachgehen, welches die Eine Stelle der alten Zeit plötzlich in scharfer Klarheit zeigt; es ist nichts gefehlt, wenn wir mit allem Suchen zunächst nur den einen verlorenen Groschen wiederfinden sollten. In der Natur des Sittlichen liegt, daß in jedem einzelnen Punkt die ganze Fülle des sittlichen Lebens sich spiegelt, daß jede Tugend, in alle ihre Consequenzen verfolgt, die anderen nach sich zieht, wenn auch nicht jede in gleicher Kraft. Ruht nicht bei dem Einen anscheinend der ganze Bau seines sittlichen Vermögens auf der Wahrhaftigkeit? bei dem andern auf Zartsinn? sind nicht Einige Alles, was

sie sind, aus anspruchsloser Pflichttreue, Andere Alles aus Güte? Getrost mögen wir dem Einen Punkt nachtrachten, in welchem sich für unser sittliches Empfinden alle Strahlen der Vollkommenheit sammeln: „Wenn dein Auge einfältig ist, wird dein ganzer Leib licht sein"; Matth. 6, 22.

Einsamkeit.

Jeder Mensch ist ein einsamer, die wenigsten wissen, wie sehr sie es sind, wie sehr sie es der Natur der Dinge nach sein müssen und wie nöthig sie haben, es sich zum Bewußtsein zu bringen. Die Einsamkeit ist nicht eine stille, dunkle Grotte, in die man sich nach Belieben zurückziehen kann, wenn das Tageslicht draußen und das Gewühl der Menschen uns einmal lästig wird; sie ist unsere stete Begleiterin; sie duldet nicht, daß ein Anderer zu nahe in unsere Atmosphäre dringe. Wer sie fühlt und mit ihr vertraut ist, der braucht deshalb noch nicht in stetem Flüsterverkehr mit ihr zu stehen; er braucht nicht zu dulden, daß sie ihm einen Schleier vor die bunte Welt der Erscheinungen ziehe; aber er wird nie durch die plötzliche Wahrnehmung ihrer Gegenwart erschreckt werden, ihr stilles Auge wird ihn nicht unheimlich inmitten fröhlicher Menschen anstarren; er kennt diesen stillen, tiefen Blick, voll Aufrichtigkeit und Treue.

Einsam ist Jeder mit seinem tiefsten Gefühl: das Wort, und wäre es das intimste, hat nur eine begrenzte Kraft des Ausdrucks; wer wirklich weiß, wie ihm zu Muthe ist, wie in bedeutenden Augenblicken, oft bei äußerlich unscheinbarer Veranlassung, die tiefsten Saiten seines Wesens erbeben, wie zuweilen einer großen Freude ein scharfer Schmerzenston sich beimischt, wie hier eine Erinnerung, dort ein Wunsch, hier

eine Schwäche seiner Natur, dort eine unterdrückte Kraft empfindlich berührt wird und in Akkorden, die einer ganz anderen Tonart angehören, miterklingt; der weiß auch, daß sein Selbst sich nicht ganz zu erkennen geben kann; daß er im Innersten mit sich allein fertig werden muß, und daß alle fruchtbare, alle erleichternde, alle gerechtfertigte Mittheilung erst beginnt, wo das unbelauschte Selbstgespräch zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, zu einer gewissen Klärung geführt hat.

Einsam ist Jeder von uns mit seiner Schuld. Wie vielverschlungen die Pfade der Menschen sich berühren, wie sehr der Anstoß oder die Lockung des Einen den Andern aus der Richtung bringe, die er aus eigenem Triebe eingeschlagen hat, — es ist in Jedem von uns ein Punkt, an den Niemand rühren kann, nicht der Verführer und nicht der Retter —: die Verantwortlichkeit. Jeder trägt allein sein Theil davon, es kann nicht einmal ein Anderer wissen, wie weit sie geht; denn kein Anderer kennt das Geheimniß unserer Stärken und unserer Schwächen so, wie wir selbst es kennen. Keine noch so enge Abhängigkeit von Andern, kein Schutz zärtlicher Liebe darf uns darüber täuschen, daß wir in allen Fragen unserer inneren Sittlichkeit für uns selbst einzustehen haben. An der Einsamkeit der Schuld und der Verantwortlichkeit hat die Beichte des Bekenners, hat die Lossprechung des Beichtigers ihre Grenze. Wer sich einsam weiß im Kernpunkt seines Verschuldens, der wird eben nur das eigene Unrecht bekennen; und der Gewissensrath kann nur Genesung versprechen, sofern das Bekenntniß eigener, allein getragener Schuld ihm entgegen kommt.

Auch die tiefste Einsamkeit des Selbstbewußtseins ist kein Verlassensein. Gewiß kann man Gott fühlen und finden in gemeinsamer Bitte, in gemeinsamem Lobgesang; aber die eigenste Hülfe seines Geistes, die Jeder nöthig hat, um zu erkennen, wo es ihm fehlt, und um die Heilung in die ge-

heimsten Schäden seines Wesens dringen zu lassen, die wird nur dem gereicht, den Gott einsam findet, das heißt, eingekehrt in die Tiefe seines Bewußtseins. In unser Alleinsein mit Gott ist auch die Klage über die Schuld zu verweisen, welche Andere an unseren Prüfungen tragen; nur vor Gott ist unsere Anklage kein Versuch der Selbstentlastung; sie wird Bitte um ungefälschtes Licht und um ein versöhntes Gemüth.

Man sollte die innere Einsamkeit aber nicht bloß in den höchsten Angelegenheiten des Herzens und Gewissens suchen; sie macht nicht bloß klar über unsern Besitzstand an ewigen Gütern; sie ist überhaupt der Prüfstein unserer wirklichen und unserer nur scheinbaren Beschaffenheit. Wir sind Alle mehr oder weniger Anempfinder; das Urtheil, der Geschmack, der Enthusiasmus Anderer steckt an; wir fühlen in Gegenwart Anderer das Bedürfniß, die Eigenschaften zu besitzen, die bei ihnen Geltung haben; wir möchten nicht verschlossenen Sinnes vor einem Gegenstande stehen, dem sie Bedeutung und Genuß abgewinnen; wir möchten nicht sittliche Urtheile fällen, die ihnen als schroff oder lax gelten, nicht Standpunkte vertheidigen, die ihnen anstößig sind. So führt der Verkehr, namentlich der gesellige, mit welchem so viel Luxus getrieben wird, zu manchen ganzen und halben Unwahrheiten. Zeitweises Alleinsein ist ein Mittel, um inne zu werden, welche Gefühle und Ansichten in uns wahr, lebendig, natürlich und fruchtbringend, welche nur Wiederschein Anderer sind. Wie Mancher, der in der Gesellschaft sich als Kunstenthusiast, als Patriot, als Philantrop giebt, würde, wenn er sein Alleinsein belauschte, mit Verwunderung bemerken, daß die Interessen, welche im Gespräch ihn zu beredten Worten hingerissen haben, im stillen Kämmerlein seinen Geist völlig in Ruhe lassen; wie still ist es oft in der Seele des Einsamen von der Bewunderung für Personen, denen er im geselligen Kreise begeistertes Lob ge-

spendet hat; wie wenig wirksam auf sein Fühlen und Wollen sind oft die Gestalten, die er, in die Aeußerungen fremder Gefühle einstimmend, als mächtige Vorbilder preist. Ja sogar manche Bestrebungen, denen wir uns dem Spiel des gegenseitigen Gefallens zu Liebe hingeben, sehen uns fremd an, wenn wir mit ihnen allein sind; wie Mancher würde nie einen Takt spielen, geschweige denn schwierige Compositionen mit hartem Fleiß sich zu eigen zu machen suchen, wenn er die Musik nur im intimen Umgange mit ihr selbst pflegen dürfte und nicht als ein Mittel, sich vor Andern zu legitimiren.

Wie wir die Echtheit und Selbstständigkeit unserer Gefühle, die Lebenskraft unserer Bestrebungen an der Macht erkennen, mit welcher sie uns bewegen, wenn wir allein sind, so bereichert und befestigt sich auch unser innerer Besitz durch einsames Ausklingen und Erinnern unserer Eindrücke und Affekte. Dunkel und Stille verlangt das geistige Saatkorn wie das natürliche, um Keime zu treiben und Wurzel zu schlagen. Es giebt keine tiefere Einsamkeit als die des schlaflosen Kranken; solche Einsame sind nicht selten in den Stunden, wo der Tag die Gesunden an ihr Lager ruft, eine Quelle des Friedens und des Trostes für scheinbar Beglücktere; das Geheimniß dieses Reichthums ist die Vertiefung und Versöhnung des Wesens, welche die Einsamkeit dem bewirkt, der ein reges und fleißiges Herz zu ihr mitbringt.

Wohl werden auch bisweilen, wenn wir ohne Zeugen sind, Gedanken und Eindrücke in uns lebendig, die wir nicht als Gewinn betrachten können; aber auch mit solchen Anwandlungen werden wir ohne Zeugen besser fertig, als wenn wir die Flucht ergreifen und Zerstreuung suchen. Und haben wir die schmerzliche Entdeckung zu machen, daß das eine oder das andere der edlen Gefühle, zu denen wir durch die Gegenwart Anderer gestimmt wurden, erbleicht, wenn wir mit

uns allein sind, dann werden wir zu ermitteln haben, ob es in unseren Kräften steht, die von Außen empfangene Anregung uns so anzueignen, daß sie zu einem bleibenden Einfluß wird, oder ob wir darauf verzichten sollen, uns in eine Sphäre zu drängen, zu welcher die eigene Flugkraft uns nicht zu erheben vermocht hat.

Es giebt Naturen, welche geneigt sind, die Einsamkeit zu suchen; aber der Hang zu Einsamkeit ist oft nur der Hang zu äußerem Alleinsein, um sich desto ungestörter mit unsichtbarer Gesellschaft zu umgeben; sentimentale und phantastische Gemüther ergehen sich zuweilen, scheinbar einsam, in einem geträumten Verkehrsleben unfruchtbarster Art, für welches berauschende Lektüre den Stoff giebt. Auch die geliebte Einsamkeit des Lesers von Beruf, des Forschers, ist nicht ein Alleinsein mit sich selbst; ihn umgiebt eine reiche, bewegte Welt; aber für die Ergründung der Fragen, in welche er sich vertieft, der Personen und Geschicke, deren Vergegenwärtigung und Durchdringung er erstrebt, nimmt er nicht nur seine Phantasie, sondern den innersten Kern der eigenen Persönlichkeit, den gesammelten Willen zu Hülfe; aus solcher Einsamkeit kehrt man, ohne über sich selbst Ermittelungen angestellt zu haben, dennoch in seiner eigensten Kraft gefestigt zur Gesellschaft zurück. Freilich giebt es auch einen Egoismus des Lernens und eine Weltentfremdung des Wissens. Fragt der einsame Geistesarbeiter nicht mehr darnach, ob er auch für Andere erwirbt, ob er verstanden wird; macht es ihn nicht stutzig, wenn seine Resultate von den Genossen seiner Bestrebungen beanstandet und perhorrescirt werden, so ist zu fürchten, daß Selbstüberschätzung an seinem Alleinsein Theil habe.

Eine Vereinsamung, deren Bann oft erst gebrochen wird, wenn ihr Geschick sich tragisch erfüllt hat, eine willkürliche Vereinsamung, welche mit dem von Gott gewollten Alleinsein

unseres innersten Selbst nichts gemein hat, ist die Einsamkeit despotischer Naturen. Schon der Ehrgeiz moralischer Stärke stimmt zum Meiden intimer Beziehungen: man will keines Mitleids, keines Raths bedürftig sein; und unleugbar ist eine große Summe von Kraft aus der Gewöhnung zu schöpfen, bei sich selbst Hülfe zu suchen; welche weite Umwege, welche Zeitvergeudung wird von Denen vermieden, welche ihre Gefühle und ihre Erwägungen nicht durch die Herzen und Gewissen Anderer hindurchgehen lassen! Der Despot hat nicht bloß die Tendenz der Selbstständigkeit, er greift bestimmend in die Sphäre der Andern, weil er ihre Kraft und ihr Recht auf eigene Tüchtigkeit und Bethätigung mißachtet; er lehnt nicht nur ihre Hülfe ab, er überhört nicht nur ihren Rath, ihre Warnung, er entmuthigt die Kundgebung ihrer Ueberzeugung und ihrer Weise, die Dinge zu empfinden. Seine Einsamkeit ist nicht das redliche und willige Selbsttragen der eigenen Verantwortlichkeit, es ist das selbstherrliche Abschließen gegen die sittliche Gemeinschaft, in der wir zu leben bestimmt sind.

Die Klage über Vereinsamung wird zuweilen von Solchen geführt, die nichts weniger als Despoten sind und dennoch, an krankhafter Selbstliebe leiden, an jenem Alleinsein aber, das uns erst erkennen läßt, wie weit unser Recht an Andere geht, sich nicht versucht haben. Sie fühlen sich „unverstanden, verkannt, gemieden“ weil sie nicht selbstlos genug in das Wesen Anderer eindringen und deshalb entweder den Einigungspunkt nicht finden, der meist tiefer liegt als die verdunkelnden Gegensätze, oder verkennen, daß der Trennungspunkt in einer Unklarheit, einem Widerspruch besteht, welchen sie in sich selbst herbergen. Wem wirklich Vereinsamung verhängt ist — oft bringt sie das zum Ueberleben der „Mitgeborenen“ verurtheilte Alter, oft ein besonders tragisches Geschick früherer Jahre — wem kann Der seine Einsamkeit klagen?

kann er sie Denen klagen, welche nicht vermögen, ihm vertraute Genossen zu sein, oder Denen, welche es nicht sein wollen?

Besser als diese verhallende Klage hilft gegen wirkliche und schmerzlich gefühlte Einsamkeit der Versuch, noch Einsamere zu finden. Kaum wird noch Jemand sich zur Einsamkeit verurtheilt glauben, nachdem er erfahren hat, wie es Dem zu Muthe ist, dem Verlassene danken, daß sie nicht mehr verlassen sind.

Eitelkeit.

Seit Luther die Predigt Salomonis übersetzt hat, ist das Wort „eitel“ so entschieden anerkannt als Bezeichnung der Nichtigkeit, Hinfälligkeit und Vergeblichkeit menschlichen Trachtens, daß die moralische Eigenschaft, welche der heutige Sprachgebrauch als Eitelkeit charakterisirt, sich auf den ersten Blick als eine zur Geringschätzung verurtheilte zeigt.

Die Eitelkeit ist die Macht des Leeren und Nichtigen, des Veränderlichen und Vergänglichen über unser Gemüth, vor Allem das übertriebene Werthlegen auf unseren eigenen Schatten, auf den Wiederschein, den wir in den Augen Anderer hervorrufen. Weil der Eitle in seinem Selbstgefühl abhängig ist von diesem Spiegelbilde, blickt er gern auch in jeden anderen Spiegel, wäre es auch die Fläche des Baches, an dessen Ufern der Ahnherr der Selbstbespiegler zur Blume erstarrte. Leibhaftig oder nur in gefälliger Selbstbetrachtung sich spiegelnd, berauscht sich der Eitle an der eigenen Schönheit, an der eigenen Liebenswürdigkeit, am eigenen Witz, an seiner bevorzugten Situation, immer unter der Vorstellung, wie er Andern im Schmuck dieser

Vorzüge erscheinen werde. Ja, er liebt, wie ein alter Seelenkenner sagt, seinen Wiederschein in Andern so sehr, daß er sich mit Freuden seiner eigenen Vorzüge entkleiden würde, um sie diesem Scheinwesen anzuhängen.*)

Die gewöhnliche Eitelkeit beschäftigt sich mit Vorzügen, welche, an sich selbst von zweifelhaftem Werth, nur durch den Beifall, durch die Bewunderung, durch den Neid, welchen sie bei Andern anregen, wichtig werden. Leider können auch Güter von höherer Qualität Gegenstand der Eitelkeit sein; man kann eitel sein auf Bildung, auf edle Gemüthsanlagen, eitel sogar auf Sittenstrenge und Religiosität. Die Eitelkeit besteht dann nicht darin, daß man jenen Dingen einen übertriebenen Werth beimißt, sondern darin, daß die Freude an dem Beifall, welchen solche Eigenschaften erwerben, die Oberhand gewonnen hat über die Freude an diesen Dingen selbst. Nicht fern ist dann die Gefahr, daß die lautere Quelle versiege, aus welcher alle seelischen Güter sich nähren müssen, wenn sie ihre Kraft und Echtheit bewahren wollen.

Seltener ereignet sich das Umgekehrte. Aus Eitelkeit, aus Verlangen nach Anerkennung geht zuweilen das Streben hervor, dem Beispiel der geistig und sittlich Ueberlegenen zu folgen; die edle Beschäftigung wird dann wohl um ihrer selbst willen der Seele lieb, die Freude am sittlichen und geistigen Erwerben verdrängt das Interesse an dem Eindruck, welchen man durch solchen Besitz auf Andere hervorbringen wollte; man scheut sich, durch das Werben um Beifall seine Schätze zu profaniren; die tiefere Freude am Sein macht die oberflächliche Befriedigung am Scheinen entbehrlich.

Irrthümlich wird die Eitelkeit zuweilen mit Hochmuth verwechselt; sie ähneln einander nur darin, daß beide in

*) Pascal, pensées.

schmeichelhafter Selbsttäuschung befangen sind. Währeud aber der Hochmüthige seinen Werth überschätzt und die Geltung, welche Andere ihm zugestehen, selten genügend findet, pflegt der Eitle den Eindruck zu überschätzen, welchen er auf Andere hervorbringt; die Summe seines Werthes zu ziehen, liegt ihm nicht gerade am Herzen; er pflegt sich mit Behagen und Vorliebe an einzelne seiner Eigenschaften, oft nicht an die besten zu halten. Hochmuth ist meist mit Kälte des Herzens, nicht selten mit einer gewissen natürlichen Stärke verbunden, während mit der Eitelkeit sich manche gute natürliche Eigenschaft, aber am wenigsten Kraft des Charakters verträgt. Der Hochmuth kann, wenn es ihm recht Ernst ist, vor Eitelkeit bewahren; er ist Aristokrat, er hält sich über die Menge erhaben; der Uebergang von der Selbstüberschätzung zur Mißachtung des Urtheils Anderer ist leicht gemacht. Die Eitelkeit ist Plebejerin; sie kann eher Alles entbehren als den Beifall Anderer; sie ist eine Huldigung, die wir unserer Zugehörigkeit zu der großen Masse darbringen. Mit dem Hochmuthe sowohl als mit der Eitelkeit verträgt sich Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und Anstand im Handeln; aber beide stehen dem Aufkommen und dem Gedeihen tiefer und mächtiger sittlicher Antriebe entgegen: der Hochmuth, weil er zu kühl, die Eitelkeit, weil sie zu oberflächlich ist.

Am wohlsten wird der Eitelkeit, wo es sich nur um den Erwerb von Flittern, um den Genuß von Annehmlichkeiten, um die Schaustellung äußerer Besitzthümer handelt. Sie ist lieber in rauschender Gesellschaft als in stiller Häuslichkeit, lieber auf Reisen, d. h. in einem Wechsel zufälliger, vorübergehender Berührungen, welche mit geschickter Selbstdarstellung abzumachen sind, als daheim in Amt und Beruf; sie verkehrt lieber mit Personen, denen sie imponirt, als mit Solchen, zu denen sie aufschauen muß.

Beschränktheit, Unfertigkeit der Bildung ist ihre beste Entschuldigung. Darum wird die Eitelkeit nur den ihrer Natur nach Schwachen und Kleinen aufrichtig zu Gute gehalten. Bei dem Kinde, von dem man weder Klarheit über seine inneren Motive noch Bewußtsein über den Werth und die Bedeutung seiner Handlungen verlangen kann, ist die Eitelkeit eine vollkommen naturgemäße Erscheinung; man lacht ohne schmerzliche Hintergedanken über den Knaben, der sich als großer Herr fühlt, wenn er sich mit Hut und Stock des Vaters ausstaffirt. Das Kind wächst heran — die Eitelkeit bleibt Kind; man lacht schon nicht mehr, wenn das junge Mädchen länger als billig beim Spiegel verweilt, wenn ein schmeichelhaftes Wort über ihre Erscheinung sie höher erröthen macht als eine mütterliche Bemerkung über eine versäumte Pflicht; mit resignirtem Achselzucken sieht man den Jüngling, der als Knabe der eifrigste Lerner war, dem Studium kleidsamer Moden, chevaleresker Haltung obliegen. So hoch man von einem jungen Mädchen denkt, dem unter dem Andringen der ersten schäumenden Lebenswellen der Schwerpunkt des Selbstgefühls sich nicht verrückt, so hoffnungsvoll man in die Zukunft eines Jünglings blickt, dem in der Gährungszeit der ersten Freiheitsjahre die Idealität der Interessen nicht verloren geht: man findet es erklärlich, verzeihlich, natürlich, unschädlich, wenn im Lenz des Lebens, zwischen den Jahren der Unmündigkeit und der vollen Verantwortlichkeit das Selbstgefühl an den Experimenten der Eitelkeit sich versucht, wenn das Spiel des wechselseitigen Wohlgefallens von dem Einen mit etwas mehr Illusion, Eifer und Ausdauer gespielt wird als von dem Andern. Je mehr aber die Lebenszeit im Werthe steigt, je mehr das eigene Verhalten maßgebend für Andere wird, je mehr der Wirkungskreis an Bedeutung gewinnt, um so weniger Spielraum kann der Eitelkeit zugestanden werden,

um so entstellender wirkt sie nach innen, um so schädlicher nach außen. Die Eitelkeit der Eltern, namentlich die Eitelkeit auf ihre Kinder ist verhängnißvoller als die Eitelkeit der Kinder auf die Situation der Eltern; die Eitelkeit des Lehrers auf die Leistungen seiner Schüler wirkt verderblicher als die Eitelkeit des Schülers auf seine vermeintlichen oder wirklichen Gaben. Wie viel bedenklicher ist die Eitelkeit einer Hausfrau als die Eitelkeit eines jungen Mädchens, wie viel häßlicher und lächerlicher die Eitelkeit eines Greises als die Eitelkeit eines Jünglings.

Es giebt Berufsarten, für welche die Eitelkeit unschädlich, ja sogar förderlich erachtet wird. Sie soll z. B. dem Schauspieler, dem Virtuosen unentbehrlich sein. Künstler, welchen ihre Kunst heilig ist, werden das nicht anerkennen; und wer jemals wahrhaft erhoben worden ist durch selbstlose und begeisterte Wiedergabe eines Kunstwerkes, wird ihnen zustimmen. An der Mehrzahl der mittelmäßigen künstlerischen Reproduktionen hat allerdings die Eitelkeit Theil. Sie versteht zwar zuweilen, sich zu verstecken, aber die Nebengedanken, mit welchen sie das Gemüth beschäftigt, beeinträchtigen die tiefe und reine Begeisterung, welche das Kunstwerk in ihm erwecken muß, wenn er fähig sein soll, für die Wiedergabe desselben die allein würdigen und gemäßen Ausdrucksmittel zu finden. So geschieht es, daß ehe er sich dessen versieht, sich anstatt der echten Farben unechte einstellen: der tragische Held läßt in einem Augenblick, wo der höchste Grad des Schmerzes ihn zwingen müßte, das Haupt zu verhüllen, einen rührenden Aufschlag der Augen sehen; wo das Wort auf seiner Lippe ersterben sollte, entfaltet er einen schmelzenden Brustton; das naive Landmädchen lächelt schalkhaft, während sie in scheuer Verlegenheit die Worte unbewußter Weisheit stammeln müßte, durch welche ihre Einfalt die Dame von Welt beschämen soll.

Die verzweifelte Sünderin wird im Augenblick, da sie trostlos die Hände ringen will, der Schönheit ihrer Finger eingedenk und die Geberde ermattet, anstatt sich zum Ausdruck des härtesten inneren Kampfes zu steigern. Dem fein fühlenden Zuschauer verräth sich die Mitwirkung der Eitelkeit bereits in noch viel unscheinbareren Fälschungen. Am durchsichtigsten und am empfindlichsten macht sich jede Anwandlung einer Nebenabsicht in der Musik bemerkbar; wie die Musik die innersten, der Gestaltung zu Gedanke und Wort sich entziehenden Seelenschwingungen zur Erscheinung bringt, so vermag auch der musikalische Vortrag durch kaum nachweisbare Nüancen des Ausdrucks, der Klangfarbe, durch ihren lebhafteren oder trägeren, prickelnden oder schlotternden Puls zu verrathen, ob der Musicirende unter der Macht der Tondichtung steht, welche er wiedergiebt, oder ob Spekulation auf den Beifall der Zuhörer ihn inspirirt.

Schwerer noch als der reproducirende vergeht sich der schaffende Künstler, wenn er der Eitelkeit in die Werkstatt des Genius Zutritt gewährt: er hat den Beruf, zu lehren, zu sich empor zu heben; anstatt dessen schmeichelt er der Unkenntniß, oft dem Ungeschmack, auf Kosten seines ästhetischen Gewissens. Und was thut der Geistliche an seinem Beruf und an der Gemeine, was der politische Redner an den Unmündigen, für die er das Wort nimmt, wenn er der Eitelkeit, dem heimlichen Blick in den Spiegel, dem Kitzel über seine Macht gestattet, die Einfalt, die Wahrhaftigkeit, den Ernst seines Bezeigens zu beeinträchtigen?

Es wäre eine Täuschung über das Wesen der Eitelkeit, wollte man auf die Veränderungen, welche sie naturgemäß im Laufe der fortschreitenden persönlichen Entwickelung erfährt, zu großen Werth legen. Es ist von keinem Belang, daß mit zunehmender Klugheit das begehrliche oder geschmeichelte

Selbstgefühl in seinen Aeußerungen diskreter wird, daß die Eitelkeit in der Wahl ihrer Gegenstände mit besserem Geschmack, mit mehr Verstand, mit größerem Ernst zu Werke geht. Die Eitelkeit des Jünglings auf sein Wissen, auf den Ruf seiner guten Klinge ist nicht weniger eitel als die Eitelkeit des Knaben auf die ersten Stiefeln; die Eitelkeit des kleinen Mädchens auf ihr schönes Kleid ist nicht kindischer als die Eitelkeit der jungen Dame auf ihre anmuthige Persönlichkeit und ihr feines Benehmen. Ein Blick auf die Wandlungen, welche mit dem Geschmack und der Sinnesrichtung der Zeiten innerhalb weniger Menschenalter die Gestalten erfahren haben, in welchen die Satire mit Vorliebe die Eitelkeit geißelt, macht den Häutungsprozeß anschaulich, welchen die Eitelkeit in der Entwickelung der Gesammtheit ebenso wie im Leben der Einzelnen zu bestehen hat. Ein Gelehrter, der auf den Einband seiner Bücher, auf die Reinheit seiner Aussprache größeren Werth legte als auf sein Wissen und auf seine Gedanken; ein Geistlicher, der durch würdevollen Schnitt seiner Kleider, durch ehrbaren Fall seiner Locken auf das Beste für die Repräsentation seines Berufs zu sorgen glaubte; schöngeistige Damen, welche durch Citate und Fremdwörter ihren Bildungsgrad bemerkbar zu machen strebten; Gefallsüchtige, die durch Ueberladung ihrer Toilette ihre Reize zur Geltung zu bringen meinten, waren vor kaum mehr als funfzig Jahren stehende Figuren des komischen Repertoirs. Heute sind sie veraltet. Vielleicht ist die Eitelkeit klüger, vielleicht ist sie auch nur hochmüthiger geworden! Wollte man den bezeichneten Gestalten die entsprechenden Figuren des heutigen Tages gegenüberstellen, so würde man, um unter vielen Nüancen nur die eine oder die andere herauszugreifen, die gelehrte Eitelkeit eher mit Nachlässigkeit im äußeren Erscheinen, mit Verachtung der gesellschaftlichen Form verbunden

finden als mit gravitätischer Schaustellung der untergeordneten Details und des Apparates der gelehrten Bildung; man würde Geistliche finden, welche ihren Stolz darein setzen, im Incognito des Weltmanns ihre kirchlichen Berufsgewohnheiten zu verbergen; gelehrte oder schöngeistige Frauen, welche es lieben, durch Naivetät und Derbheit der Sprache die Ueberlegenheit ihes Wissens und ihres Urtheils in um so frappanteres Licht zu setzen; Coquette, die durch das Vertrauen in ihre Erfolge alle Künste ersetzen und ohne jede Verbrämung ihrer Reize erreichen zu können meinen, was ihre Vorfahren mit achtungsvoller Mühe erstrebten.

Die spielselige, pedantische, geduldige Eitelkeit ist von der Tagesordnung verschwunden; aber sie hat sich nur gehäutet; die formlose, die gewandte, die kecke Eitelkeit ist an ihre Stelle getreten; gleichgeblieben ist sich das Wohlgefallen am eigenen Spiegelbilde, das Streben nach Erfolgen, welche dem Selbstgefühl schmeicheln, die Herabsetzung des eigenen persönlichen Bezeigens, das der natürliche Ausdruck des inneren Wesens sein soll, zum Mittel eines beabsichtigen Eindrucks auf Andere.

Je weniger es für das Wesen der Eitelkeit bedeutet, in welcher Gestalt sie sich zeigt und auf welche Gegenstände sie sich bezieht, von um so größerem Belang ist es, ob sie beherrschende Richtung einer Persönlichkeit ist, oder ob sie nur als anhaftende Schwäche einem von sachlichen Motiven geleiteten, von unpersönlichen Interessen bewegten Charakter gelegentlich mitspielt. „Es ist Schade um ihn", sagt man wohl von einem gutmüthigen, rechtschaffenen Menschen, der sich durch naives Eigenlob um den Eindruck bringt, welchen seine soliden Eigenschaften auf Andere machen würden, wenn er diesen überließe, sie selbst zu bemerken. Schade ist es um manches pflichttreue Gemüth, das sich genügen lassen sollte

an den wohlthätigen Erfolgen seines Thuns, wenn es durch den Durst nach Anerkennung verführt wird, die Meinung der Anderen zu belauschen, ihre Lobsprüche zu wägen, anstatt in Frieden abzuwarten, daß die Saaten des guten Willens aufgehen und dem Glücksbedürfniß sättigende Früchte bringen. Wie das schöne Kind, das sich, seiner wirklichen Reize unbewußt, mit eitlem Aufputz entstellt, halb rührend, halb lächerlich erscheint, so kleidet manchen Menschen von großen Gaben und bedeutendem Wirken die Vorliebe, mit welcher er Eigenschaften hegt und zur Geltung bringt, in denen die Natur ihn stiefmütterlich behandelt hat. Die Eitelkeit auf Kleines, Nebensächliches, Unvollkommenes zeigt in solchen Fällen, daß die großen Züge, welche die Welt bewundert, vom Eigenthümer nicht überschätzt werden; nicht mit Unrecht nennt man solche Eitelkeit eine liebenswürdige Schwäche. Manchem, in schwerem, verantwortungsvollem Beruf sich Mühenden vertritt sie die Stelle eines Papageien, dessen Geschwätz die strenge Arbeitsstimmung auf Augenblicke unterbricht; Schade nur, daß solcher Papagei zuweilen ausplaudert, was seinem Herrn in unbewachten Momenten über die Lippen kommt!

Wie die Gegenstände, deren reiches Farbenspiel die Außenseite des Lebens bildet, in gegenseitigem An- und Ausstrahlen ihre Lichtwirkungen mischen, wie durch den Reflex des Einen im Andern nicht nur die Mannigfaltigkeit der Farben- und Lichtstufen ins Unendliche gesteigert, sondern auch das Zusammenklingen geschaffen wird, ohne welches der reichste Eindruck das Auge kalt lassen würde, so verdankt das geistige Lebensbild, welches wir in jedem Augenblick empfangen, seinen Reiz und seine Wärme der gegenseitigen Beziehung der Gemüther, der steten Einwirkung des Einen auf den Andern, der unbewußten Wechselspiegelung, welche neben allem absichtlichen und ausdrücklichen Austausch von Gedanken,

Urtheilen, Geschmacksempfindungen zwischen den Menschen hinüber und herüber spielt. Der ideale Träger dieser Wechselwirkung ist die Liebe, der natürliche Träger ist die Selbstliebe. Es darf für den normalen Durchschnittszustand gelten, wenn in der Gesellschaft beide einander das Gleichgewicht halten.*) Wo die Abhängigkeit vom Beifall der Andern, die selbstgefällige Bespiegelung in Andern den Namen Eitelkeit verdient, da ist die Liebe zwar nicht ganz unvertreten (nur der Menschenhaß ist ohne Eitelkeit), aber sie steht auf schwachen Füßen; das Kuckuksei der Selbstsucht, welches neben ihr im Herzen ausgebrütet wurde, läßt sie nicht zu Kräften kommen; und wo die Eitelkeit allein die Vermittelung der gegenseitigen Wechselwirkungen übernommen hat, da entsteht an Stelle des reinen und vollen Ausstrahlens des Einen auf den Andern ein unstetes Flimmern, das vor lauter Strahlenbrechung keine reine und starke Farbe durchdringen läßt. Dieser Zustand ist der herrschende in den Gesellschaften der sogenannten großen Welt; es fehlt nicht an Virtuosen und nicht an leidenschaftlichen Anhängern dieses Spiels; Viele finden es ermüdend und geisttödtend, ohne es doch entbehren zu wollen.

Die Tyrannei der Mode ist sprichwörtlich; aber diese sprichwörtliche Wendung birgt eine Verleumdung. Es ist die freiwillige Sklaverei der Eitelkeit, welche die Mode zur Tyrannin macht. In der Gefolgschaft dieser Herrscherin zeigt die Eitelkeit ganz besonders ihren plebejischen Charakter: nicht das Streben der Einzelnen, ihre individuelle Gestalt in möglichst günstiger Umrahmung, ihre innere Persönlichkeit in möglichst entsprechender Erscheinung zu zeigen, macht sie zu eifrigen Unterthanen jedes neuen Einfalls der Herrin; vielmehr das Bedürfniß der Nachahmung, die Sorge, im all-

*) Matth. 22, 39.

gemeinen Wettlauf nicht zurückzubleiben, gegen den Geschmack Anderer nicht zu verstoßen.

Daß es selbst im Bereich der Ansichten und der moralischen Richtungen eine Mode giebt, daß nicht selten der individuelle Standpunkt sich schüchtern versteckt oder sich beugt vor einer Eintagsansicht, welche plötzlich zur Herrschaft gekommen ist, daß das eingeborene Gefühl sich selbst mißtraut gegenüber den neuesten Entdeckungen im Bereich von Gut und Böse, diese Erscheinung ist einer der beschämendsten Triumphe der Eitelkeit über ihre bestberechtigte Gegnerin, über die Unabhängigkeit des Gewissens.

Selten ist bei Menschen von stark markirter Persönlichkeit die Eitelkeit durchweg herrschendes Motiv. Auch Lebensaufgaben von ernstem und einfachem Charakter schränken ihr Gebiet ein; wo strenge, auf würdige Ziele gerichtete Arbeit gethan werden muß, pflegt sie nicht zu gedeihen. Unheilbar ist die Eitelkeit, wo sie mit Flachheit des Verstandes und des Gefühls verbunden ist. Wer nicht inmitten ihrer Erfolge inne wird, daß sie das Verlangen nach wahrer Befriedigung ungesättigt läßt, den werden auch ihre Mißerfolge schwerlich heilen.

Die Erziehung, welche so mancher Naturanlage gegenüber ohnmächtig ist, hat der Eitelkeit gegenüber Macht und Verantwortlichkeit. Wo zu *viel* erzogen, zu viel gelobt und zu viel getadelt wird, gedeiht die Eitelkeit oft mitten unter den schönsten Zier- nnd Nutzpflanzen. Dagegen wird ihr in einem Hause, wo das Gute als selbstverständlich gilt, wo man die Ungeschicklichkeit vom Unrecht sorgsam unterscheidet, das Böse aber in keiner noch so glänzenden Maske hätschelt, der Boden entzogen. Jedes Streben, das in sich selbst Befriedigung gewährt, die Erfüllung der Seele mit der Vorstellung von Schönem und Tüchtigem, das die Kunst, das große Charaktere

hervorgebracht und durchgeführt haben, benimmt der Eitelkeit den Athem. Nistet sie dennoch sich ein, so ist der Spott, dessen Aetzkraft bei sittlichen Krankheiten tieferen Ursprungs sich ohnmächtig oder schädlich erweisen würde, dieser moralischen Hautkrankheit gegenüber, welche von außen nach innen vorzudringen pflegt, ein unverächtliches Medikament.

Es giebt Uebel, deren Gegenbild von großer Wirkung auf empfängliche Gemüther sein kann: dem Feigen ist der Anblick des Tapferen, dem Zornmüthigen der Anblick des Sanften, dem Trägen der Anblick des Fleißigen zu verschaffen; der Anblick dessen, der unbekümmert um Beifall, erfüllt von unpersönlichen Interessen, nach der eigenen Richtschnur seinen Weg geht, ist nicht so leicht zu haben, weil solche Unabhängigkeit des Sinnes sich mehr durch Unterlassungen als durch Handlungen charakterisirt und weil am wenigsten das Auge des Eitlen dazu taugt, diese Züge zu bemerken.

Glücklicherweise ist dem deutschen Volke durch die Darstellung eines unserer menschenkundigsten, gediegensten und anerkanntesten Schriftsteller die Gestalt eines Mannes vertraut geworden, in dessen Charakter die Unabhängigkeit vom Beifall Anderer, die Freiheit von egoistischen Motiven und Nebengedanken, die strenge Sachlichkeit des Verhaltens einen hervorstechenden Zug bildet.*) Bekanntlich giebt es für die Eitelkeit kein stärkeres Reizmittel als den Applaus politischer Versammlungen. Als Politiker von Beruf hatte Mathy oft Veranlassung, öffentlich zu reden; eminente Sachkenntniß, scharfe Argumentation, schlagender Witz sicherten ihm allezeit die Aufmerksamkeit und den Beifall des Auditoriums; dennoch ergriff er in öffentlicher Versammlung selten das Wort. Aber freigebig theilte er im engeren Kreise den Gesinnungsgenossen

*) Karl Mathy, Geschichte seines Lebens von Gust. Freytag. 1870.

sein Wissen, seine Gesichtspunkte und seine Einfälle mit, still erfreut, wenn redelustigere Freunde sich auf der Tribüne des geliehenen Rüstzeugs mit gutem Erfolge bedienten. In diesem Zuge sprach sich das Gegentheil der Eitelkeit aus: Kraft und Größe der Seele.

Elemente. Elementar.

Mögen wir mit jenem Philosophen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, unserer unmittelbaren Anschauung vertrauend, in den großen Erscheinungs- und Machtgruppen, welche uns als Erde und Luft, als Wasser und Feuer gesondert und auf einander wirkend erscheinen, die Elemente erkennen, welche „die Welt bilden"; oder mögen wir mit den Mitteln der modernen wissenschaftlichen Analyse zu den jeder weiteren Theilung sich versagenden „Urstoffen" vordringen, welche, nur verschieden componirt, zu jenen Massen sich gestaltet haben, — immer sind es die Elemente, zu denen unser Forschen hinstrebt, bei denen es Halt macht, die uns das gebietende: „Bis hierher und nicht weiter" zurufen. Durch unser Eindringen in die Gliederung und den Aufbau der physischen Natur haben wir auch für die Welt des Geistes den Begriff des Elementaren gewonnen; es ist keine überspannte Frage ins Leere und ins Unergründliche, sondern die bescheidene und ernste Frage nach dem Gegebenen und Verordneten, welche uns treibt, im Bereich unseres Wollens, unseres Wissens und unseres Könnens die Elemente zu suchen, auf welche und aus welchen wir zu bauen haben, damit der Bau gelinge und dauere.

Wie fein und vielseitig man die Bedeutung und den Werth des Lebens bestimmen, und was man von seiner normalen

Ausstattung verlangen möge: mehr oder weniger zu begehren als Gutsein, Klugsein, Glücklichsein, liegt außerhalb der menschlichen Natur; und weil es unserer Natur gemäß ist, in diesen Richtungen zu begehren und zu streben, ist uns auch die Möglichkeit gegeben, — Jedem nach seinem Maaß, aber Allen nach gleichem Gesetz — in diesen Richtungen vorwärts zu kommen. Nur dürfen wir uns nicht in den Grundstoffen vergreifen, die uns zu verarbeiten gegeben, nicht die Grundbedingungen verkennen, an die wir gewiesen sind und die uns mit elementarer Macht dienen und tragen oder hemmen und niederwerfen, je nachdem wir gehorchen oder widerstreben.

Die Elemente der Sittlichkeit.

Wir sind tiefsinnige Ethiker und Pädagogen geworden; aber die einfachen Gebote, die den Urahnen aller sittlichen Cultur für heilig galten und die durch den erhabensten Standpunkt sittlicher Weisheit nicht Aufhebung sondern wahrhaft „erfüllende“ Ausdeutung gefunden haben, stehen noch immer unerschüttert und unerbittlich fest. Keine dieser Säulen könnte fallen, ohne den ganzen Bau unserer Sittlichkeit zum Brechen zu bringen; doch ist die Tragkraft einer jeden von ihnen so mächtig, so reich sind die Aeste, die jede von ihnen entsendet, um die Wölbung zu bilden, in welcher der Bau sich vollendet, daß schon die Betrachtung einer einzigen die wunderbare Fügung des Ganzen erkennen läßt.

„Du sollst“ — aus dieser Basis wächst jede von ihnen empor. Wer dieses „Du sollst“ uns zuruft, welche Macht hinter diesem Sollen steht, und welche Ehrfurcht und Willigkeit der Gesinnung und des Bezeigens unserem thatsächlichen Gehorsam zu Grunde liegen müssen, das wird uns sofort an der Schwelle kundgegeben. Darum hat Luther seine sinnige

und markige Erklärung jedes Gebotes, nicht bloß der drei ersten, welche die unmittelbare Gottesverehrung zum Gegenstande haben, mit den Worten angehoben: „wir sollen Gott fürchten und lieben."

„Die zehn Gebote?" fragt der moderne Mensch, — „der Gebote der Gottesverehrung ganz zu geschweigen, welche das Freieste und Individuellste in uns meistern wollen — sind nicht auch die Sittengebote längst überholt durch unsere feine, den Einzelfall in Erwägung ziehende, die nackte Regel mit einer reichen Ornamentik von Ausnahmen umspinnende Cultur? Ehre Vater und Mutter! — ganz gut, wenn sie der Ehre werth sind! Soll das Urtheil, soll das Gewissen der jüngeren Generation durch ein Gesetz gebunden sein, auch wenn dessen Vollstreckung mit der besseren eigenen Erkenntniß in Widerspruch stehen würde? — Du sollst nicht tödten: — auch nicht mich selbst, wenn das Leben mir nicht des Lebens werth erscheint, und nicht den Andern, wenn er sich freiwillig mir bietet, um meiner verletzten Ehre zu genügen? — Du sollst nicht ehebrechen: — auch dann nicht, wenn der innere Bruch vorhanden ist, wenn seine Herstellung meinem ganzen Wesen, allen meinen Neigungen widerspricht? — Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten: — was ist falsch, was ist wahr? Was ich für wahr halte, für wahr halten muß nach meiner Empfindung seines Werthes, nach meiner Beurtheilnng des Thatbestandes — soll ich das nicht zum Eigenthum des öffentlichen Urtheils machen? Ist anzunehmen, daß er selbst ein unparteiischeres Zeugniß von sich ablege als ich? Ihn unschädlich zu machen durch mein Zeugniß, wenn das Vertrauen, das man ihm schenkt, in meinen Augen der Gesellschaft verderblich ist, wäre das nicht mein Recht, meine Pflicht? — Du sollst nicht stehlen: — nun darüber wacht ja der Staat. Wäre aber schon das Begehren

verwerflich, wo bliebe dann die Bewegung der Industrie, der Wettkampf der Klugheit und Energie? wo blieben die Impulse, durch welche die Kräfte ins Spiel gesetzt werden, wo bliebe das Spiel, an dem sie erstarken? wo die Reibung, die den elektrischen Funken, den eigentlichen Lebensstrom entzündet? Begehre nicht deines Nächsten Weib! — Dies Begehren schon wäre Ehebruch? Ja, nach der Auslegung des Unerbittlichen, der die Erfüllung des Gesetzes zu lehren vorgiebt, soll schon der Blick auf das Weib des Nächsten, der dem Begehren vorausgeht, ein Brechen der Ehe sein! Möge sie doch die Treue wahren, wenn sie vermag; möge doch der Gatte sein Recht behaupten, durchfechten, anstatt sich träge darauf zu verlassen! Nur in der Freiheit gedeiht die Wahrheit der Herzensbeziehungen und ohne Kampf ist auch die Kraft der Gefühle nicht zu erhalten."

Der Sophismus aller dieser Raisonnements ist nicht neu; er ist so alt wie die Genesis; die an den elementaren Verbindlichkeiten nagende Skepsis von heute geht auf die Argumente der Schlange zurück: „Ihr werdet mit nichten sterben, Ihr werdet sein wie Gott", Argumente, deren bündige Originalität unsere Skeptiker doch nur matt zu variiren vermögen.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren" — damit ist das erste den Menschen bei seiner Geburt empfangende Verhältniß geheiligt, die monarchische Ordnung der Familie gegeben. „Ehre Vater und Mutter" heißt nicht bloß: Du sollst die beiden Menschen ehren, denen du das Leben dankst; es heißt: du sollst diese beiden ehren als deinen Vater und als deine Mutter, ganz abgesehen davon, wer und was sie als Personen sonst bedeuten; ob ihre Herrschaft dir gefällt oder nicht, ob sie von Andern der Ehre werth gefunden werden oder nicht; als ihr Unterthan bist du nach Gottes Rath geboren, darum sollst du sie ehren. Die aus Gottesfurcht

hervorgehende Kindesehrfurcht ist weder kindische Zärtlichkeit noch kindische Furcht; sie ist zunächst der gute Glaube an das Recht und an das Bessersein und Besserwissen der Eltern, das Vertrauen zu ihnen; sie ist eine Scheu, den Eltern entgegen zu sein, ein Streben, ihren Forderungen zu genügen, ein Beherzigen der Wohlthaten, die man von ihnen empfangen hat. Welche sittlichen Kräfte werden durch die Erfüllung dieser Forderungen selbst dann erzogen, wenn die Eltern für Andere als für ihre Kinder der Ehrfurcht unwerth sind! Und welche Macht, dem Kinde für seine sittliche Erziehung hülfreich zu sein, ist guten Eltern durch das „Ehre Vater und Mutter" gegeben! Eingedenk der Mahnung, die für sie selbst in dem an das Kind gerichteten Gebote liegt, sehen sie sich geweiht zu seinen Lehrern, zu seinen Bändigern, zu seinen Vorbildern. Dem Kinde aber gewährt das Ehren des Vaters und der Mutter Uebung in Allem, woran der Mensch wachsen muß, wenn ihm nicht bei zunehmenden Kräften, beim Emporschießen des Selbstgefühls die schwellenden Lebensfluthen den geheiligten Heimathboden von den Wurzeln lossspülen sollen, wenn ihm nicht die demüthige Bescheidung, die Stetigkeit, der Schutz überkommener Sitte und Ueberzeugung, der eigene Zusammenhalt verloren gehen soll. — Der nächste Lebenskreis, welchem die Früchte der Kindesehrfurcht zu Gute kommen, ist der geschwisterliche. Die egoistischen Regungen und Aeußerungen, durch welche jugendliche Geschwister bei allem Gefühl der natürlichen Zusammengehörigkeit einander oft wehe thun und zum Aergerniß werden, die Rivalität, in die sie bei eifrigem und eifersüchtigem Naturell nicht selten immer mehr hineinwachsen, der Kaltsinn, der sich bei gegensätzlicher Charakteranlage oft zwischen sie legt — welches mächtigere Gegengewicht könnte allen diesen Einflüssen gefunden werden als die gemeinsame Ehrfurcht vor Vater und Mutter? Und bei welchem stärkeren

und heiligeren Motiv kann der Bruder den Bruder, welcher einem edeln Familiensinn sich zu entfremden droht, zurückrufen, als bei der Pflicht gegen den gemeinsamen Ursprung?

Schon dieser flüchtige Blick auf die Tragweite des ersten unter den ältesten elementaren Sittengeboten zeigt die Fülle von Hindeutungen und Winken, die sichere Anlehnung, welche uns bereits im ältesten Grundriß für die Weiterführung des sittlichen Aufbaues der Einzelnen und der Gesellschaft gegeben sind. Was würde das Familienleben als vorbildliche Form aller gesellschaftlichen Gestaltungen sein, wenn das vierte Gebot sich unter allen Wandelungen der Erziehungsmethode und der Gefühls- und Anschauungsweise als Grundtext behauptete! Was ist nicht der Gehorsam gegen dies Gebot auch den gewaltigsten, ihrer Anlage nach zum Wachsen nach eigenem Gesetz befähigten Männern geworden! Man erinnere sich, was es unserem Martin Luther gekostet, aber auch für seine Festigung und seinen Frieden eingebracht hat, daß er Vater und Mutter geehrt. Man gedenke an den Sieg des großen Königs Friedrich, den er noch als Kronprinz über den Hang erfocht, einem strengen und starren väterlichen Willen entgegen, die eigenen Wege zu gehen; an den Segen und an das Vertrauen des Vaters, womit Friedrich, dank dieser ehrerbietigen Fügsamkeit, die Regierung aus den Händen des Vaters empfangen konnte, an die Kräftigung zum Herrschen, die er aus seinem Entschluß zu dienen gewonnen! Man sehe, welche Bedeutung in der Geschichte tüchtiger Adels- oder braver Patrizier- und Bauerngeschlechter die Herrschaft des vierten Gebotes gehabt hat und gehe den Ursachen des raschen Auseinanderfallens und Abblühens durch Glück emporgewucherter Geschlechter nach, in denen Vater und Mutter nicht strebten oder nicht verstanden, die Kinder in Ehrfurcht um sich zu sammeln!

An keine Bedingung ist die Ehrfurcht der Kinder gegen

die Eltern enger geknüpft als an die volle Aufrechthaltung der ehelichen Gemeinschaft der Eltern. Durch die von Gott geordnete Unverbrüchlichkeit des Ehebundes ist dem Menschen nicht nur eine heilsame Schranke gezogen, es ist damit der Würde des Menschen der göttliche Stempel aufgedrückt. Die Treue gegen sich selbst, die Wahrhaftigkeit des Einen gegen den Andern ist in der Unverbrüchlichkeit des Bundes vorausgesetzt, den jugendlicher Glaube, natürlicher Herzenszug, immerhin auch sinnliche Sympathie zu begründen und zu schließen haben. Daß diese Voraussetzung sich erfüllen könne, nicht nur im Sinne äußeren Gehorsams gegen das sechste Gebot, sondern in geistiger Durchführung der Bundespflicht, beruht auf der geistigen, zum Werden und Reifen für die Unsterblichkeit bestimmten Natur des Menschen; gerade diese wird im Gebot der ehelichen Treue anerkannt und angerufen. Kaum für die Gemeinschaft der flachsten Naturen bringt Jeder als fertigen Besitz in die Ehe mit, was der Andere von ihm zu hoffen hat: in ehrlicher Gemeinschaft geübt und getragen steigert schon die alltägliche Lebensarbeit die gegenseitige Schätzung und Aneignung; wo die Aufgabe des Lebens tiefer erfaßt, der Sinn der Gemeinschaft höher genommen wird, da sind selbst die Gegensätze der Anlagen und der Richtung jedem von Beiden Anlaß, die Anforderungen an sich selbst zu steigern, die angeborenen Gaben nach ihrer Tauglichkeit für die Gemeinschaft umzubilden und so fort und fort die Mitgift zu mehren, die in Treuen dem Bundesschatze zugeführt wird. — Für den Kampf mit anderem „Begehren", mit anderen Reizungen, denen das zur Treue verbundene Herz etwa Raum geben könnte, bleibt im Tagewerk der wahren Ehe keine Zeit übrig, geschweige denn ein Bedürfniß. Dagegen wirkt schon der Zweifel, der sich etwa an die Unbedingtheit der Bundespflicht wagt, verkümmernd und entnervend zunächst auf die Kraft des Bünd-

nisses selbst, und weiterhin verderblich auf den ihm entstammten Kreis: die Unsicherheit pflanzt sich fort in Gewissen und Herz der Kinder. Die Fühlfäden der Jugend sind fein; ehe noch die Art der Trübung verstanden wird, wird die Zwiespältigkeit der elterlichen Macht empfunden, der Gehorsam verliert den Ankergrund. Die Entkräftung des erziehenden Beispiels, die Verdunkelung des kindlichen Idealglaubens nimmt zu mit der Deutlichkeit, in welche der Zustand der Elternherzen dem wachsenden Verständniß der Kinder tritt. Nur die in vollster Treue Verbundenen helfen ihren Kindern zur Erfüllung des „ersten Gebotes, welches Verheißung hat". (Ephes. 6, 2.)

„Du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen". Sollte es für uns nöthig sein, uns auch dieser elementaren Gebote noch heute zu erinnern, da doch, so weit die Civilisation reicht, die mit Schwert und Ketten bewaffnete öffentliche Rechtsordnung dafür sorgt, Leben und Eigenthum zu schützen? Genügt nicht heute, daß „des Gesetzes Erfüllung", wie das Evangelium sie in Gestalt der Friedfertigkeit und der Freigebigkeit dem, was „den Alten gesagt ist", gegenüberstellt, unserem Gemüth und Gewissen immer aufs Neue empfohlen werde? (Matth. 5, 21—26. Luc. 6, 30.)

Wäre das Leben nur das Gegentheil des Todes, die Achtung des Eigenthums nur das Gegentheil der thatsächlichen Beraubung, dann würden allerdings diejenigen, welche sich an den Gütern Anderer oder gar am Gut der Güter vergreifen, nur außerhalb des Kreises derer zu suchen sein, die gerade über der Verfeinerung des sittlichen Gesammtzustandes die Elemente der Sittlichkeit aus den Augen zu verlieren in Gefahr sind. Dem ist aber nicht so. „Das Leben ist mehr denn die Speise, und der Leib ist mehr denn die Kleidung". Nur dann respectiren wir das Leben des Andern, wenn wir es mit allen Bedingungen seiner Entfaltung und Behauptung,

wenn wir es nach der Bedeutung ehren, in der es ihm gegeben ist. Alles Leben — und wäre es nur das Leben einer Pflanze — braucht Raum und Luft, um sich nach seinen inneren Gesetzen zu entwickeln, um das Leben sein zu können, das mit der ihm verliehenen besonderen Natur gemeint ist. Wie viel Ernst muß die Erziehung, wie viel Duldsamkeit jede engere und weitere Gemeinschaft aufwenden, um das Leben, das der Schwächere, (insbesondere der sittlich Schwächere) neben dem Stärkeren zu leben und zu behaupten hat, in seinen Rechten zu schonen! Wo Verzärtelung anstatt der Zucht geübt, wo Willkür anstatt der Freiheit gestattet wird, vergeht man sich am Recht an das Leben. „Du sollst nicht tödten" müßte der liebevolle Familiendespotismus wie die gutmüthige Schlaffheit, müßten all die harten und weichen Quäler und Einenger sich zurufen, die an der Kraft, an der Tüchtigkeit, am sittlichen Gedeihen der Ihrigen sich vergehen, oft gerade in solchen Verhältnissen, wo alle äußeren Mittel für volle Entfaltung des jungen Nachwuchses vorhanden sind. Verkümmerung, innere Mißgestalt, Entartung und Untergang werden so gern dem Schicksal zugeschrieben; aus welchen Fäden aber sind diese Schicksale gesponnen? Es lohnt der Mühe, danach zu fragen. Das Materielle Sich-Vergreifen am Leben tritt uns in gesitteten Kreisen, gerade heute, nicht selten entgegen in Gestalt der Flucht aus dem Leben, die ein willkürliches Selbstgericht vollstreckt, und in dem Spiel um Tod und Leben, bei dem die vermeintliche Ehre die Würfel handhabt. In solchen Fällen liegt das entscheidende Verhängniß, die Verkennung dessen, was das Leben bedeutet, die Mißachtung des fünften Gebotes meist weit hinter dem Moment zurück, in dem der tödtliche Streich fällt.

Auch das siebente Gebot können wir theoretisch respectiren und durchschnittlich mit Achtung behandeln, ohne uns die

Linie, bei der das Eigenthumsrecht des Andern im besonderen Falle beginnt, stets klar zu machen. Ist nicht Stehlen jede Entwendung von Eigenthum, gegen die der Andere sich nicht wehren kann? Selbst bezüglich des materiellen Mein und Dein ist der Verkehr durchwachsen mit Verunglimpfungen dieser Art. Sehen wir ab von jeder Uebervortheilung des Unvorsichtigen durch den Bedächtigen, des Schlichten durch den Schlauen, — ist nicht knapper Lohn für redliche Arbeit, (gleich schlechter Arbeit für guten Lohn), ist nicht jede unterwerthige Vergeltung für treue Gewährung, ist nicht sogar „Anwendung aller erlaubten Mittel" zur Erlangung einer Gunst, einer Ehre, während dem Concurrenten solche Mittel versagt sind, ist nicht Trägheit im Amt auf Kosten des eifrigeren Mitarbeiters ein Vergreifen an fremdem Gut? —

Noch achtloser fast als die materiellen Güter wird im Verkehr das geistige Gut der sittlicheu Geltung, des Namens, der Ehre angetastet. Das leichthin gesprochene, das effectvoll betonte, das „unnützliche" Wort, wie oft werden sie zum „falsch Zeugniß reden wider den Nächsten!" Wovon nährt sich die Mehrzahl der Behauptungen und Widerlegungen, welche einen Theil unserer täglichen Lectüre ausmachen, als von unverbürgten Anklagen, von unbegründeten Verdächtigungen und Verkleinerungen! Es gilt ja schon für selbstverständlich, daß das öffentliche Leben der Krieg Aller gegen Alle ist. Aber auch im Burgfrieden des freundschaftlichen Umgangs, ja des Hauses würde es anders stehen um die Klarheit und Harmlosigkeit der gegenseitigen Beziehungen, um die Ruhe und Freiheit der Gemüther, wenn nicht das aufgeregte Gefühl, die augenblickliche Verstimmung, die Empfindlichkeit, die stille Auflehnung des Schwachen gegen den Starken mit dem schnell gehauchten Worte, dessen Eindruck oft nicht zu widerrufen ist, sich auf Kosten der vollen Wahrheit in Beurtheilung

des Andern Lust machte. Unser Zeugniß gegen den Nächsten sparen, wo es nicht erforderlich ist, unsere Worte wägen, wo es abgelegt werden muß, ist nicht pedantische Zurückhaltung, es ist einfacher Gehorsam gegen das achte Gebot.

Der Dekalog fügt den Geboten und Verboten, deren Beachtung die Kraft und die Ehrbarkeit des Familienlebens, den Frieden der Gesellschaft, das gegenseitige Vertrauen, die Geltung eines Jeden nach seinem Rechte und nach seinem Werthe bedingt, das Verbot des Begehrens alles dessen hinzu, was des Anderen ist. Der Gehorsam gegen diese Mahnung bedeutet nichts Geringeres als, zufrieden mit dem bescheidenen Theil, auch den Wünschen gebieten und die Gedanken meiden, die im lüsternen Spiel das fremde Gut umkreisen.

Bei der reichen Ausbildung, welche die gegenseitigen Beziehungen im modernen Leben gewonnen haben, bei der Vertiefung der sittlichen Idee, welche wir dem Christenthum verdanken, ergeben sich uns nicht nur aus den schlichten und massiven Mahnungen des ältesten Sittengesetzes die feinsten Folgerungen in unabsehbarer Fülle: der Natur aller gesunden Entwickelung gemäß, erwächst auch thatsächlich aus dem Gehorsam gegen die elementaren Forderungen ihre immer geistiger und schöner werdende praktische Durchführung. Jede noch so feine sittliche Durchbildung, alle noch so reichliche Uebung sittlicher Leistungen dagegen, welche nicht aus einer in den Elementen festen und correcten Sittlichkeit erwachsen ist, krankt an Unwahrheit und Unechtheit, bleibt ohne heilsame Frucht. Umsonst alle Liebe, Zärtlichkeit, Bewunderung der Kinder für die Eltern, die nicht mit dem aufrichtigen „Ehren des Vaters und der Mutter“ begonnen hat und von da aus Richtung und Maß empfängt; umsonst alle Neigung und Aufopferung der Eltern für die Kinder, welche den geheiligten Anspruch auf die Ehrerbietung der Kinder aufgegeben oder verscherzt

haben; umsonst alle elterliche Autorität, welche nicht ihre Wurzel in der Ehrwürdigkeit der Eltern für die Kinder hat! und wäre das Familienleben noch so intim, noch so lieblich anzusehen oder noch so stramm und geschlossen organisirt, — es wäre ein Gebilde ohne Kern und würde nicht den folgenden Geschlechtern kräftige und heilsame Frucht tragen. — So auch die eheliche Gemeinschaft; wären die irdischen und geistigen Schätze, die darin zusammenfließen, noch so reich, wäre die gegenseitige Gefälligkeit und Duldung noch so groß, — wankte die Bundestreue, so wäre Alles, was aus der Gemeinschaft für die Verbundenen selbst und für ihre Nachkommen sich aufbauen soll, von zweifelhaftem Gefüge. — Der vielgepriesene Muth einer eigenen Meinung, die gern bewunderte Unverhohlenheit, mit der das eigene Urtheil gegen wirkliche oder vermeintliche Irrthümer Anderer, am liebsten gegen „geheiligte Vorurtheile" auftritt, — mit welchem Rechte können sie der Wahrhaftigkeit zugeschrieben werden, wenn nicht gewissenhafte Sorgfalt in der Bildung des eigenen Urtheils solchem Meinen und Bekennen zur Seite oder, besser noch, voraus geht? besonders wo es sich um das Urtheil und um das Zeugniß über die Person des Nächsten, über seinen Werth, über seine Motive handelt! Ebenso sind die humanen Tugendübungen, die der Beziehung auf die weiteren Kreise des Lebens gelten, von unechtem Blut, wenn sie nicht in gerader Linie dem Gehorsam gegen die elementaren sittlichen Grundpflichten entstammen: die Gemeinnützigkeit, die sogenannte Wohlthätigkeit, die in prächtigen Spenden von unrein Gewonnenem mittheilen; der Fleiß, die Betriebsamkeit, an denen Begehren nach dem, was des Andern ist, Antheil hat; alle diese in jeder rührigen Gesellschaft verbreiteten, ja in gewissen Formen luxurirenden Uebungen dessen, „was gelobt wird und wohllautet" (Phil. 4, 8) sind nur dann vollkräftig und vollwerthig,

wenn sie den Ursprung aus der Treue gegen die schlichten, elementaren Forderungen der Sittlichkeit nicht verleugnen.

Die Elemente der Bildung.

Der gebildete Mensch ist der ausgestattete, der fertige, fertig nicht im Sinn unserer ewigen Bestimmung, aber ausgerüstet zum Verstehen und Beherrschen der Erscheinungen und Aufgaben dieses Lebens.

Sofern das Leben in seinen Grundzügen, in seinen Elementen für Alle dasselbe ist, hat auch die Bildung zunächst Allen das Gleiche zu geben, muß sie zunächst für Alle eine elementare sein. An welche Punkte hat der Bildungsproceß anzuknüpfen und wie muß er geführt werden, um uns mit den Elementen der Lebenstüchtigkeit auszurüsten?

Was wir unter Fachbildung verstehen, kann uns auch über das Wesen der elementaren Bildung, die uns für das Fach tüchtig machen soll, in das wir als Menschen hineingeboren werden, einige Auskunft geben.

Wir verlangen vom Maler, daß er nicht nur Auge für das Schöne habe, sondern auch die Gesetze der Perspective beachte; daß er nicht nur anmuthig componire, sondern auch seine Gruppen nach dem Raumbedürfniß, nach dem Gewicht der Körper zu ordnen wisse; daß er nicht nur Geschmack habe, sondern denselben an den Meisterwerken aller Zeiten schule; — all' dies Wissen und Innehaben verlangen wir von ihm, damit nicht der Zufall der glücklichen Stunde, sondern das Wesen seiner Kunst die Ausübung seiner Fertigkeit leite und beschütze, damit er sich nicht mit der Freiheit der Laune und der angeborenen Eigenart, sondern mit der Freiheit der Ueberzeugung im Schaffen ergehe, auf dem ganzen Erwerb seiner heutigen und ehemaligen Genossenschaft fuße. — Eines ganz anderen Gebietes zu gedenken: Wir verlangen vom

Feldherrn, daß er nicht nur Uebung, Muth, Blick, persönliche Autorität, Ausdauer und Kaltblütigkeit besitze, sondern auch erlebte und erlernte Erfahrung über die Stärken und Schwächen der Truppen, Kenntniß des Maßes, in welchem Strenge und Menschenfreundlichkeit, Humor und Ernst dazu helfen, den Soldaten in den verschiedenen Lagen tüchtig zu erhalten; daß er ein Arsenal von Beispielen des Gelingens und Mißlingens im Kopfe habe, nach denen er im gegebenen Augenblick die Chancen des Weichens oder des Beharrens ermessen könne. All' dieses Wissen ist nicht Zweck sondern Mittel; es ist darum zur Ausrüstung auch des begabtesten Feldherrn gehörig, weil das Schicksal sich auch durch den mächtigsten und gewandtesten Willen nicht zwingen läßt, und weil der, welcher berufen ist, seine Entschlüsse und sein Verhalten für oder wider das Loos von Tausenden in die Wagschale zu legen, im Stande sein muß, sein persönliches Ermessen durch Regel und Erfahrung zu ergänzen und zu rechtfertigen. — Und auch in dem Gebiete, wo das Wissen als Zweck erscheint, bei der Forscherarbeit des Gelehrten, achten wir nicht eine noch so hohe Summe von Kenntnissen für genügenden Gewinn; erst in der Steigerung der geistigen Kraft, in der Läuterung des Interesses, welche der stetigen Willensrichtung auf die Wahrheit der Dinge entspringt, und im Drang und der Befähigung, durch Wiederaussäen des Erntekorns erziehend und vergeistigend auf Andere zu wirken, gilt uns die wissenschaftliche Bildung als voll bezeugt.

Soll jedes Fachwissen in den Dienst eines Könnens gestellt sein, finden wir erst in dem Zusammenstimmen von Wissen und Können die Fachbildung vollendet, so fordert um so unbedingter die elementare Bildung, deren wir für Erfüllung unseres Menschenberufs, für unsere Lebenstüchtigkeit bedürfen, gegenseitige Ergänzung von Erkennen und Können. Glücklicher-

weise kommt der natürliche Entwickelungsgang auf das Beste den bildenden Einflüssen zu Hülfe, welche der Mensch von seiner Geburt an erfährt. Nachahmend und aneignend lernt das Kind zunächst Kennen und Können, Wissen und Wollen in gleichmäßigem Fortschreiten eines durch das andere.

Unerschöpflich wie das Leben selbst sind die einzelnen Aufgaben, welche der Bildung sich darbieten; bei der Frage jedoch, was uns noth thut, damit wir, ob reich ob arm, ob klein ob groß, dem Leben gerecht werden können, vereinfacht und gliedert sich die Mannigfaltigkeit des Wissens- und Könnenswerthen in wenige Hauptkapitel, deren Gesammtüberschrift lauten dürfte: „Lerne was du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelernt zu haben". Die einzelnen Kapitel dürften heißen: „1) Lerne deine Pflicht und deine Pflichten kennen; 2) lerne Leib und Seele willig und geschickt machen, das zu leisten was du sollst; 3) lerne die Menschen und Dinge kennen, würdigen und lieb haben, an denen du deine Pflicht auszuüben hast".

Wer wäre zu hoch und wer wäre zu niedrig gestellt, zu fein oder zu schlicht geartet, um nicht an jedes dieser Kapitel ein Recht zu haben, und je nach der Lebenssphäre, in die er gepflanzt ist, je nach den Gaben, die ihm verliehen sind, aus jedem derselben in flacherer oder tieferer Ausbeutung schöpfen zu können, was er bedarf, um zu dem Platz zu kommen, der ihm erreichbar, und um den Posten auszufüllen, der ihm beschieden ist? — Und welche menschliche Gesellschaft stände so tief oder so hoch in der Cultur, um sich von den Weisungen zu emancipiren, in welche diese Kapitel den Inhalt ihrer Gesammtüberschrift zerlegen?

Das Kennen der Pflicht beginnt von der Wiege an, wenn in dem Hause die Pflicht herrscht; und das Müssen ist das Band, welches diesem ersten und wichtigsten Kennen sofort das Können verbindet, wenn anders die Leitung kräftig

und gewissenhaft geübt wird. Wo die Pflicht herrscht, herrscht die Ordnung, die Begrenzung der Gebiete, die rechte Zeit für jedes und jeden; wo die Pflicht nicht herrscht, beginnt der Mensch damit, sein Recht zu fühlen und nach Möglichkeit auszudehnen. Kinderstube und Staat, die Häuser des Elends und die Häuser der Ueppigkeit stehen in dieser Beziehung unter gleichem sittlichen Naturgesetz und machen die gleichen Erfahrungen. Welche üble Aussicht für die Bildung, wenn das Element, dessen belebende und mäßigende, bindende und befreiende Kraft den ganzen Lebensbau durchdringen sollte, nicht von früh an, aus der umgebenden Lebensordnung wie im ausdrücklichen Gebot, der jungen Seele kund und heimisch wird! — Die Bekanntschaft der Pflichten folgt naturgemäß der der Pflicht; war diese zunächst nur Gehorsam und Bescheidung, so kommt in den Pflichten die positive Leistungsfähigkeit, das Erkennen der Beziehungen, an welchen das Verhalten des Einzelnen sich zu erweisen hat, an die Reihe. Ein überreiches Bildungsmaterial, zunächst nur dargeboten aus der Natur der engsten, privatesten Verhältnisse und Umgebungen! Sehr verschieden hinsichtlich der Form, in welcher, und der Gegenstände, an welchen das Verhalten zu üben ist, und doch für die elementare Vorbildung von völlig gleichem Werth! Man wird nicht sagen, es sei das Vorrecht der gut situirten Häuser, auf die elementaren Bezeigungen der Wohlanständigkeit, der gegenseitigen Dienstfertigkeit aller Familienglieder, der Bescheidenheit des Jüngeren gegen den Aelteren, der Ehrerbietung der Kinder gegen Vater und Mutter zu halten; möge auf der einen gesellschaftlichen Stufe ein kurzes Gruß- und Dankeswort bedeuten, was auf der anderen durch Verneigung und Handkuß ausgedrückt wird: möge hier von kleinen Händen dem Vater die Pfeife, das Handwerkszeug, dort ein Journal, eine seltene Blume gereicht

werden; möge das Tadelwort, dem das Kind des schlichten Mannes sich zu bequemen hat, ein derbes sein, während unter der Herrschaft des feineren Tons ein ernster Blick mit demüthiger Geberde hinzunehmen und als Mahnung zu beherzigen ist, — die bildende Macht, welche an der sittlichen Vorstellungsweise und Erkenntniß des Kindes geübt wird, ist die gleiche. Daß die Zöglinge verschieden sind, daß unter den ungünstigsten Einflüssen bei dem Einen das Pflichtgefühl erwacht, der Pflichtsinn sich ausbildet, während bei dem Andern unter den günstigsten Bedingungen dies Element versagt, dies Geheimniß der individuellen Art kann nicht das elementare Erziehungsgesetz aufheben, welches die Weckung und Pflege des Pflichtsinns verlangt.

„Lerne Leib und Seele willig und geschickt machen, zu thun, was du sollst“. Willig und geschickt heißt zugleich geschmeidig und mit der Aufgabe vertraut; das werden wir nicht bereits durch die erste Nöthigung und Anleitung, sondern durch Uebung; hier tritt die Schule dem Hause zur Seite, und ihr richtiges Eingreifen ist am wichtigsten, wo sie es mit Zöglingen zu thun hat, deren Elternhaus die elementare Pädagogik wohl instinctiv, selten aber einsichtig zu handhaben vermag.

Daß die Volksschule, welche sich selbst Elementarschule nennt, in ihren Belehrungen elementar sei, ist selbstverständliches, doch keinesweges leicht zu erfüllendes Erforderniß; so sehr der heute mit Ernst betonte Anspruch, die Schule solle vor Allem erziehlich wirken, den Willen der Schüler wecken und bilden, dem elementaren Charakter ihres Lehrberufs entspricht, so sehr wird dieser Charakter durch das tyrannisch herrschende Begehren nach blendendem Vielerlei der Kenntnisse und Fertigkeiten, durch die Tendenz gefährdet und geschädigt, popularisirte Resultate wissenschaftlicher Forschung, ja sogar Hypothesen und vereinzelte Brocken wissenschaftlichen Materials

an Stelle grundlegender Kenntnisse und Uebungen in Programm und Praxis der Schule zu setzen.

Elementar dem Stoffe nach sind nur Belehrungen, welche darauf ausgehen, für Erfüllung der ersten Grundforderungen der Bildung, der Sitte, der Pflicht geschickt zu machen; elementar der Form nach nur solche, welche der Entwickelungsstufe, der Culturfähigkeit der Schüler eng sich anpassend, dem natürlich-gesunden Entwickelungsgange des Denkvermögens, der Kräfte des Gemüths und Willens in ihrer Folge gewissermaßen organisch sich anschließend, nicht als vergängliche Gedächtnißfüllung sondern als keimfähige Aussaat sich ihrer Seele einsenken.

Keiner der Gegenstände, welchen die heutige Elementarschule zu behandeln unternimmt, versagt sich diesen Forderungen, wenn er nur von zweckmäßig vorgebildeten d. h. weder vernoch überbildeten Pädagogen ergriffen wird, sondern von solchen, welche hoch und bescheiden genug von ihrem Beruf denken, um sich ihm in Treue hinzugeben.

Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang, Zeichnen, Religion, Naturlehre, Geschichte! — die Aufzählung dieser Hauptkapitel schon wird auf manche Lippe das Wort „Ueberbürdung" rufen. Aber der Mensch ist ein Baum mit so vielen Zweigen, diese Zweige wachsen in so wohlberechneten Abständen, in so zweckmäßigem Stärkeverhältniß aus dem Stamme hervor, daß sie viele Früchte ansetzen, tragen und ausreifen können, ohne zu brechen, wenn nur nicht Kunstgärtnerei die Natur verkennt und zu vergewaltigen versucht!

Vor Allem: wir müssen nicht Feigen von Disteln, nicht Trauben von Dornen ernten wollen!

Daß Jedem, auch dem aus der ärmsten und ungebildetsten Familie Hervorgegangenen, dazu geholfen werde, sich zu orientiren, sich nach persönlicher Begabung und Neigung

seine Ziele zu wählen und mit freiem und sicherem Schritt auf dieselben loszugehen — diese hochgespannte Forderung richtet der heutige sociale Idealismus an die Gesellschaft. Abgesehn davon, ob diese Tendenz weiter und tiefer, ob sie bescheidener gefaßt sein sollte oder nicht, die Richtung in welcher sie sich bewegt, ist nicht zu bemängeln; die Schule wird ihr aber nur dienen, wenn sie sich vor dem Luxus hütet, welchen andere Moderichtungen ihr aufzudrängen nicht ohne starken Erfolg versucht haben.

Welches Gebiet der elementaren Unterweisung man ins Auge fasse: je bescheidener sie sich an die Elemente hält, aus denen das Ganze sich aufbaut, dessen Anfänge dem Schüler vertraut werden sollen, je näher zugleich der Entwickelungsstufe und dem Culturkreise der Schüler sich anschließend die Belehrung verfährt, um so sicherer wird sie dem Orientirungsvermögen, dem Aufwachen des Blicks, dem Innewerden des Berufs, der Erstarkung des Willens der Schüler zu Hülfe kommen.

Weil das Schreiben seinen Ursprung in dem Bedürfniß hat, Gedanken zu fixiren und mitzutheilen, welche durch das gesprochene Wort den Hörer nicht erreichen, der durch Raum oder Zeit von Dem, der sich mittheilen will, getrennt ist; weil das Lesen zunächst nur die Fähigkeit ist, solche Zeichen zu vernehmen und dadurch Mittheilungen zugänglich zu werden, welche über Raum und Zeit herüber vernommen sein wollen, und weil eben durch diesen ihren ersten und wesentlichen Zweck Schreiben und Lesen die wichtigsten Orientirungsmittel, die wichtigsten Mittel der geistigen Austauscherweiterung sind, so hat auch der Elementarunterricht diese Fertigkeiten zunächst nur im Sinne dieser Bestimmung zu lehren; weiter ist grade die Elementarschule verpflichtet, dem Lehren die Einübung hinzuzufügen, weil sie in der Mehrzahl der Fälle nicht darauf rechnen kann, ihre Schüler durch ander-

weiten Unterricht gefördert zu sehen. Sie hat aber in der That den jugendlichen Menschen für ein gutes Stück Lebensweg ausgerüstet, wenn sie ihn so weit unterwiesen und geübt hat, daß, was zu sagen er fähig geworden ist, er auch durch das geschriebene Wort mitzutheilen, zu documentiren; und, was zu verstehen, was zu vernehmen ihm nöthig und nützlich ist, er auch dem geschriebenen und gedruckten Worte abzugewinnen, wenn er mithin, wie die alte Formel lautet: „geläufig lesen und schreiben" gelernt hat! Für welche weitere Erwerbung geistiger oder materieller Art kann es dagegen der überwiegendsten Mehrzahl der Schüler oder Schülerinnen dienen, wenn die Volksschule, wie es heute vielfach auf Kosten jener elementaren Erwerbungen geschieht, sich den Luxus gestattet sie im Hinmalen der verschiedensten Alphabete zu üben und einzelne Lesestücke, anstatt einfach sinngemäß, mit deklamatorischem Accent vortragen zu lehren?

Ebenso unfruchtbar und von ebenso geringem Werth für das Leben sind die mechanischen Leistungen im Gebrauch der Zahl, mit denen die Elementarschulen zu prunken lieben! wogegen der Unterricht, der dem Schüler die im Rechnen zum Ausdruck kommenden Hergänge, zunächst nur die einfachsten, vollkommen klar, die Orthographie der einfachen und der gebrochenen Zahl, wenn auch zunächst nicht in langen Reihen, einleuchtend macht, sowohl den Verstand im bestimmten Vorstellen, im Festhalten und Folgern übt, als für die wichtigen Verkehrsaufgaben des richtigen Theilens, Mehrens und Begleichens einen Grund legt, auf welchem weiterhin jeder complicirtere Zahlen- und Regelaufbau sich mit Sicherheit erheben kann.

Es ist ja überhaupt durch die Beschaffenheit unseres geistigen Organismus wie durch die Natur der Dinge dafür gesorgt, daß in allen Gebieten aus dem Erwerb der ersten Elemente

jede weitere Aneignung und Beherrschung hervorwächst; auch reichen die elementaren Erwerbungen einander die Hand, während Fertigkeiten und Kenntnisse, die nicht mit der anderweiten Entwickelung des Erwerbers in Harmonie stehen, sondern vereinzelt in die Höhe getrieben sind, ohne fördernden Einfluß auf andere Seiten seiner Bildung bleiben.

Eine nicht zu unterschätzende Lichtseite unserer heutigen, stark ausgeprägten materiellen Richtung ist die reger gewordene Aufmerksamkeit auf die Bedingungen der Gesundheit; auch durch die Schule*) sucht man in mehrfacher Hinsicht auf normale

*) Man schafft hohe, helle Schulräume, für die Zwischenstunden schattige Spielplätze; man turnt, man turnt obligatorisch; man heizt reichlich; man giebt Bänken und Tischen die für die Haltung der Kinder zweckmäßige Höhe, man stellt sie in richtigen Abständen von einander auf. Das Alles ist verständige, humane Gesundheitspflege. Um sie zu vervollständigen müßte besser als es durchschnittlich der Fall ist, für gute Luft in den Klassen der Volksschule gesorgt werden: schon wenn man energisch darauf hielte, daß die Kinder mit reineren Händen und Oberkleidern zur Schule kämen als es in der Regel geschieht, würde die Luft, welche ihre Ausdünstung empfängt, reiner erhalten werden. Leider wagt man nicht überall, „den Kindern des Volks" diese Erziehungsnachhülfe zu geben; man sollte noch mehr wagen! man sollte die Schüler der Reihe nach anleiten und nöthigen, den zudringlichen Lungenverderber und Miasmenverbreiter Staub, den die junge Schaar mitbringt und erregt, vom Klassenboden, von Bänken und Tischen zu entfernen. — Und handelt es sich weiter nicht nur um Schutz sondern um Stärkung ihrer Gesundheit und ihrer Kräfte, so sollte man nicht länger an dem deutschen Aberglauben hängen, daß selbst in Räumen, in welchen man nicht still sitzt sondern sich bewegt, auf Treppen und Corridoren, reinigende Zugluft schädlicher sei als erstickender Dunst! man sollte nicht die Behütung der Gesundheit in physische und moralische Verweichlichung ausarten lassen, indem man aus allerlei vergnüglichen Anlässen allzuhäufig die Schule freigiebt und im Sommer bei Temperaturgraden, welche sonst nirgend den Gang der Dinge stört, die Kinder von den Schulwegen und vom Lernen unter erschwerten Umständen dispensirt.

Körperentwickelung hinzuwirken, ist man bedacht, die Gesundheit der Schüler zu schützen. Während man so danach strebt, den Leib für die weiteren Forderungen des Lebens schmeidig und geschickt und dadurch auch willig zu machen, würde durch gewisse Mittheilungen theoretischer Art eine völlig elementare geistige Nahrung verabreicht und zugleich auf Gewinn an leiblicher Tüchtigkeit hingewirkt werden können. Daß der Mindergebildete im Gebrauch der Sinne, sofern nicht eine spezielle Berufsübung sie geschärft hat, gegen den Gebildeten zurücksteht, ist nicht auffallend; aber liegt es nicht nahe, daß die Schule ihn aufmerksam machen sollte auf die wundervolle Brauchbarkeit der edelsten Organe des Körpers, daß sie ihn belehren sollte über die zweckmäßige Ausbildung und Anwendung der Sinne als der berufenen Wächter der Gesundheit, der feinsten und unersetzlichsten Werkzeuge der Arbeit und der Pflichterfüllung? wie sehr würden diese Belehrungen, ja man könnte fast sagen dieses Wachrufen schlummernden Wissens, in richtiger, gerade in elementarer Behandlung der Vorbildung der Schüler für den Lebensberuf dienen! Es wäre zugleich Anschauungs-Unterricht bester Art. Der wahre Werth des Unterrichts durch Anschauung liegt doch nicht in dem Vergnügen des Kindes, anstatt der innen zu bildenden Vorstellung eine der Schaulust schmeichelnde Darstellung in sich aufzunehmen; durch die Anschauung sollen Begriffe mit Vorstellungen verbunden, sie sollen lebendig werden. Wie viel lebendiger, wie viel wahrer als die große Menge der gebräuchlichen Darstellungen spricht es zum Schüler, wenn der Lehrer ihn zur Beachtung dessen bestimmt, was er an seinem eigenen Organismus erfährt, was er an allen lebenden Wesen seiner Umgebung wahrnehmen kann! Der Geruchssinn, der feine und treue Warner vor allem Unlauteren und Schädlichen in der Körperwelt! — Daß er schlummert bei Denen, welche in ungesunden

Räumen wohnen und in übelriechenden Stoffen arbeiten müssen, ist freilich eine Milderung ihres Looses; aber die Gefahr, daß dieser Sinn durch Belehrung über sein Amt zu überwacher Wahrnehmung gereizt würde, ist in der That nicht begründet; zu einigem Bewußtsein gebracht, würde er auch den Aermsten reicher machen, er würde seine Freude am Aufenthalt im Freien, sein Streben nach Reinlichkeit erhöhen. Das Gesicht! Ohne anatomische Präparate, ohne Abbildung der Nervengeflechte, würde die bloße Betrachtung des lebendigen Auges, die Wahrnehmung seines ausdrucksvollen Strahls, seiner Beweglichkeit, seiner wohlgepolsterten und geschützten Lage, seiner Uebungsfähigkeit bunte, farbenreiche Stoffe für die Belehrung bieten; die Dankbarkeit für den Besitz dieses lebendigen Juwels, die Lust, es durch vernünftigen Gebrauch zu verwerthen, die Sorge für seine Erhaltung würde sich regen und mehren*). Und welch reicher, sinnenfälliger Lehrgegenstand, wie geeignet zu elementarer pädagogischer Verwerthung ist der Gehörssinn und die zu Tage liegende Einrichtung seiner Werkzeuge! Für die seelenvollen Freuden des

*) Mit Freude ist zu begrüßen, daß bedeutende Centren der Volksbildung jetzt mehr und mehr den Zeichenunterricht, (und zwar einen wirklich elementaren), auch durch zweckmäßige Ausbildung der Lehrer zum Mittel machen, das Auge wieder in seine, trotz aller Schaulust und aller Schaustücke, schwer verkümmerten Rechte einzusetzen, es als Werkzeug grundlegender Wahrnehmungen auszubilden, es über Maße, Formen, Verhältnisse der uns umgebenden Dinge zum Bewußtsein zu bringen. Neben dem unermeßlichen praktischen Nutzen wird damit auch der Sinn für das Schöne erschlossen, der bei der jetzigen Verkommenheit der Sehthätigkeit ein fades Ergötzen am Niedlichen und am Grellen findet, überhaupt mehr an die Farbe als an die Form sich wendet. Zu warnen ist nur vor zu frühem Beginnen dieses Unterrichts; so lange man weder genaues Unterscheiden der Größen noch bewußtes Unterscheiden dessen, was die Form charakterisirt, von dem Kinde verlangen kann, ist die Uebung im Zeichnen verfrüht.

Ohrs pflegt gerade das deutsche Kind vorzüglich ausgestattet zu sein. — Fast von selbst würde sich an diese Betrachtungsweise der leiblichen Menschennatur die Betrachtung anderer Naturgebilde schließen: das Leben der Pflanze und des Thiers, die Bedingungen ihres Gedeihens, wie sie selbst dem Kinde wahrnehmbar sind; das Hand-in-Hand-Gehen der menschlichen Arbeit und der Seele und Leib erfreuenden Hervorbringungen der Erde, die ihn trägt und nährt, — ist nicht das Alles wie hingebreitet zu einer elementaren Belehrung, welche belebender auf das Gemüth wirken, die Seele williger und geschickter machen würde zur Erfüllung ihrer Pflicht, als noch so imposante Aufzählungen von Arten und Geschlechtern der Thier- und Pflanzenwelt und solcher Unterscheidungszeichen dieser Arten, wie eben nur die Wissenschaft sie zu beobachten und zu überschauen vermag?

Wie alle Völker den ersten Antrieb zur Gottesverehrung aus dem Eindruck der Naturerscheinungen empfangen haben, die sie als Macht über sich empfanden,*) so wird noch heute das Kind das „Gott Fürchten und Lieben" früher aus dem Anblick des wunderbaren und gewaltigen, weise und gütig in und für uns wirkenden Naturlebens als aus der Betrachtung der sittlichen Weltordnung schöpfen lernen. Welcher sinnige, fromme und gemüthvolle Lehrer könnte diese Anknüpfung unterlassen? Er wird sie um so eifriger suchen, als am wenigsten die Sittenlehre, deren lebenskräftige Einpflanzung die Schule doch gewiß dem Kinde schuldig ist, in gesonderter Behandlung als „Moral" vorgetragen zu werden, sich eignet, wenn sie auch ehedem unter den elementaren Unterrichtsgegenständen figurirt hat; es ist nicht nur äußerst schwierig, die Sittenlehre als solche weder zu hoch und unlebendig, noch zu platt und

---

*) Römer 1,20.

drastisch zu halten; die größere Gefahr ist, daß sie, anstatt das Gewissen zu wecken und zu schärfen, Gegenstände zarter und naiver Gefühlsunterscheidung dem trockenen Verstande überliefere, oder daß gar sittliche Wahrheiten, die immer neu erlebt sein wollen, zum Memorirstoff würden.*) Durchdringen muß ja der sittliche Weckruf, die veredelnde Gemüthsanregung den ganzen Elementarunterricht, leise, unwillkürlich, wie der Athem den lebenden Organismus; und gerade der unwillkürlich sittigende Grundton ist wohl bei keinem Unterichtszweige leichter anzuschlagen als bei der Naturlehre.

So wenig die elementare Sittenlehre dem Kinde als „Moral" docirt werden kann und soll, so wenig darf der elementare Religionsunterricht Theologie sein. Wohl dem Kinde, das aus einem Hause in die Schule kommt, in dem Gottesfurcht und Gottvertrauen, dankbare Liebe und Hoffnung des ewigen Lebens ihm Heimathluft geworden sind. Was für das religiöse Erwachen des Kindes die betenden Eltern sind, was in angstvollen Lagen ein Wort des Gottvertrauens, in versuchungsvollen Augenblicken ein Wort der Scheu vor dem Herzenskündiger, von den Lippen der Eltern ist, dem kommt die Belehrung des treuesten Lehrers nicht gleich.

Damit aber überhaupt die religiöse Belehrung elementar, grundlegend, keimfähig sei, muß sie Ausdruck herzlichen Glaubens sein, muß den Schülern den Glauben nicht predigen sondern bei ihnen voraussetzen, und in Allem, was sie an heiliger Geschichte, an Geboten, an Spruchweisheit giebt, das Herzens- und Gewissenszeugniß der Schüler zu Hülfe nehmen.

---

*) Immerhin wäre zu wünschen, daß „zum Gebrauch der Elementarlehrer" die Erscheinungen des gesunden und des kranken sittlichen Lebens und die unerbittlichen Gesetze, denen sie unterworfen sind, durch einen berufenen Förderer der elementaren Bildung eine glückliche Behandlung fänden.

Dies Zeugniß ist zu haben; nichts ist dem Menschen natürlicher als die Religion, keine Erfahrung ist, selbst dem Kinde, lebendiger als die Gewissenserfahrung; deshalb ist kein Stoff dem einfältigsten, dem unbelehrtesten Kinde so eingänglich wie der religiöse, und darum schon wirkt keine Belehrung bildender als die religiöse. Aber das Kind muß mitkönnen, sei es auch nur in der Stimmung; jede dem Kinde äußerlich bleibende religiöse Belehrung ist nicht nur Entweihung der Sache, sondern Gewöhnung zur Unwahrheit. Die Musik, welche in unserem Deutschland, auch im Anschluß an weltliche Texte, eine breite und wahrhaft üppige, keineswegs unschöne elementare Ausbildung gewonnen hat, ist durch den Choral und das religiöse Lied ein unschätzbarer Vermittler der elementaren Religiosität für die dem Lehrgehalt der frommen Dichtung noch nicht ganz zugänglichen jungen Gemüther. Wenn weniger Gesangbuchslieder auswendig gelernt würden, wenn Gesangbuchslieder rein dogmatischen Gehalts, sofern sie nicht gesungen werden können, vom Repertoir der Elementarschule verschwänden, wenn dagegen unsere schönsten Choralmelodien in Verbindung mit den angemessensten Texten den Elementarschülern völlig zum Eigenthum würden — dann ergösse die Elementarschule einen Quell religiöser Gewißheit, religiöser Erhebung und Erquickung und damit eine bildungsmächtige Belehrung ersten Ranges in Herz und Leben ihrer Zöglinge. Es ist zuzugestehen, daß in diesem Punkte unsere Elementarschulen Erfreuliches leisten; aber Bildungsparasiten anderer Art lassen dem Gesange, insbesondere dem religiösen, bei weitem nicht Raum genug.

Die biblischen Geschichten des alten Testaments, in denen auf dem Hintergrunde der Führung und Erziehung eines Volkes durch seinen Gott schlichte und wesentliche sittliche Hergänge, wie sie durch alle Zeiten hin in jedem Leben sich

wiederholen, in unübertroffener Plastik vor die Augen treten, sind auch insofern Gegenstand werthvollster elementarer Belehrung, als sie den Blick und Sinn der Schüler unmerklich für die Aufnahme anderer geschichtlicher Ereignisse und historischer Personen vorbereiten. Die Geschichte der Völker oder auch nur irgend welches Volkes, sei es des eigenen, in ihrem ganzen Verlauf, in ihren Zusammenhängen zu lehren würde für die Elementarschule eine nicht zu lösende Aufgabe sein; der kindliche Standpunkt vermag den Menschen immer nur als den heutigen zu denken, auch wenn er ihm in anderer als der heutigen Tracht, Umgebung und Beschäftigung gezeigt wird; ebenso kann eigentlich politische Aktion weder in ihren Motiven noch in ihren Mitteln dem Schüler vorstellig oder gar verständlich werden, der durch den Interessenkreis des Elternhauses nur mit den Antrieben und Angelegenheiten vertraut wird, welche im Privatleben vorherrschen. Dennoch wird mit Recht das Schicksal des Vaterlandes, das Vaterlandsgefühl, die Pflicht gegen Vaterland und Staat vornehmster Gegenstand elementarer Belehrung, sobald die erste Kindheit zurückgelegt ist. Ein treuer Lehrer, der sich mit Takt und Einsicht in den Gesichtskreis und das Bedürfniß der Schüler versetzt, wird Kämpfe der Nationen um ihre Existenz, um Glauben und Sitte, Aufopferung Einzelner für Ueberzeugung und Vaterland, wird die Erzieher- und Herrscherthätigkeit großer Fürsten, unter Anrufung dessen, was in der Volkserinnerung lebt und aus Ueberresten und Denkmälern spricht, zu lebendigem und fruchtbarem Erwerb in die Seele der Schüler zu pflanzen wissen.

Im eigentlichsten und realsten Sinne kann die elementare Erdkunde den Schülern Mittel der Orientirung werden, — ein bei der heutigen Beweglichkeit der Bevölkerungen und den Wechseln und dem Wanderleben, zu welchen die Industrie

fast gezwungen ist, beinahe unentbehrlicher Erwerb! So wenig die mathematische Geographie Gemeingut werden kann, so vergeblich und schon darum unpädagogisch es ist, die elementare Belehrung mit Details zu überbürden, ein so angemessener, wahrhaft elementarer Erwerb ist ein über den angeborenen Wohnort hinausgehendes geographisches Bewußtsein. Es ist hier nur natürlich, wenn aus dem Großen ins Kleine, aus dem Weiten ins Enge gegangen wird. Mit eigenem Auge sieht jedes Kind die Sonne auf- und niedersteigen — wie sollten nicht die Himmelsgegenden unserem Bewußtsein so gegenwärtig werden können wie das Oben und Unten, das Rechts und Links unserer eigenen Körpertheile! schon als Grundlage des Ortssinnes, und vieler im täglichen Leben wichtigen, z. B. die Gesundheit interessirenden Wahrnehmungen wäre das wünschenswerth; es wäre ein Stück wirklich elementarer Aufhellung! Empfindet der Schüler erst klar, daß er auf Einem Punkt des ganzen, mannigfaltig gewirkten Teppichs steht, der die Erde bedeckt, so folgt er auch leicht als Wanderer, wenn die Belehrung ihn weiter umherführt; die klimatischen Lebensbedingungen, die verschiedenen Bodengestaltungen und ihre Wirkung auf die Cultur, welche sie tragen, die Menschenracen und ihre Lebensweise müssen ihm unter der Sonne, welche sie bescheint, zwischen den Eisschollen, die sie isoliren, vergegenwärtigt — nicht als Schaustücke in der unwürdigen und widernatürlichen Umgebung zoologischer Gärten gezeigt — werden. So wird er gewahr, was er nicht sich selbst, sondern der eigenen Heimath verdankt, er sieht, daß das Menschenloos in seinen großen Grundzügen auf Ungleichheit angelegt ist und daß der Mensch sich unter den ungünstigsten Bedingungen zu helfen vermag.

Der beste Unterricht empfängt allerdings seine bildende Kraft erst durch die Disciplin, die eine um so weniger harte

zu sein braucht, je consequenter sie geübt wird, je mehr sie den Schülern nicht als die Macht eines persönlichen Willens sondern als die Macht einer Ordnung fühlbar wird. Erstreckt sie sich auch nur auf einen gewissen Anstand, insbesondere auf den erreichbaren Grad der Reinlichkeit, welche den Schülern zur Ehrensache zu machen ist, auf Stille und Wachsein während des Unterrichts, strebt sie dem Trotz entgegen, der sich gern als Empfindlichkeit geberdet, weiß sie die Frechheit zu bemeistern, insbesondere wenn sie der Lüge sich bedient, so hat sie schon Großes für Gegenwart und Zukunft der Kinder erreicht.

Welchen Segen für das innere und äußere Volkswohl kann die Elementarschule ausströmen, welchen durchaus gesunden Antheil an der Bildung ihrer Zeit kann sie den Aermsten gewähren, wenn sie in allen ihren Mittheilungen an Lehre und Zucht nach Erkenntniß und Beachtung des wahren Bedürfnisses verfährt! Welches reiche und stolze Arbeits- und Erntefeld bietet sich dem berufenen Elementarlehrer dar! Waldboden mit unverächtlichem Wildwuchs, wo es oft nur gilt, das Unterholz zu lichten; Ackergrund, dessen Fruchtbarkeit die Liebe verdoppelt; Gartenboden, der erquickende Früchte und erfreuende Blumen bringt!

Groß ist der Unterschied zwischen Dem, was zur Vorbereitung auf die Schule und zur Weiterführung der elementaren Schulerwerbungen die Häuser der schlichten Handarbeiter und was die der Gebildeten den Zöglingen zu gewähren vermögen, aber das Wesentliche ist weder hier garantirt noch dort versagt.

Für die erste vor- und weiterbildende häusliche Uebung von Leib und Seele sorgt schon der Spielsinn, der in der Schule nur durch Exercitien im Corps oder durch Ausschwärmen befriedigt werden kann, während er im Hause sich in alle

Winkel einnistet, an alle Gegenstände anspinnt, die ihm nicht verboten oder entzogen werden. Wenn der Spielsinn zu seiner Befriedigung keineswegs einer vollen Rüstkammer von sogenannten Spielsachen bedarf, so bedarf er doch der Leitung und Ueberwachung: das eine Kind will angeregt, aus träumerischer oder gar mißmuthiger Unthätigkeit geweckt, das andere beruhigt, vor wilder Aufregung behütet sein. Begabte, feurige, phantasievolle Kinder wissen sich selbst Situationen und Motive zum Handeln in ihrer geträumten Welt zu schaffen; Andern ist es Wohlthat, wenn die Erwachsenen erfinden und fortspinnen helfen. Als gleichgültig wird es nur seichten und verständnißlosen Erziehern erscheinen, ob und wie die Kinder spielen; denn das Spiel ist dem rechten Kinde Ernst. Und welcher Unterschied, ob das Kind friedfertig oder rechthaberisch, kameradschaftlich oder selbstsüchtig spielt; ob es, mit luxuriösen Spielsachen überhäuft, ein schales und eitles Besitzbedürfniß durch die Heerschau seiner Schätze befriedigt, oder ob es selbstthätig aus bescheidenem Material schaffen lernt mit den Händen, oder nur mit der Einbildungskraft, was es besitzen und lieb haben möchte! Welcher Unterschied, ob das Spiel zum Bewegen und Regen, zum Hantiren in freier Luft, zur Beschäftigung mit der Thier- und Pflanzenwelt führt, oder ob es in der dumpfen und dunklen Stube der armen Armuth, in den parfümirten und überfüllten Räumen der reichen Armuth mit todten Sachen getrieben wird! Welcher Unterschied, ob der Knabe baut, Soldaten aufstellt, das Mädchen ihr Puppenkind pflegt und kleidet, oder ob Naschlust und Gewinnsucht durch Lotterien befriedigt werden. Das gut und froh, eifrig und klug spielende Kind arbeitet daran, verträglich und genügsam, fleißig und geschickt, erfinderisch und in seinem Gott vergnügt zu werden; darin hat das Kind des Reichthums vor dem der Armuth nichts voraus.

Als Gegenstand spielenden Lernens werden noch heute, nachdem wir manche Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts lachend abgestreift haben, in vielen, allerdings nur in wohlhabenden Häusern, zugleich mit der einheimischen fremde Sprachen, insbesondere das Französische cultivirt. Wenn die Häuser der Ungebildeten ihren Kindern Manches an elementarer Uebung schuldig bleiben müssen, weil ihr Sprachschatz arm, ihr Sprachgebrauch unbeholfen und unsicher ist, so entziehen ihren Kindern die Gebildeten Wesentlicheres freiwillig, indem sie ihnen an Stelle der natürlichen und vollen Entwickelung der Muttersprache eine unnatürliche Zwiesprachigkeit aufdrängen. Die Muttersprache ist das natürlichste und normalste Uebungsgebiet des jungen Geistes, und was das Haus dem Kinde an Vertrautheit und Beweglichkeit auf diesem Gebiete versagt, holt die beste Schule nicht nach. Bei normalem, also nicht zwiewüchsigem Zunehmen der Sprachfähigkeit verweben sich dem Kinde von Anfang an Eindrücke und Begriffe so mit dem Klange der Worte, daß diese zum Naturlaut des Ausdrucksbedürfnisses werden; auch die ersten logischen Operationen lehnen sich unbewußt an die Erlernung des richtiger werdenden Gebrauchs der Muttersprache. Um zwei Sprachen zugleich zu erlernen, müssen der Kindesverstand und das Kindesgedächtniß sofort mechanisch verfahren: das elementare Bildungsmittel wird ihm zum Abrichtungsmittel verkehrt. Und in welchem Elemente würde uns, schöner vereinigt und für das ganze Leben fruchtbarer, leibliche und geistige Uebung zugleich verabreicht, als in der in uns und mit uns zunehmenden Entwickelung des Sprachvermögens! le style c'est l'homme — dies Wort sagt, um frappant zu sein, etwas mehr als die Wahrheit; der beste Styl aber ist gewiß der, welcher nichts anderes sein will als der völlig entsprechende Ausdruck für das, was wir zu sagen haben, und welcher mithin uns als das zeigt, was wir sind. Deshalb sollte Schönheit der Sprache

an sich nie erstrebt werden; aber je mehr die Erziehung dahin führt, daß die Worte ganz das und nur das sagen, was der Sprechende meint, umsomehr wird die Sprache ihm zum Organ der Mittheilung alles Guten und Schönen, das in seinem Innern wächst. Nichtssagende Worte, Umschweife, Ungenauigkeit, das sollte bereits in den mündlichen, und gewiß in den frühesten schriftlichen Aeußerungen der Kinder bekämpft werden; vorab aber alle Unnatur. „Sprich doch, wie dir der Schnabel gewachsen ist!“ „sage doch getrost, was du eigentlich meinst!“ „Grade heraus, ohne Umschweif! kurz und bündig!“ Das sind elementare häusliche Stylbelehrungen. Auch das Aeußere des Sprechens, besonders beim Vorlesen, das mit der Fibel anfangen muß, sollte Gegenstand häuslicher Erlernung und Uebung sein; Deutlichkeit, ohne pedantische Ausprägung jedes Lautes, sollte verlangt, lässiges Verschleifen wie scharfes Aufdrängen der Worte, beides oft Symptome von Temperamentsfehlern, sollte gerügt werden. Vergegenwärtigen wir uns, wie die Sprache sofort die Person empfiehlt oder verdächtigt, wie der erste vom Ohr empfangene Eindruck sich meist in unserem Urtheil bestätigt, so werden wir zugestehen, daß die häusliche Beeinflussung der Sprechweise durch Beispiel nnd Lehre zur elementaren inneren und äußeren Vorbildung gehört. Bei dem Unbelehrten, dem Ungebildeten ist die Sprechweise unmittelbareres Produkt des gesammten Wesens und Standpunktes, eben darum aber bei den Einen Beweis einer schönen und sympathischen, einer schlichten und treuen Natur, bei den Andern Verräther entgegengesetzter Eigenschaften.

Eine naturwüchsige elementare Leistung des sprachlichen Mittheilungsvermögens ist das Erzählen. Grimm's Märchen sind Niederschläge dieser natürlichen Kunst; aber weil sie eine natürliche ist, wäre sie, als unschätzbarer Schmuck und Freuden-

quell, nicht sowohl durch Belehrung als durch Fernhalten störender Einflüsse auf die vorhandene Anlage, sowie durch Uebung zu pflegen. Wo die Kritik auf Kosten des gelassenen Aufnehmens, wo Zerstreutheit und Ungeduld herrschen, gedeiht die Erzählung nicht. Das niedere Fischerhaus am öden Küstensaum gewährt ihr besseren Boden als das unruhige Pflaster elektrisch beleuchteter Großstädte; aber auch an hochcivilisirten Verkehrspunkten gedeiht sie in Häusern, in denen es nicht an Muße fehlt, in denen man „seiner Ahnen gern gedenkt", und wo die Großmutter noch zu Worte kommt.

Bei all den Eindrücken und Einflüssen, mit welchen unser hocherregtes Culturleben uns bestürmt, kommt selbst das einfältige und unbemittelte Haus leichter dazu, den Bildungstrieb seiner Angehörigen durch Ueberbürdung und Uebersättigung um die Solidität seiner Erwerbungen zu bringen, als dieselben bei begrenzten und den Kräften angemessenen Aufgaben fest zu halten. Darum wird nicht leicht zu früh der künftige Beruf, der Pflichtenkreis zum Maaßstab der Ausdehnung unseres Würdigen- und Liebenlernens von Menschen und Dingen genommen. Wo der Sohn in den Beruf des Vaters hineinwächst, giebt sich diese ersprießliche Fixirung und Beschränkung von selbst. Was wäre dem Soldatenkinde, dem Förstersohn lieberes Spiel, liebere Uebung, als mit den Waffen des Vaters zu hantiren, wovon hörten diese Knaben lieber als von dem „Reiter und seinem geschwinden Roß", vom Wald und von der Meute, von den Thaten und Arbeiten des Kriegers und des Jägers? Und wie anziehend sind ihnen die Berufsgenossen des Vaters, Vorgesetzte und Untergebene, wie gern sehen sich die Kleinen schon als zugehörig betrachtet! Aehnlich bei anderen, vom Vater auf den Sohn erbenden Situationen und Berufsarten; und wahrlich nicht zum Schaden des jungen Anwärters: denn

frühe Neigung und früher Umgang thun eine elementare Vorarbeit, durch welche nicht nur die eigentliche Facherziehung danach leichteres Spiel hat, sondern durch welche sich der ganze Mensch in den Bereich der Pflichterfüllung hineinlebt. Der hochgepriesenen, von allen Seiten durch popularisirte Gelehrsamkeit, durch gute und schlechte Illustrationen, durch Welt- und Fachausstellungen sich uns anbietenden „allgemeinen Bildung" geschieht damit eben nur so viel Abbruch, wie ihr geschehen muß, wenn sie nicht oberflächliches Allbescheidwissen sein soll; grade von gründlichem und herzlichem Zuhausesein in begrenztem Kreise entwickelt sich am besten die Fähigkeit der fruchtbaren Umschau in anderen Gebieten. Wo der künftige Lebensberuf noch unentschieden ist, wird der Knabe immerhin, wenn die Eltern zu beobachten verstehen, nach irgend einer Seite hin stärkere Neigung, größere Befähigung und Aneignungskraft zeigen; und gewiß kann ihm zu grundlegender Vorbildung für den künftigen Pflichtenkreis nicht besser geholfen werden, als durch anleitendes Gewährenlassen in und Festhalten bei der Richtung, in der das Herz dem Beruf entgegenwächst. Gilt von der Tochter des Hauses unbedingter als vom Sohne, daß sie von früh an bereits in der eigentlichen Vor- und Fortbildungsschule für ihren Beruf ist, so sollte doch auch dem Sohne das Familienleben in höherem Maaß, als es sich mit der bisherigen eximirten häuslichen Stellung des künftigen Mannes verträgt, Anlaß werden, Dinge und Menschen würdigen und lieben zu lernen, die ihm je länger je mehr Gegenstand der Pflichterfüllung werden sollen. Es ist dem deutschen Kultus der reinen Geistigkeit zuzuschreiben, daß der deutsche Mann, wenn er nicht einen eigentlich praktischen Beruf hat, in den persönlichen und sachlichen Beziehungen und Aufgaben des alltäglichen Lebens wenig um sich weiß; der deutsche Gelehrte ist oft bis zur Hülflosigkeit

unpraktisch; die Männer, welche durch ihren Beruf auf Kenntniß äußerer Dinge und auf Handfertigkeit gewiesen sind, bleiben doch oft außerhalb ihrer Fachleistungen unbeholfen und lehnen jede weitere praktische Bethätigung ab; selbst in den untersten Schichten ist der Mangel an Gewandtheit, Umsichwissen, Brauchbarkeit außerhalb des Erwerbsfachs zum großen Schaden der häuslichen Oekonomie vielfach verbreitet.

Nicht nur zu Hülfe kommen sollte die Elementarschule der praktischen Lebenstüchtigkeit in diesen Gebieten; wie die Dinge jetzt liegen, würde ihr sogar im Bereich gewisser nothwendigen Handfertigkeiten die ganze bildende Vorarbeit zufallen; denn das Haus des Armen ist, wie das des Wohlhabenden, für jetzt noch nicht darauf eingerichtet, die Knaben zu Handleistungen dieser Art anzulernen*). Um so mehr bietet das

---

*) So sehr es eine Verkennung der Pflichten der Elementarschule wäre, wollte sie ihr Programm darauf zuschneiden, ihre Schüler und Schülerinnen für einzelne künftige Erwerbszweige vorzubereiten, so sollte sie es doch nicht ganz ablehnen, neben den bereits erwähnten, der allgemeinen Vorbildung gewidmeten Fertigkeiten, den Schülern noch andere, zur Lebens-Ausrüstung gehörige Fertigkeiten beizubringen. Der Handfertigkeitsunterricht ist schon deshalb werthvoll, weil Leistungen, deren Regeln auf verständiger Anwendung von praktischen Erfahrungen beruhen, nur durch ein Zusammenwirken von Wissen und Können erlernt werden, und weil hier die Anwendung des Wissens den Willen zu selbständiger und beharrlicher Bewährung aufruft, während bei der Aufnahme von nur theoretischer Belehrung oft eine augenblickliche Anregung des Gefühls, der Phantasie, ja auch des aufflackernden Ehrgeizes die lebhafteren Schüler gegen solider aber weniger glänzend angelegte zu sehr in den Vordergrund treten läßt. In den Volksschulen für Mädchen ist ja der Unterricht in den sogenannten weiblichen Handarbeiten längst obligatorisch und neuerdings (Oktober 1885) ist das preußische Cultusministerium ernsthaft damit vorgegangen, der Entartung dieses Unterrichts zur Vorschule von Erwerbs- und Luxusarbeit entgegenzutreten. Es ist hoch erfreulich, daß man daran

Familienleben Anlaß, auf dem Wege der persönlichen Hülfsbereitschaft den Knaben praktische Uebung zu gewähren. In Fällen, wo die Noth diesen Theil der Erziehung übernimmt, kann man die besten Folgen beobachten. Nicht zum Schaden ihrer Männlichkeit, aber zum Frommen ihrer gemüthlichen und praktischen Lebenstüchtigkeit sieht man, um nur eines Beispiels zu erwähnen, Söhne einer geliebten kranken Mutter, denen keine Schwester ihre Kindespflichten streitig macht, früh

---

denkt, auch in die Elementarschule für Knaben den Handarbeitsunterricht aufzunehmen; möchte man dabei nur auch von dem Gedanken absehen, auch diesen Unterricht als Vorschule für bestimmte Erwerbsarten zu behandeln, möchte man ihn elementar halten d. h. als Anleitung zur Selbsthülfe, wie der Einzelne sie gelegentlich braucht, um in unbemittelten Verhältnissen oder in besonderen Nothlagen die Ordnung seiner Kleidung und Umgebung anfrecht zu halten. Sehr gut, wenn man dem Knaben Kleben und Leimen, den Pinsel zur Ausbesserung eines Anstrichs, den Nagel zum Anheften eines Holzstückes handhaben lehrt. Aber warum sollte er nicht auch die Nähnadel führen lernen, um in Tuch und Leder ausbessernde Stiche zu thun? ist es unmännlich, wenn ein Mann, auch ohne daß sein Handwerk es verlangt, mit diesem Werkzeuge umgehen lernt, welches doch die männlichste aller Arbeiten, der Krieg, oft den ungeschicktesten Männerhänden aufzwingt, damit nicht die Gesundheit und der militärische Anstand unter dem Verfall ihrer Kleidung leide? Oder schadete es der Männlichkeit des Knaben, wenn er durch solche Selbsthülfe den bedürftigen Eltern harte Ausgaben, der überbürdeten Mutter vergebliche Seufzer oder nächtliche Arbeit ersparte? Leider wollen selbst die Vereine für Hausindustrie sich immer noch nicht auf diesen Zweig elementarer Handfertigkeit einlassen; Alles tischlert, Alles schnitzt! wo ist in ärmeren Häusern für solche Uebungen Raum und Verwendung? oder soll der Schönheitssinn vor dem Ordnungssinn cultivirt werden? ist das der normale Gang der persönlichen oder der allgemeinen Cultur? — Entschlösse man sich, den Handfertigkeitsunterricht für Knaben als Unterricht und Uebuug aller im Hause gebräuchlichen Werkzeuge zu fassen, so wäre schon damit der Weg gezeigt.

schon sorgsam und geschickt werden in mancher Hülfeleistung, die der Umgang mit den Schwächeren vom Stärkeren fordert; man findet ihr Verständniß nach der Seite der menschlichen Leiden hin erweitert, man findet sie mit Nothwendigkeiten des äußeren Lebens und mit den Mitteln der Erledigung vertraut, während ihre Genossen das Alles in sorgloser Unwissenheit den „Damen" oder den Dienenden überlassen, nicht ahnend, mit welcher unritterlichen Unbeholfenheit sie einst im eigenen Hause Nothständen gegenübertreten werden, bei denen an keine andere Instanz als an ihre eigene Tüchtigkeit appellirt werden kann. Es handelt sich hier nicht bloß um Großes, sondern auch um Kleines; auch das Kleine muß beherrscht werden, wenn es nicht groß werden soll. Gewiß kann und soll kein pädagogisches Princip die bildende Macht aller besonderen Schicksale ersetzen wollen; aber wir sollten dem Schicksal doch soviel von seiner Erziehungskunst absehen, um unsere Kinder nicht rathlos seinen möglichen Forderungen entgegengehen zu lassen. Geburt und Tod, Krankheit, plötzliche Veränderungen der äußeren Lage, gegenseitige Stellvertretung von Mann und Frau, von Dienenden und Herrschenden — alle diese zu ungewohnter Arbeit nöthigenden Vorkommnisse liegen in der Natur des Lebenslaufes, — gerade die elementare Bildung verlangt, daß wir Alle darauf gerüstet seien. Einige vorzugsweise männliche Berufsarten, zu welchen z. B. neben dem militärischen doch wohl der ärztliche Beruf, (im vollen Umfang seiner Aufgaben gedacht) auch heute noch zu rechnen sein dürfte, pflegen in allen Gebieten praktischer Pflichterfüllung zu orientiren; also kann es der Männlichkeit an sich nicht entgegen sein, mit Herz, Auge und Hand in persönlicher und sachlicher Hülfserweisung so weit geschickt zu werden, daß man dem Durchschnitt der Lebensereignisse als ein Gerüsteter, nicht als ein Rathloser gegenüber zu treten

weiß. Topfguckerischem Bescheidwissen in den Details der weiblichen Praxis, philisterhaftem Eingreifen des Mannes in die Fragen der häuslichen Alltäglichkeit ist damit nicht das Wort geredet. Um auch hier der Ungebildeten und Unbemittelten zu gedenken, so sollte man meinen, schon die ökonomische Nothwendigkeit zwänge, und die räumliche Beschränktheit erleichterte in solchen Häusern das Geschicktwerden der Männer in allerlei praktischer Aushülfe und ihr Bemerken und Verstehen der Hülfsbedürftigkeit ihrer Familiengenossen. In vielen Fällen gewiß! aber Regel ist auch da die zu weit gehende Lossprechung des Mannes und des Knaben von allen nicht durch den Broderwerb erzwungenen Leistungen; und von den Roheren wird diese Exemtion mit einer Trägheit und Fühllosigkeit ausgebeutet, die das Frauenloos der unteren Stände zu einem mit Arbeit überbürdeten und oft bitteren macht.

Die Vorbildung für ihre Pflichterfüllung an Dingen und Menschen bleibt dagegen das arme Haus so wenig wie das besser situirte den Frauen schuldig, wenn anders nicht beide höher hinaus wollen, als die weibliche Bestimmung gemeint ist, und in Folge dieser Ueberhebung auf das Beste verzichten, was dem Weibe gegeben werden kann.

Wenn neuerdings vielfach die Absicht und das Streben hervortritt, die Bildung der Frau der des Mannes möglichst ähnlich zu machen, wenn man eine Herabdrückung des Frauenlooses darin erblickt, daß die Frau nicht zu allen ihrer Befähigung nur irgend erreichbaren Berufsarten Zugang hat, welche dem Manne Erwerbsmittel sind, so sind diese Auffassungen und Tendenzen nicht Zeichen eines normalen Culturfortschritts, wofür sie sich halten und ausgeben, sondern Folge eines Nothstandes, der mehr noch in den mittleren als in den unteren Ständen herrscht: sie sind Folge davon, daß heute eine übergroße Zahl von unverheiratheten Frauen ihr

Brod selbst verdienen muß. Es sei dahingestellt, aus welchen zusammenwirkenden Ursachen dieser Nothstand hervorgegangen ist, und wie demselben Abhülfe gefunden werden mag: wenn er zum Anlaß würde, die Frauen dem in ihrer Natur ausgesprochenen Berufe zu entziehen, ihnen die eigentliche Berufsbildung vorzuenthalten und sie anstatt dessen mit einer Bildung auszustatten, welche das junge Mädchen geneigt machte, ledig zu bleiben, und den Mann bedenklich werden ließe, sie zu seiner Gefährtin zu wählen, dann dürften wir uns gewiß nicht rühmen, „aus der Noth eine Tugend gemacht zu haben".

Ob der Frauenkopf abstracter logischer Operationen minder fähig sei als der des Mannes, ob Frauen ebenso vollständige Begabung für die Künste besitzen, ebenso productiv und kraftvoll dichterisch zu gestalten vermögen, ob sie ebenso gute Geschäftsführer sein können wie die Männer, das kann hier nicht discutirt werden. Unbestritten aber ist, daß die Frauen die Mütter des Menschengeschlechts sind und bleiben werden; daß sie gesunde und berufstreue Mütter sein müssen, um gesunde und wohlgepflegte Kinder zu haben; unbestritten ist ferner, daß bereits durch die ersten, unübertragbarsten Aufgaben der Frau eine Arbeitstheilung geschaffen ist, welche der Frau die Leistungen zuweist, die „innerhalb der Mauern" zu vollbringen sind, während dem Manne zufallen muß, was draußen gewirkt werden soll. Schiller schrieb uns seine urdeutsche „Glocke" vor beinahe hundert Jahren; aber noch immer kann von dem Tagewerk der Frau, wie er es schildert, nichts gestrichen werden; und wenn wir bei Homer das Walten edler Fürstinnen in ihrem Hause kennen lernen, werden wir weder in der webenden und sinnenden Penelope noch in der klugen und züchtigen Nausikaa, die mit ihren Mägden den Kleiderschatz des Hauses reinigt und in neuer Frische zur Verwahrung bringt, ungebildete Frauen zu erblicken meinen. Die elementare

Frauenbildung — wir mögen an das allen Zeiten und allen Lagen gleichmäßig Eigene, oder an den besonderen Charakter von Zeiten und Culturstufen denken — verlangt, daß die Frau als verordnete Gehülfin des Mannes fähig sei, den Gatten in der Uebung seines Berufs zu ehren, zu würdigen und ihn darin zu schützen, indem sie ihm das Haus zur Heimath, zur Herberge für Leib und Seele macht; daß sie im Stande sei, Kinder und Haushalt mütterlich zu regieren; daß sie sich auf die leibliche und gemüthliche Pflege aller derer verstehe, welche ihr Bereich umfaßt; daß sie die dazu nöthige Arbeit zu thun und zu überwachen, zu lehren und zu leiten wisse; daß sie auch durch ihre Haltung ihre Rechte und ihren Rang zu behaupten vermöge. Was wäre im Palast und in der Hütte an dieser elementaren Frauenbildung zu entbehren? welche der bereichernden, vergeistigenden, schmückenden Zuthaten, die das wohlhabende und hochcultivirte Haus der Bildung seiner Töchter zu geben vermag, dürfte ihnen auf Kosten einer dieser elementaren Eigenschaften zu Theil werden? „Die Dinge und Menschen", welche die Frau „kennen, würdigen und lieben lernen" muß, um eine ganze Frau zu sein, werden ihr aber nicht durch die Schule und nicht durch die große Welt vertraut: im normalen Hause sind sie zu finden und Kennen und Lieben, Würdigen und Ueben gehen eben Hand in Hand, werden auch nicht in vereinzelten Lectionen sondern durch den Eindruck einer beherrschenden Ordnung, durch die Art des Hausgeistes, der aus dem Ganzen das Einzelne wirkt, dem Zögling zu eigen, wenn auch ausdrückliche Lehre und Anweisung nicht wird fehlen dürfen. Die ausdrückliche Lehre umfaßt jede Frauenarbeit, welche zur Ernährung, Bekleidung und Pflege der Hausgenossen im Hause selbst gethan werden muß; keine häusliche Anschaffung ist zu gering, keine Leistung zu wenig

sein, — die Frau muß sich darin sachverständig urtheilend, anordnend, zurechtweisend, im Nothfall stellvertretend zeigen können. Nur dadurch, daß die Leistungen der inneren Häuslichkeit von der Hausfrau selbst geleitet und vorgethan werden, liegt die Garantie dagegen, daß sie nicht in Verfall gerathen, wie es unstreitig geschehen würde, wenn ungebildete Miethlinge sie als ihre ausschließliche Domäne betrachten dürften*)

Vornehmlich im Gebiet der geistigen Dinge ist es Frauenart, instinctiv zu verstehen, so zu lernen, daß das Wissen und Können zur anderen Natur wird; eine rechte und schöne Frauenbildung wird immer den Eindruck machen, nur das anschmiegende Gewand einer schönen Natur zu sein; sie wird sich mehr im Benehmen als in Kenntnissen, mehr im richtigen Würdigen der Dinge und Menschen als im Wissen von denselben ausdrücken. Auch diese Wesensbildung wird der Frau am besten durch das zu Theil, was sie als Heimathluft einathmet, durch das Beispiel der Mutter, durch die Art des Hauses. Wie fein und edel aber auch diese Einflüsse seien, elementare Vorbildung für den Frauenberuf gewähren sie nur, wenn die Liebespflicht der Schwerpunkt ist, der alles Schöne in seinem Kreise hält. Die Liebespflicht ist es auch, welche das elementare Bildungsgebiet der Frau über das Haus hinaus erweitert: die Barmherzigkeit ist die Meisterin der Selecta, um deren willen die Jungfrau die Schwelle des Hauses überschreiten müßte, auch wenn es keine Vorträge zu besuchen, keine Kunstsammlung zu studieren gäbe. Das schöne

---

*) Daß die häusliche Frauenarbeit, wie sie z. B. bei eigenhändiger Betheiligung am Warten der Kinder, bei beaufsichtigendem und ordnendem Hin- und Herbewegen in Wohn- und Vorrathsräumen gethan wird, geeigneter ist, den Körper der Frau für seine mütterlichen Aufgaben tüchtig zu erhalten als sitzende Beschäftigung mit Kopf- und Handarbeit, wird kein Arzt bestreiten.

Sprichwort drr Engländer: charity begins at home, hat zweimal Recht: zuerst im Hause wird die Barmherzigkeit gelernt, zuerst im Hause soll sie geübt werden. Alle hülfreiche Erweisung des Starken gegen den Schwachen, des Hohen gegen den Niederen, des Gebildeten gegen den Ungebildeten hat etwas von Erbarmung in ihrem Wesen und Thun. Die jüngeren, die schwächer begabten Geschwister sind den älteren, den begabteren, die Dienenden den Herrschenden der im Hause selbst gegebene Gegenstand solchen Bezeigens, und es ist nicht nur die zarte Pflicht der Barmherzigkeit, den Empfangenden nicht fühlen zu lassen, daß die Gabe von oben nach unten fließt; wirklich führt ja auch die Barmherzigkeit, wo sie die rechte ist und an den Rechten kommt, zu gegenseitiger Bereicherung. Möchten doch nur unserem überaus regen Bildungsehrgeiz darüber die Augen aufgehen, welcher Bildungsquell für die Gebildeten der Umgang mit Ungebildeten, für die Reichen das Kennenlernen der Armen ist! Es giebt keinen besseren Prüfstein für eine zur anderen Natur gewordene, wahrhaft feine Umgangskunst als den Verkehr des Gebildeten mit Ungebildeten — so einfach diese Kunst, so fein ist sie; die Liebe lehrt sie, aber nur durch Uebung!

Und das Kennenlernen! Abgesehen davon, daß man das Leben überhaupt nicht kennen lernt, wenn man es nur vom Sperrsitz der eigenen Situation aus beschaut, — wie bedeutungsvoll ist z. B. für den durch seine Lage Geborgenen das Kennenlernen dessen, was es heißt: arm sein, arm und krank sein, arm und krank und dabei geduldig sein, arm, krank und geduldig, und dabei bescheiden und dankbar sein für einen Augenblick der Theilnahme, die der Ungeprüfte für den Hochgepfrüften und Bewährten erübrigt! Sollte dies Kennenlernen nicht bildender sein als eine französische Conversationsstunde? — Und welche Schule für praktische Umsicht,

für Ueberwindung mancher widerwärtigen Mühseligkeit bietet die Uebung des Erbarmens! Welche Anregung zum Entbehren des Ueberflüssigen, zum Verwerthen des als unwerth Geachteten! Gesetzt, eine Frau sei in allen Sprachen und Künsten bewandert, sie wisse sich zu benehmen und auszunehmen, und sie verstände sich nicht auf die Uebung der Barmherzigkeit, könnte man dann nicht mit größtem Recht sagen, es fehle ihr ein Hauptstück der Bildung? — ein Hauptstück der elementaren Frauenbildung gewiß!

Die elementare Frauenbildung blickt nicht mit grämlicher Eifersucht, nicht mit ascetischem Hochmuth auf die heiteren, spielenden, erquickenden und seelenvollen weiblichen Bildungsbestrebungen, welche heute an Stelle sentimentaler Freundschaftsergießungen und eines faden und galanten geselligen Formenkultus getreten sind. Aber die Frau, ohnehin durch ihre Naturgebundenheit, durch ihre innere Wesensanlage zur Hüterin des Elementaren berufen, kann auch der elementaren Bildung nicht entrathen; diese ist die Voraussetzung für das Recht jedes weiteren Strebens, sie hat die Richtung und das Maß desselben zu bestimmen, wenn nicht alle Fortbildung Verbildung und Karrikatur werden soll.

Beobachtet man den Verkehr junger Geschwister, Knaben und Mädchen, so wird man finden, daß der Bruder die Schwester lehrt, die Schwester den Bruder bildet. Dies natürliche Verhältniß behauptet sich, bezüglich der Grundzüge aller Bildung, der gemüthlichen und praktisch-sittlichen, auch im späteren Leben, wenn der Mann ein ganzer Mann und die Frau eine rechte Frau ist.

Elementares Glück.

Wenn wir nach den Elementen des Glücks fragen, dürfen wir unter Glück nicht einen utopischen Zustand verstehen, wie

phantastisches und üppiges Genußverlangen ihn träumt, sondern nur eine günstige Gestaltung des irdischen Lebens innerhalb der Bedingungen, in denen es uns nun einmal geordnet ist von Dem, der es gegeben hat. Schon damit, daß wir sterben müssen, nachdem wir schneller oder langsamer verwelkt sind, daß die Dauer keines Besitzes, an dem unser Herz hängt, uns verbürgt ist, liegt zu Tage, wie auch im besten Falle nur in beschränktem Sinne das Glück als ungetrübter Daseingenuß möglich ist.

Dabei sehen wir, auch bezüglich der innerhalb dieser Bedingungen möglichen Wohlseinsgewährungen, schroffe und unüberwindliche Gegensätze die Menschenloose theilen. Es scheint, daß wesentliche Bedingungen eines erfreulichen Zustandes dem einen Theil der Menschen gewährt, dem anderen versagt sind. Dieser Schein ist zu prüfen. Wäre es Unglück, arm, und Glück, reich zu sein; wäre es Glück, berühmt, bewundert, allbeliebt, und Unglück, von der Welt unbeachtet, nur Wenigen werth zu sein, auf einer bescheidenen Stufe der Gesellschaft zu stehen; wäre es Glück, glänzende Talente zu besitzen, und Unglück, nur mäßig begabt zu sein — dann wäre dem bei weitem kleineren Theil der Menschen Glück beschieden, dem anderen wäre es versagt; man würde sagen können, um glücklich zu sein, müsse man Glück haben.

Verstehen wir aber unter Glück eine Beschaffenheit unserer selbst und unserer Verhältnisse, welche uns gestattet, die unserer menschlichen und individuellen Natur verliehenen Kräfte in erfolgreicher Weise zu regen, uns an Gleichgesinnte mit Herz und Willen anzuschließen und der Gaben des Lebens, wie sie Allen und Jedem an seinem Theil beschieden sind, froh zu sein, so werden wir finden, daß das Glück nicht nur einigen Bevorzugten zugedacht ist, sondern, daß es uns Allen gebührt nach Glück zu streben, daß wir Alle hoffen dürfen, Wohlsein zu erringen, sofern wir

trachten, zu sein, was wir sein sollen und zu empfangen und zu genießen, was uns bestimmt ist. Ja, es wird uns nicht entgehen, daß außer den stetig und für Alle fließenden Glücksquellen in jedem Menschenloose ungerufene und unberechenbare Hülfen sich darbieten, um Momente besonderer Beglückung, erfreuliche Erwerbungen von dauernder Tragweite herbeizuführen. Auch die Erfüllung der kühnsten Träume und Wünsche, die Befriedigung aller äußeren Wohlseinsbedingungen finden wir hier und da auf ein Menschenloos gehäuft; aber gewiß, nicht „der Neid der Götter" sondern die Gnade Gottes hat uns die Macht versagt, solche Combinationen herbeizuführen oder gar sie festzuhalten, wenn je sie entstehen; denn leben heißt werden, und nicht der Satte, sondern der Entbehrende ist geschickt, zu wollen, zu trachten und zu erringen.

Allerdings aber würde das Entbehren allein uns nicht zu freudigem und erfolgreichem Ringen geschickt machen.

Wenn wir der Bitte um unser tägliches Brot den Dank gegenüberstellen wollten für das, was wir als Erfüllung dieser Bitte täglich und in jedem Augenblick empfangen, so würden wir vor Allem für die Einrichtung zu danken haben, daß wir nicht nur unser Brod zu erwerben und uns der immer neu belebenden Ernährung zu freuen fähig sind, sondern auch, daß wir die verordnete Arbeit des Lebens als wohlthuende Selbstbethätigung empfinden. Mit Recht werfen wir der pessimistischen Lebensansicht als Undank vor, daß sie die Gesundheit, d. h. doch den normalen Zustand des leiblichen Befindens und der leiblichen Kraft, nicht als ein positives Gut gelten lassen will, „weil wir der Gesundheit nicht anders inne zu werden vermöchten als durch deren Herstellung, nachdem sie eine Störung erfahren habe." Wir sollten uns nicht begnügen, diesen Standpunkt theoretisch abzulehnen, wir sollten in der That den Besitz unseres wundervoll gefügten leiblichen

Organismus, wir sollten die Gesundheit als Element des Glücks schätzen und pflegen, und zwar nicht die Gesundheit des Einzelnen nur. Die Gesundheit ist, auch wenn nicht gerade Epidemieen herrschen, in höherem Grade als man es sich klar zu machen pflegt, Gesammtbesitz jeder engeren und weiteren Gemeinschaft und müßte als solcher geachtet, gefördert werden. Das ist nicht als Huldigung für den Materialismus gemeint. „Der Leib ist mehr denn die Speise"; indem die Ordnung Gottes unsere Lebenstüchtigkeit von der Gesundheit abhängig gemacht hat, wollte sie keineswegs unser Streben in den Dienst leiblicher Genüsse stellen. Wären Trägheit und Ueppigkeit dem Leibe heilsam, gediehe die Gesundheit bei Neid und Mißmuth, bei Ehrgeiz und Haß, führten Arbeit, Genügsamkeit, uneigennützige und friedvolle Gesinnung zu leiblicher Verkümmerung, dann freilich ständen die sittlichen und die leiblichen Mächte, welche uns regieren, miteinander in unsühnbarem Streit und es bliebe dem Menschen nur „die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden."

Aber so väterlich und so hoch hat es die erziehende Weisheit Gottes mit uns angelegt, daß wir des Glücks der leiblichen Gesundheit um so reichlicher und sicherer genießen, wenn wir als muthige und rüstige Kämpfer unsere Kräfte gebrauchen, daß die Uebung der sittlichen Kraft auch die leibliche stählt. Dieser Harmonie der moralischen und der materiellen Natur danken wir es auch, daß die Gesundheit nicht Vorrecht des Reichthums und der geistig Hochentwickelten ist, daß sie in den einfachsten Verhältnissen oft am besten gedeiht und durch die steigende Gesittung, durch den steigenden Ernst der privaten und der öffentlichen Erziehung immer mehr zum Gemeingut, immer mehr zum Element des Gesammtwohls werden kann.

Die Krankheit, die Entbehrung der ersten elementaren

Glücksbedingungen zu bannen, wird freilich niemals gelingen. Als hoffnungslose, als unablässig quälende, als wesentliche Organe lahm legende, tritt sie in Gestalten auf, in denen sie alles Glücksgefühl aufheben zu müssen scheint. Wer aber Krankenloose zu vergleichen weiß, wer die Vorgeschichte des einen neben die Vorgeschichte des anderen Kranken zu halten vermag, der kennt auch die Macht, mit welcher die inneren Glücksbedingungen sich selbst gegen ihren schonungslosesten und mächtigsten Feind durchzusetzen wissen, wenn sie der rechten Art sind. Wem würde größere Liebe zu Theil als dem selbstlosen Kranken? Wem bezeugte sich augenfälliger neben der großen Macht des Körpers über die Seele die größere Macht der Seele über den Leib? Und der Ertrag überstandener Krankheit! Abgesehen von allem moralischen Gewinn: wer anders kennt die Frühlingswonne, das Jugendgefühl der Genesung, als wem von schwerer Krankheit aufzustehen vergönnt ist?

Aber selbst die Fülle der Gesundheit und Kraft wäre für unser Glück vergeblich, ohne den Wirkungskreis, in dem wir sie mit Erfolg gebrauchen können. Um uns zu beglücken, muß allerdings unser Pflichtenkreis unsern Kräften gemäß sein, er muß sie nicht nur in Anspruch nehmen, er muß sie verwerthen, muß ihrer Uebung Anlaß, ihrem Wachsen Raum geben. Eine bedenkliche Erschwerung für den Erwerb dieser elementaren Glücksbedingungen scheint darin zu liegen, daß die gesellschaftliche Ordnung uns zwingt, allzufrüh die Wahl des Berufs zu treffen. Die Frau zwar, wie bereits ausgeführt wurde, empfängt in normalen gesellschaftlichen Zuständen ihren Beruf mit ihrer angeborenen Stellung und durch die natürliche Gestaltung ihres persönlichen Looses; sie hat ihn erst dann innerhalb einer Fachthätigkeit zu wählen, wenn das Geschick ihr versagt, durch Ausfüllung ihres natürlichen Postens

ihr Dasein zu verwerthen und zu bezahlen. Der Beruf des Mannes dagegen ist zu wählen, wenn ihm nicht die besondere Gunst wird, in den Beruf des Vaters, des Geschlechts hineinzuwachsen. Auch dann noch ist es die Frage, ob nach der besonderen persönlichen Art und Anlage die Erbschaft angetreten werden kann, und diese Entscheidung muß, gleich der völlig freien Wahl, in einem Alter getroffen werden, wo weder Erfahrung noch innere Festigung den Zug der Neigung als einen berechtigten und bleibenden verbürgt. Aber auch hier hat die göttliche Ordnung besser als es scheinen könnte für die elementaren Glücksbedingungen gesorgt. Nicht nur, daß Anlagen, welche so entschieden für einen Beruf prädestiniren, daß dessen Verfehlen ein dauerndes Mißverhältniß zwischen Sollen nnd Können, Mögen nnd Müssen herbeiführen würde, sich schon früh zu verrathen pflegen; der Mangel an Erfahrung und Festigung wird für jede weithin entscheidende Wahl durch einen der Jugend eigenen Vorzug aufgewogen: der jugendliche Mensch hat ein bestimmteres und mächtigeres Gesammtgefühl seiner selbst als der durch Erfahrung belehrte und nur nach Ueberzeugung handelnde. Neben seinen Gaben kennt und fühlt der Jüngling seine Neigungen und deren Tragweite, neben den Berufsaufgaben stehen die weiteren geistigen Beziehungen, in welche der besondere Beruf führen wird als ihm gemäße oder ungemäße vor seiner Seele; Eindrücke, die irgend eine den Beruf repräsentirende Leistung oder Persönlichkeit ihm gemacht, wirken als unwiderstehlicher Zug. So wählt der Unerfahrene guten Glaubens, wie von seiner Bestimmung geführt, und dieser gute Glaube hilft bereits über die schwierigen ersten Strecken des einzuschlagenden Weges, oft über die heikelsten Fragen und Erwägungen hinweg, mit denen „der Verstand des Verständigen“ zu rechnen haben würde. Sehr geringe Bürgschaft für das Glücken des Unternommenen

würde aber in der Sicherheit des Wählenden liegen, wenn nicht Motive, die der Sache fremd sind, ihm fern geblieben wären. Hier vernehmen wir abermals einen vollen Akkord aus der Harmonie der göttlichen Ordnung, eine volle Bestätigung dafür, daß uns die Elemente des Glücks bereits in den Elementen der Sittlichkeit zugedacht sind: haben weder Ehrgeiz noch Habsucht, weder Trotz gegen die Verhältnisse und den Willen Anderer noch feige Fügsamkeit auf die Berufswahl eingewirkt; ist sie geschehen in der reinen Absicht, das anvertraute Pfund zu verwerthen und der Pflicht gegen den engeren und weiteren Kreis gerecht zu werden, an dessen Dienst wir uns gewiesen finden, dann wird die Uebung des Berufs zur Quelle reinsten Wohlseins. Welche Fülle von gesunder Befriedigung inmitten aller Mühsal und manchen Mißlingens der wohlgewählte, heilsame Wirkung auf Andere gewährende Beruf giebt; welche Aussaat von Mißbehagen und Ueberdruß in jeder mit Unrecht, in eitler Selbstverkennung, aus Ehrgeiz oder Gewinnsucht erwählten Lebensaufgabe sprießt, wie zufrieden man bei der bescheidensten und mühevollsten Arbeit sein kann, wenn man sie als Erfüllung der zugewiesenen Pflicht vollbringt, das lehrt uns tiefer dringende Achtsamkeit auf die uns aus den Menschenherzen entgegenklingende Grundstimmung. Der rechte und recht erfüllte Beruf ist Waffe gegen die Zudringlichkeit aller kleinen Wetter, die mit dem Beruflosen ihr Spiel treiben; der Beruf ist der Stab, an dem der Wankende getrost weitergeht, wenn ernste Schicksalsschläge das Herz verwundet haben. Ein rechter und recht erfüllter Beruf ist selbst dann wirksames Element dauernder Beglückung, wenn er die Stelle anderer elementaren Glücksbedingungen ausfüllen, wenn er dem einsam Lebenden Familie und Haus ersetzen muß; in solchem Falle bewährt er sich auch an Frauen, welche nicht willkürlich auf einen normalen Pflichtenkreis verzichtet haben.

Wie über den Beruf, so hat auch über eine andere schwerwiegende elementare Glücksbedingung unsere eigene Wahl meist schon in den Jahren der Unerfahrenheit und der inneren Unfertigkeit zu entscheiden. Ob das Haus, die Familie sich aus innerlich zusammengehörenden, einer unlöslichen Verbindung fähigen Elementen bilden, ob sie aus festem oder aus wankendem Boden hervorwachsen sollen, das hängt von der Wahl derer ab, die sich zu dieser Gründung verbinden und ihr eigenstes Selbst hineinbauen. Wie soll das jugendliche Herz mit Sicherheit finden, was in der Dauer des Lebens sich ihm als das Rechte bewähren wird; wie soll es, unter den unvermeidlich eintretenden Wandelungen der eigenen Ansichten und Interessen, festhalten an dem Gefundenen? — Die Volksweisheit sagt: die Ehen werden im Himmel geschlossen. Darin liegt alle Auskunft, wenn wir stark und rein genug sind, uns daran zu halten. Was im Himmel geschlossen wird, das vernimmt nur das einfältige, von Außen- und Nebendingen nicht beirrte Herz; und nur das fromme Herz beruhigt sich bei dem Geschlossenen.

Die Treue der zur Ehe Verbundenen wurde oben als Element der Sittlichkeit ins Auge gefaßt; in nicht minder hohem Maße bewährt sie sich als Element des Glücks. Aber beglückend im engeren, ja sagen wir getrost im natürlichen Sinne, ist die Treue nur dann, wenn bei der Schließung des Bundes die Herzen frei und offen gewesen sind für das Glück, das als beschiedenes erkannt werden mußte. „Wenn das Auge ein Schalk ist", so betrügt es seinen eigenen Herrn. Gewiß ist auch das Glück der wahren Ehe nicht gemeint als die Erfüllung aller Wünsche und Träume einer üppigen Phantasie, sondern als ein unter treuer Arbeit, unter selbstverleugnender Hingebung werdendes und wachsendes; aber es ist elementares Glück, sofern es Wesen verbindet, die einander verstehen in

ihren zartesten Seelenerfahrungen, in ihren edelsten Bedürfnissen, in ihren innersten Motiven; und Gott hat den Menschen so gemacht, daß diese Zusammengehörigkeit sich auch dem äußeren Sinn mächtig und beglückend kund giebt, wenn er nicht durch Begehren irregeführt wird, die ohne Wurzel in unserer eigentlichen Wesenheit, als Parasiten zu ungebührlicher Herrschaft aufgeschossen sind.

Ist die Ehe die Urform aller menschlichen Verbindungen und in ihrer idealen Verwirklichung werth, als Vorbild aller engeren und weiteren Vergesellschaftung zu gelten, so ist doch weder die Kraft noch der Beruf zu beglücken auf die Ehe oder auch nur auf die Familiengemeinschaft beschränkt. „Wer auch nur Eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund", der ist geladen in den Chor der Freude einzustimmen, und die Umarmung aller Mitlebenden ist dem Dichter Ausdruck höchsten Glücksgefühls: so huldigt unser begeisterter Schiller in seiner Weise der Verbrüderung, zu der uns der Heiland durch die Gotteskindschaft beruft. Den aber, der nie eine andere Menschenseele sein eigen nennen konnte, den weist der Sänger hinweg aus dem Bunde der Jubelnden; er hat Recht, denn jeder Mensch kann Freund sein und Freunde haben, jeder soll es; das Glück der Gemeinschaft ist Lebenselement; es ist Keinem versagt, der nicht sich selbst den beglückenden Bindungen der Liebe versagt. Und für Alle ist gesorgt, für die bescheidenen und für die selbstvertrauenden, für die kindlichen und für die väterlichen, für die schwachen und für die starken Herzen; wer nicht herrschend sich anderer Seelen zu bemächtigen weiß, der möge sich dienend den Anschluß gewinnen; wer uicht zu lehren weiß, der möge lernen; wem der Kreis der Blutsangehörigen zu eng ist für die Fülle und Kraft seines Herzens, der möge „an's Vaterland an's theure" sich anschließen. Jedes edle Streben, jede Gesinnungs- und

Glaubensgemeinschaft führt zu Bindungen, die uns zu unserem Rechte an elementares Lebensglück verhelfen. Sobald aber unser Herz dazu herangewachsen ist, über die engsten, individuell bedingten Beziehungen hinaus zu lieben, Schmerz und Freude Anderer bis zur lebendigen Aneignung mitzufühlen und sich in diesem erweiterten Kreise zu bethätigen, dann ist uns die Freude am Leben unverlierbar geworden: Menschen werden einander entrissen, die Menschheit bleibt uns. Wie wir durch Verträge einander Haus und Hof gegen die Wetter des Zufalls assekuriren, so assekuriren wir durch die Liebe einander das Lebensglück gegen die vernichtenden Schläge des Einzelschicksals. Die Ungleichheit der Loose, das Vermögen der Einen, das Unvermögen der Andern, die Jugend der Einen, das Alter der Andern erhöht den Anreiz und verstärkt die Pflicht der gegenseitigen Beziehung: man sehe nur die Erfahrungen der Barmherzigkeit auf die Summe der Beglückung an, die sie dem Gebenden einbringen, und man wird nicht verkennen, daß in der Pflicht der Reichen gegen die Armen, der Wissenden gegen die Unwissenden, der Guten gegen die Verirrten nicht nur, wie oben ausgeführt wurde, ein Element der Bildung, sondern ein unerschöpflicher Quell elementaren Glücks gegeben ist.

Und während in den Hauptzügen der natürlichen und der gesellschaftlichen Ordnung, in der Ausrüstung unseres Organismus für die Arbeit des Lebens, in der Nöthigung zu dieser Arbeit und im Gedeihen unserer Kräfte durch dieselbe, in der gegenseitigen Ergänzung der Geschlechter, der Persönlichkeiten und der Gesellschaftskreise Jedem Weisung und Gesetz zu beglückender Nutznießung und Erwerbung gegeben ist, strömen auch zu beliebiger Aneignung rings um uns Quellen der reinsten Freude; wir brauchen uns nur eine derselben hinwegzudenken, um sofort zu erkennen, in welchem Feengarten

zu wandeln uns vergönnt ist. Könnten nicht unsere wunderbar bereiteten Sinneswerkzeuge für jedes ihrer nützlichen Aemter ausgestattet sein, könnten sie uns nicht als Erleuchter, als Wächter, als Verkünder dienen, ohne die Schönheit der Dinge zn vernehmen? oder umgekehrt: könnten nicht die Dinge nützlich, interessant, sogar bewundernswürdig sein, ohne schön zu sein? Der Prachtbau der Pflanze, des Baumes, das paradiesische Spiel der Farben in Luft und Meer, auf Berggipfeln und im Thautropfen, der Gesang der Vögel und der Klang der Saiten der Menschenbrust, die Anmuth des Kindes und der Adel der Mannesschönheit — sind alle diese erfreuenden Bildungen und Erscheinungen nicht zu unserer Beglückung gewährt? — Ins Unendliche ließe sich dies Erzählen der Ehre Gottes fortsetzen nach der Melodie, die vor Tausenden von Jahren der 19. Psalm angeschlagen hat! Hätten wir aber nicht Ursache, Psalmen zu singen, auch ohne alle diese Ergießungen der überschwänglichen Gnade Gottes?

Vergeblich jedoch wären für unsere Beglückung alle Bedingungen des Glücks in den Gesetzen und im Schmuck der Welt, wenn nicht Gott die Urkraft der Freudefähigkeit in uns gelegt hätte; denn unser menschliches und unser individuelles Loos und unser Empfinden unseres Looses sind zweierlei Dinge.

Weil aber die Freudefähigkeit nicht eine Kunst, nicht ein Bildungsprodukt, weil sie eine Urkraft der Seele ist, gilt es nicht, sie zu erwerben, sondern sie zu erhalten und zu behaupten. Sie wird vergeudet durch Uebersättigung des Genußbedürfnisses, sie wird erstickt durch kleingläubige Sorge, durch eigensinniges Begehren bestimmter Gewährungen des Schicksals, sie wird verloren durch Undank.

Suchen wir das Glück in den elementaren Lebens-

bedingungen, lassen wir uns daran genügen, es da zu finden und mit Dank zu nehmen, wo es uns beschieden ist, so wird auch die Kraft, es zu empfinden uns nicht fehlen, und wir werden es hindurchretten durch Kampf und Entbehrung, durch Mißlingen und Verluste.

„Kommt Kinder, wischt die Augen aus,
Hier giebt es was zu seh'n,
Und ruft die Mutter auch heraus:
Die Sonne will aufgeh'n!"

Lassen wir diese wenigen schlichten Verse unseres Matthias Claudius einen Augenblick auf uns wirken — sie sagen Alles, was der Mensch an ursprünglichen Glücksbedingungen nicht erwirbt, sondern besitzt und bewahrt, wenn er mit fromm zufriedenem Kindesherzen in den einfachsten Beziehungen des Lebens daheim bleibt, wenn er nicht selbst ihren beglückenden Zauber bricht, indem er sich anstatt der schönen, unerschöpflich reichen, wundertiefen Gotteswelt eine trügerische Traum- und Flitterwelt zusammenleimt, in der das Herz nicht nur die wahre Freudefähigkeit, leider oft auch das Heimweh nach dem heiteren Element verliert, für das es geschaffen ist.

Hat unser Gemüth sich die elementaren Glücksbedingungen bewahrt, so hat es damit die Fähigkeit tiefer Schmerzen nicht verloren. Wie hat unser gewaltiger, unser fröhlicher, unser glaubensfester Luther am Krankenbett seines Lenchens gerungen und gezagt, wie hat sein Herz geblutet, daß er es dem himmlischen Vater wiedergeben solle, bei dem er es doch besser als hienieden aufgehoben wußte! Viel schärfer und bitterer noch waren die Schmerzen, die er als Märtyrer seiner großen Mission zu dulden hatte, wenn Vater und Freunde sich an ihm ärgerten, wenn neben dem jungen Weizen geiles Unkraut aus dem Boden seiner Lehre aufschoß! Er aber, wenn je ein Mensch, war dadurch stark, das Leben zu tragen, daß die

elementaren Bedingungen der Kraft unversehrt in ihm wirkten; sein männliches Kindesherz erhielt ihm unter der großartigsten Geistesarbeit und bei den einschneidensten Schmerzerfahrungen die Fähigkeit der Freude an den einfachsten Gütern des Lebens: an den Wundern der Natur, die er nicht müde wird zu bestaunen und in fröhlich dankbaren Worten zu preisen; an Weib und Kind und Freunden, an aller Welt, wenn sie in unverdorbener, besonders auch in kindlicher Gestalt in sein Auge fiel, und an der edlen Musika. Vor Allem aber an seiner edlen Arbeit.

Höchster Lebensernst und harmloser Kindessinn finden sich nicht bloß in Naturen von so überreicher Ausstattung beisammen; es ist überhaupt sittliches Naturgesetz, daß neben gesammeltem Streben nach wesentlichen Zielen, neben treuer, mühevoller und selbstloser Pflicht- und Berufserfüllung die Fähigkeit sich am reinsten behauptet, ja im reiferen Leben oft in immer höherem Maaße zur Geltung kommt, der Gaben des Augenblicks, des Sonnenstrahls — und gleite er nur vorübergehend aus dunklem Gewölk — dankbar froh zu sein. Dankbar froh! Das Dankgefühl, schon dem menschlichen Geber gegenüber, verklärt die Freude an der Gabe; der Dank gegen Gott hebt das Glücksgefühl nicht nur aus jeder Verdunkelung, die etwa die Sorge um den Bestand ihm geben könnte; er macht die Freude zur Triebkraft sittlicher That und giebt so dem Glück segensvolle Fruchtbarkeit.

Wenn das Wort uns glaubhaft ist: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere alles zufallen", und wenn wir aus dem freundlichen Munde, der dies Wort gesprochen, unter dem „Andern allen" getrost verstehen dürfen Alles, was wir als Menschen zu wünschen, zu wollen und zu bitten nicht

umhin können, dann wird es uns nicht befremden, in den Elementen der Sittlichkeit, in den Elementen der Bildung, in den Elementen des Glücks einen durchgehenden Zug zu finden, der auf jene Weisung zurückführt.

Weil das Ziel des Lebens ein einheitliches, darum ist das Leben überhaupt einfacher gemeint, als wir es unter der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, in denen es uns entgegentritt, inne zu werden pflegen; die Bedingungen, aus welchen unser sittliches und geistiges Werden und unsere Freude am Leben erwächst, sind aber auch fester umschrieben und unerbittlicher, als es bei der reichen Auswahl an Wollens-, Wissens-, und Wünschenswerthem, das sich uns darbietet, dem geblendeten Auge scheinen möchte. Da der Augenblick kommt, wo nichts mehr uns blendet, wo wir erkennen, aus wie wenigen Hauptfaktoren die Summe des vollbrachten Lebens sich zusammenzieht, sollten wir, auch ehe die Rechnung geschlossen wird, die Gewinne, um die wir uns mühen und kümmern, auf ihren elementaren, und das heißt auf ihren Dauerwerth ansehen.

Empfindlichkeit.

Wenn das Wort Empfindlichkeit nicht das verrätherische „l" vor seiner vorletzten Silbe hätte, so würde es der Meinung entsprechen, welche die Empfindlichen selbst von ihrer Gemüthsbeschaffenheit haben; sie halten sich für die vorzugsweise Empfindenden, für die lebhafter und feiner Empfindenden, deren zartere Besaitung für das Benehmen der unwissentlich und wissentlich Verletzenden maßgebend sein sollte. Man kann den Empfindlichen die Berechtigung ihres

Empfindens zugeben. Der Stich einer Nadel, die nur eben die Hautnerven verletzt, das Ziehen an einem Haar kann empfindlich weh thun; ein Stoß an den Jedermann bekannten Punkt des Ellbogens, wo gewisse Nervenstränge der Oberfläche nahe liegen, verursacht einen der penetrantesten Schmerzen. Niemand kann leugnen, daß die Augenblicke höchst unangenehm sind, wo man Verletzungen solcher Art erfährt; aber der Eine lacht, indem er unwillkürlich aufschreit; der Andere macht ein klägliches und vorwurfsvolles Gesicht dabei — der Letztere ist der Empfindliche. Nicht seine Reizbarkeit gegen den Schmerz ist größer, sondern seine Neigung, mit sich selbst Mitleid zu fühlen, vielleicht gar mit der lebenden oder leblosen Ursache seines Unbehagens zu schmollen, während energischere oder selbstlosere Menschen sofort die Geringfügigkeit des erlittenen Schadens in Anschlag bringen und zu anderen Eindrücken übergehen.

Die Empfindlichkeit ist das verzogene Kind seiner Eltern und der Spott und Verdruß der Nachbarn und Kameraden. Das geringfügigste Erleiden wird von dem Kinde vor die Eltern gebracht, jede Klage wird von den zärtlichen Eltern angenommen; das Kind hat immer Recht, sei es der Lehrer, über dessen Härte es sich beschwert, sei es die rohe Neckluſt der Spielgefährten, die ihm weh gethan hat. Die Eltern können es nicht weinen sehen; es wird zur Entschädigung für Alles, was ihm von Andern zu Leide geschieht, gestreichelt, mit Zuckerwerk beschenkt; man schilt mit ihm auf die Grausamen, die ihm zu nahe gekommen sind. Daß das Kind durch solche Verhätschelung immer verletzbarer wird, bemerken die Eltern nicht. Kommen die Thränen häufiger, werden die Klagen bitterer, so nimmt man an, daß die Härte der Beleidiger noch zugenommen habe. Endlich behält man das Kind wohl zu Hause, entschädigt es durch Geschenke und

Bücher für Schule und munteren Verkehr. Seine Wangen werden freilich bleicher, sein Auge matter, sein Lächeln fader; aber man sieht es nicht mehr weinen, und alles Andere kann man ertragen; nur es weinen sehen — nein, das kann man nicht!

Wer sind diese grausam zärtlichen Eltern des armen Kindes? sollte man sie nicht überzeugen können, daß es dem Kinde für Herz und Sinn gesund ist, wenn es sich mit der freien Luft des Verkehrs vertragen lernt, auch wenn diese zuweilen etwas rauh ist? Sollte man dem Kinde nicht lehren können, daß eine kleine Bosheit, mit Humor aufgenommen, eine kleine Rücksichtslosigkeit, mit Sanftmuth ertragen, mit Güte vergolten, die Gegner entwaffnet und gewinnt? — Es wäre ganz verdienstlich, den Eltern solche Pädagogik zu empfehlen, aber sie sind etwas beschränkte und untraitable Leute. Sie heißen Dünkel und Weichlichkeit. Arme Empfindlichkeit! In der Regel ist zwar nicht zu rathen, daß das Ei klüger sein wolle als die Henne, aber in diesem Falle wäre dem Kinde zu wünschen, daß es sich zur Emancipation von Vater und Mutter ermannte.

Dünkel und Weichlichkeit sind nämlich nicht die wirklichen Eltern der Empfindlichkeit sondern nur ihre Pflegeeltern, denen sie auf Zeit übergeben war. In Wahrheit stammt sie ab von Stolz und Zärtlichkeit. Diese hatten, weil sie über die Erziehungsprincipien sich nicht recht einigen konnten, den unscheinbaren Sprößling jenen subalternen Pflegern übergeben, zu denen die Kleine von jeher einen gewissen Zug gezeigt hatte.

Merkt nun das Kind, daß der goldene Käfig, in welchem es von ihnen gehalten wird, ein Käfig ist, so wird es seinen liebreichen Kerkermeistern entfliehen und sich an die Brust seiner Eltern werfen. Diese werden es zwar etwas ver-

kümmert und entstellt finden, aber doch die edlen Züge der Abstammung wiedererkennen. Sie werden bereit sein, den schwachen Sprößling in ihre eigene Obhut zurück zu nehmen. Aber sie werden ihm ihre Bedingungen machen:

Deine feine Haut und die Liebebedürftigkeit deines Herzens, sagt die Mutter, sind ganz nach meinem Sinn; aber du mußt deine weichen Hände künftighin gebrauchen, um Andere, nicht um dich selbst zu streicheln; und wenn du gern geliebt sein willst, so fange getrost mit dem Liebegeben an und fahre damit unbekümmert fort, bis das Nehmen von selbst an die Reihe kommt. Sonst wird man sagen, sie gleicht ihrer Mutter, aber nicht en beau.

Der Vater spricht: es freut mich, daß du es fühlst, wenn man dir zu nahe kommt, aber mit weinerlichem Zurückweichen thust du deinen Beleidigern zu viel Ehre an; und wenn es dir auch, als einer Dame, nicht anstehen würde, dich gegen deine Beleidiger in die Brust zu werfen, so geziemt es doch meiner Tochter, sich nicht merken zu lassen, daß es gelungen ist, ihre verletzbare Stelle zu treffen; es ist edler, mancherlei, auch eine kleine Demüthigung, mit sich selbst abzumachen, und man lernt dabei, durch innere Würde die Würdigung zu verdienen, nach der man im Herzen verlangt.

Fügt das Kind sich den Bedingungen der Eltern und lebt es ihnen nach, so wird man es, wenn es zu Jahren gekommen, Zartgefühl nennen. Es wird nicht mehr bleich aussehen und der kränkliche Zug um den Mund wird einem milden Lächeln gewichen sein. Der Schmerzen der Kindheit wird es sich nur erinnern, um Verletzung Anderer sorgsam zu meiden.

Energie. Entschlossenheit.

Hamlet, der in Deutschland am sorgfältigsten studirte und am meisten diskutirte der Helden Shakespeare's, ist je länger je mehr, manchem seiner Gegner und seiner Anwälte zum Trotz, als Typus derjenigen Geistes- und Gemüthsbeanlagung aufgefaßt worden, welche entschlossenes und energisches Handeln am wenigsten begünstigt. Er vollbringt zwar rasche und sogar blutige Thaten, er greift durch die Art seines Handelns in entscheidendster Weise in das Schicksal Anderer ein; der Drang, seiner Mission zu genügen, erfüllt seine ganze Seele; aber er vermag nicht, gerade auf sein Ziel loszugehen; er thut, was er nicht soll und erreicht, was er nicht will: während er den Vater rächen, den Mörder strafen und sein eigenes Recht ergreifen soll, läßt er Unschuldige büßen und vernichtet endlich mit dem Schuldigen zugleich sich selbst. In geistreicher Weise hat einer der neuesten Ausleger für Hamlets Umwege und für sein schließliches Scheitern den Umstand verantwortlich machen wollen, daß Hamlet nicht in der Lage ist, den Schuldigen überführen zu können. Hamlet selbst kennt die Hindernisse besser, welche ihn gefangen halten. Sie liegen in seinem Naturell, in seiner melancholisch-träumerischen, grüblerisch-erwägenden Gemüthsart, die, dem Handeln überhaupt abhold, vor einer folgenschweren That, wie sie ihm auferlegt ist, vor dem Uebergang aus der Lage des Kritikers und Märtyrers in die Lage des Thäters und Herrschers, vor dem Vertauschen der reinen Sphäre der Meditation mit der blutigen Bühne der Weltkämpfe, zurückbebt. Niemand fühlt den Vorwurf der Unzulänglichkeit, welcher sein Naturell trifft, schärfer als er selbst. Als er den Ausdruck der Leidenschaft sieht, welchen

der Schauspieler durch Anempfindung hervorzubringen weiß, fühlt er sich beschämt. „Was ist ihm Hekuba?“ ruft er aus; nnd sie erpreßt ihm Thränen, sie macht seine Nerven erbeben! welche Wirkungen würde er hervorbringen, „wenn er das Stichwort und den Ruf zur Leidenschaft hätte wie ich?“ Hamlet selbst erscheint sich neben solchem Feuer als ein unfähiger, lauwarmer Gesell, den die zwingendsten Anlässe nicht zur That entflammen können: „ich habe keine Galle“, sagt er; er nennt sich Hans den Träumer. Noch heftiger klagt er sich an, als er erfährt, um wie kleiner Ursach willen Fortinbras den Kriegszug gegen Polen unternimmt. „Wie jeder Vorgang mich verklagt und die träge Rache anspornt!„ ruft er aus. Beschämt sieht er den zarten jungen Prinzen „weil Ehre auf dem Spiele steht“ sein Leben wagen „für eine Nußschale“. Er weiß nicht, warum er selbst zaudert zu handeln, da er doch „Grund und Willen und Kraft und Mittel“ habe, um seine That zu vollbringen. Ist's „viehisches Vergessen“, fragt er, „oder ein banger Zweifel, welcher zu genau bedenkt den Ausgang — ein Gedanke, der, zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit und drei Viertel Feigheit hat.“

Goethe's Deutung von Hamlets Charakter ist einleuchtend; „ihm fehlt die sinnliche Stärke des Helden“. Auch die sinnliche Reizbarkeit des Helden fehlt ihm; so heftiger Erregung er fähig ist, die gewaltigsten Eindrücke gehen ihm nicht in's Blut, nicht in die Muskeln, sie gehen ihm nur in's Gehirn; sie erzeugen ihm Gefühle, Betrachtungen, aber sie setzen sich nicht in Absicht und Handlung um. „Der angebor'nen Farbe des Entschlusses wird die Blässe des Gedankens angekränkelt.“ An seiner Rächerpflicht zweifelt er nicht mehr, seitdem der Eindruck, welchen das Schauspiel auf den König hervorgebracht, ihn von dessen Schuld überzeugt und die Aussage des Geistes bestätigt hat. Aber mit dem Instinkt der Uneut-

schlossenheit findet er immer neue Umwege, complicirte Nebenaufgaben, in die er sich vertieft, die er mit Phantasie, mit künstlerischer Vollendung ausführt. Wie meisterlich fingirt er den Wahnwitz! er spielt nicht den Tollen sondern den tiefsinnigen Verrückten. Wie versteht er es, Ophelia von seiner Geisteszerrüttung zu überzeugen und ihr jede Hoffnung zu nehmen, ohne doch ihr Herz durch Untreue zu kränken.*)

Zur Bezeichnung der Geschicklichkeit und des Feuers, welche er bei Ausführung des Nebensächlichen uud Retardirenden entwickelt, sei nur noch an die Scene erinnert, in welcher er der Mutter in's Gewissen redet; der Geist muß erscheinen, um ihm den abgestumpften Vorsatz zu schärfen und ihn zur Schonung der Mutter zu ermahnen.

Mit dem Ausweichen vor entscheidenden Handlungen, mit dem Verweilen auf Umwegen stehen die beiden raschen Thaten Hamlets nicht in Widerspruch; er ermordet den Polonius, wähnend es sei der König, der hinter dem Vorhange lausche. Der versteckte Lauscher setzt ihn, der keine Galle zu haben sich anklagt, in aufflackernde Wuth; er sticht zu, vielleicht um so resoluter, als er dem Gegenstande seiner Rache nicht in's Auge zu sehen braucht, nicht sicher weiß, ob er den König oder nur einen Andern trifft. Das ist nicht die Entschlossenheit energischer Charaktere, das ist das unreife, vorschnelle Handeln, wie es Unschlüssigen begegnet, die den

---

*) Daß das ungeheure Verhängniß, welches ihn durch das Verbrechen im Schooß seiner Familie und durch die ihm zufallende Rächerpflicht getroffen, in ihm das Gefühl tödtet, welches ihn zu einer Ophelia hinzog, ist völlig im Charakter seiner Anlage. Ein Hamlet liebt nicht mit kräftigem Vollgefühl; und die Aufregung und Niedergeschlagenheit, in welche seine Aufgabe ihn versetzt, machen ihn des ästhetischen Genusses, des sinnlichen und sinnigen Spiels, welches ihm die Liebe bedeutet, unfähig.

rechten Augenblick zu wählen nicht den Muth haben und im ungewählten überschnell sind; es ist ein Ausreißen nach vorn — wie ein bekannter französischer General die sich überstürzende Angriffsweise der jungen französischen Truppen nennt. Hamlet tödtet schließlich auch den König — das war allerdings nicht das hastige Brechen einer unreifen Frucht, wie der Mord des Polonius, sondern das Schütteln der überreifen, die schon vom Stiel sich gelöst hatte. Nicht nur war der König offenkundiger Mörder der Königin, offenkundiger Mörder des Prinzen selbst und der Rache des Volkes verfallen, als Hamlet gegen ihn die vergiftete Spitze kehrt; Hamlet selbst war bereits vor der ihm so verhaßten Weiterführung seines Rächeramtes geschützt, — er hatte nur noch Augenblicke zu leben.

„Da bricht ein edles Herz. Gut' Nacht, mein Fürst, Und Engelschaaren singen dich zur Ruh!" ruft Horatio bei Hamlets Tode aus. Wer stimmte nicht in dieses Fahrwohl des Freundes ein, nachdem er Zeuge des tragischen Ringens mit einer für diese Natur unmöglichen Aufgabe gewesen ist! Hamlets Unfähigkeit zur Lösung seiner Aufgabe ist eine tragische, weil seine Energielosigkeit die Kehrseite der edelsten Eigenschaften ist. Hamlet ist eine schöne, feine und tiefe Natur; er liebt die Wahrheit, er geht auf den Kern der Dinge, er haßt die Sinnlichkeit und den Schein; gerechter und unbefangener als er kann Niemand fremdes Verdienst würdigen und eigene Schuld verdammen. Er ist nicht träge, wie er selbst sich schilt, er lebt nicht „in viehischem Vergessen", sein Kopf und Herz arbeiten unabläßig. Aber das Wuchern der Gedankenarbeit und der theilnehmenden Betrachtung greift in ihm um so schrankenloser um sich, als seine Gemüthsart nichts von groben und stürmischen Antrieben weiß: neidlos, frei von Argwohn, großmüthig und edel nennt ihn selbst der

König. Sogar Ehrgeiz ist ihm fremd, und seine Entrüstung wirkt nicht als Stachel zur Vernichtung des Gegners, weil sie weder durch heißes Empfinden der Kränkung seines eigenen Rechts noch durch persönlichen Haß geschärft wird.

Ob eine Individualität von solcher Geistigkeit, Zartheit und Leidenschaftslosigkeit der Anlage durch früh erlernte Ehrfurcht vor den objektiven Geboten des Lebens für ein Handeln, das außer dem Wege ihrer natürlichen Gaben liegt, tüchtig gemacht werden könnte, ist eine Frage für sich. In Hamlet sehen wir eine in geistreichem Spiel der Reflexion herangewachsene, edle Natur einer plötzlich über sie verhängten ungeheuren Aufgabe nach redlichem Kampf erliegen.

Shakespeare hat sich durch die Darstellung der Hamletsnatur vielleicht ein größeres sittliches Verdienst erworben als durch irgend eine andere seiner Schöpfungen; keine andere Verbindung von Stärken und Mängeln eines Naturells erlaubte ihm, die tragische Schuld zugleich so unausweichlich und in so klarem Lichte zu zeigen, sie gewissermaßen vor den Augen des Helden selbst zu entwickeln. Keine Form der moralischen Unzulänglichkeit findet unter edlen Menschen von mittleren Dimensionen — und solche sind doch die Mehrzahl derer, die mit Vorliebe von den Brettern herab, welche die Welt bedeuten, sittliche Anregung und Belehrung suchen, — zahlreichere Leidensgefährten.

Die Elemente, welche Shakespeare in der Gestalt und in der Situation Hamlets gehäuft hat, finden sich im Alltagsleben zerstreut und verdünnt. Wenn in der Tragödie die unlösbare Lebensaufgabe den Energielosen zu verhängnißvoller Schuld, zu jähem Sturz führt, so ist das Resultat der gleichen Ursache unter den kleinen und zahmen Verhältnissen und Verhängnissen, wie der Durchschnitt der wirklichen Lebensführungen sie aufweist, nicht blutiger Untergang von Königs-

geschlechtern aber häufig doch Zerstörung kostbarster Werthe. Brachliegen edler Persönlichkeiten durch gesunkene und friedlose Lebensstimmung, Verbitterung gutartiger Charaktere, frühes Altern und Verschrumpfung ehemals stattlicher Gestalten, Verkommen blühender Häuser: das sind die Folgen der Energielosigkeit, mit denen wir das Schlacht- und Arbeitsfeld des täglichen Lebens weit und breit bedeckt sehen.

Das Leben will Kampf und Wagniß, es fordert Entschluß und That nicht in seltenen großen Augenblicken, sondern fast ohne Unterlaß; dem Einen thürmen sich nach verschonter, windstiller Jugend im Alter der Reife die Hindernisse und Wetter; dem Andern beginnt das Leben in Noth und Drangsal, scheint ihm dann Ruhe zu gönnen und zwingt ihn endlich noch in später Stunde, die verknöcherten Sehnen zu neuem Kampf anzuspannen. Manches persönliche Schicksal wird zwar von Mühsal und Erschütterungen wenig heimgesucht, aber nur arme und enge Gemüther ertragen ein kampfloses Dasein; ein ganzer und voller Mensch schafft sich selbst Aufgaben, die ihn Hindernisse kennen lehren und zum Kampf, zur Anspannung der Kräfte nöthigen; denn wir brauchen nicht nur der Energie, weil wir zu kämpfen haben, wir brauchen der Kämpfe und Bedrängnisse, weil wir energisch werden sollen.

Energie ist Wirkungskraft im Gebiet des praktischen wie des geistigen Lebens. Aber nur durch den Werth der Motive, in deren Dienst sie steht und durch den Einfluß der sittlichen Momente, welche sie in Schranken halten, wird die Energie zur Tugend; es ist ihr nicht verwehrt, Ungeheures zu vollbringen, wenn sie in den Dienst großer Leidenschaften tritt; Dauerndes, Dauernswerthes vollbringt sie nur, wenn vernünftiger Wille sie regiert und zügelt.

Die Blätter der Geschichte sind bedeckt mit den Thaten und Bildnissen energischer Menschen; nur energische Menschen

haben bedeutende Wendungen in den Geschicken wie in der geistigen Physiognomie der Völker zu bewirken vermocht; wir finden in den historischen Gestalten das Colossalbild, die Karrikatur wie die Idealdarstellung der Energie: die beschränkte, die rücksichtslose, die dämonische, die phantastische, die kleinliche und harte, die gewissenhafte, die besonnene Energie hat ihre Vertreter unter den großen Staatengründern und Staatslenkern, unter den Heroen des Schlachtfeldes wie der inneren Culturarbeit; Beispiele drängen sich dem flüchtigsten Blick über die Höhenzüge der Vergangenheit auf. Während wir aber großartige Schöpfungen erobernder Genies von kolossaler Thatkraft und übermenschlicher Härte rasch in Trümmer fallen, edle Eisenköpfe tragisch scheitern, despotische Energiker, denen nur das Unmögliche des Schweißes werth erschien, in Selbstzerstörung enden sehen, finden wir, daß aus dem Wirken gebändigter, von festen sittlichen Ueberzeugungen getragener Energie bleibende und fortzeugende Resultate, politische und sittliche Neubildungen von größtem Belang hervorgehen.

Bedarf für segensreiches Wirken im Großen wie im Kleinen die Energie der Leitung und Zügelung durch sittliche Ueberzeugungen und Rücksichten, so muß sie doch als Naturkind zur Welt kommen; so köstlich sie erscheint als veredelter Wildling, ihr Vollblut muß sie der Wurzel verdanken. Wo Urtheil, Gemüthsrichtung, Geschmack von Hause aus wissen, was sie wollen, da ist auch der Drang, das vernünftig und besonnen Gewollte durchzusetzen, mächtiger als da, wo Antrieb und Richtung Geschenk der Erziehung sind. Mutterwitz urtheilt sicherer als Ueberlegung; Kraftgefühl macht unternehmender als Pflichtgefühl; Passion ist mächtiger als anerzogener guter Wille.

In solcher Naturbedingtheit der Energie liegen auch ihre Gefahren. Sicherheit in sich selbst und feines Verständniß,

zarte Rücksicht für Andere finden sich selten beisammen; wer der Hülfe Anderer nicht bedarf, verschließt sich leicht auch der Hülfsbedürftigkeit Anderer; von der Sicherheit und Entschiedenheit der Selbstbestimmung ist nur ein Schritt zu dem Versuch, auf Andere entscheidender einzuwirken als es die Achtung vor ihrer Freiheit erlaubt; der Energische bewirkt nicht selten Energielosigkeit in Andern, indem er, anstatt sie zum Handeln zu begeistern, ihr Selbstgefühl entmuthigt, den Raum für ihre Selbstbethätigung beengt oder sich anmaßt, anstatt ihrer zu handeln. Der Widerwille, welchen Trägheit, Unschlüssigkeit, Schwäche ihm einflößen, ist erklärlich; aber wenn derselbe ihn verführt, auch zwecklos Energie zu äußern, ja sie zum Zweck zu machen, während sie dem Zweck sich unterordnen sollte, dann wird die Energie zur Liebhaberei, man könnte fast sagen zur Schwäche.

So sehr unsere Zeit die Thatkraft verherrlicht, so hoch man von der Macht des Menschen über die Natur und über das Schicksal denkt, und so viel in der That gewettet und gewagt, getrachtet und gehandelt wird, so ist der Standpunkt der Cultur und der Civilisation, auf welchem wir uns befinden, doch nicht geeignet, den Durchschnitt der Menschen mit Energie zu beseelen; weder die ungebildete Masse noch die Masse der Gebildeten ist in irgend einer Richtung von einem entschiedenen und gewaltigen Zuge ergriffen.

Bewundert und bewundernswerth ragen einzelne mächtige Charaktere durch ihre Thaten und ihre Haltung aus dem unsteten Fluthen und Wogen des Meinens und Wollens hervor; in einzelnen Richtungen der Culturarbeit, sowohl in der geistigen wie in der materiellen, wird mit Energie geschafft; aber der Durchschnitt der Menschen, obwohl von der Meinung erfüllt, eine neue Zeit heranführen zu sollen, steht rathloser als Hamlet dieser Aufgabe gegenüber. Hamlets Gewissen

wurde durch Skrupel entnervt: das moderne Gewissen ist durch Skepsis verwirrt. Hamlets sittliche Entrüstung erstarb in Betrachtungen über das Böse und die Bösen; heute stutzt der sittliche Schwung vor dem Spott des Naturalismus. Geistige Genußsucht, ein üppiges Wuchern des Gedankenlebens könnte man Hamlet Schuld geben; unsere ästhetische Genußsucht, unser materielles Raffinement sind noch schlimmere Feinde der Sammlung und der Energie des Willens.

Zu diesen Infirmitäten eines der sittlichen Klarheit und Einfalt beraubten, in Verneinungen sich gefallenden Standpunktes kommt für unser heutiges Geschlecht die Zersplitterung der äußeren Interessen und Strebungen, der Ballast an Bedürfnissen und Besitzthümern, wie die höheren Stufen gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Cultur sie stets, zum Nachtheil der leiblichen und moralischen Energie der Menge, mit sich bringen.

Mittelbar leiden unter der Herrschaft der entnervenden Theorieen und Neigungen, welchen ein großer Theil der Gebildeten huldigt, auch die Massen der Ungebildeten. Die Skepsis dringt nicht als philosophischer Standpunkt sondern als thatsächliche Lossagung von der Autorität der sittlichen Gebote in die Massen hinab; die Verherrlichung des souverainen Selbst reizt den Halbverstehenden zur Auflehnung gegen alle Zucht; der Anblick raffinirten Wohllebens erzeugt Widerwillen gegen Arbeit und Anstrengung; die Summe aller dieser Negationen ist Energielosigkeit. Die angeborene Energie edler Naturen kann durch Vergewaltigung und Ueberanstrengung gebrochen werden; die Energie der Durchschnittsmenschen wird nur durch den begeisternden Einfluß eines höheren und besseren Willens, durch Zucht und voranschreitendes Beispiel entwickelt.

Das unentbehrlichste Rüstzeug der Energie ist die Entschlossenheit; zwar ist Schnelligkeit des Entschlusses nicht

jedem energisch Gearteten eigen; die Entschlossenheit des Leichtsinns, des Sanguinismus, der Leidenschaft ist eine raschere als die der Energie. Während der Leichtsinnige die Bedeutung der Aufgabe und die Consequenzen des Handelns unterschätzt; während der Leidenschaftliche in den Entschluß gestürzt wird und der Sanguiniker in angenehmer Täuschung die Kehrseite der Dinge verkennt, mit Plänen zu spielen und Entschlüsse durch wechselndes Fassen und Fallenlassen gleichsam zu probiren liebt, wagt der Energische, Zweck und Mittel zu wählen, weil er die Uebel und den Kampf, den er zu bestehen haben wird, nicht fürchtet. Zaudert er, sich zu entschließen, so befindet er sich nicht im Zustande rathloser oder zaghafter Unschlüssigkeit — diesen Zustand würde er verachten —; die Akten sind ihm nur noch nicht geschlossen; und entschließt er sich unter dem Zwang der Lage auf die Gefahr hin, unrichtig zu handeln, so ist es nicht Ungeduld, welche ihn treibt. Nicht selten ist der energische Arzt, der energische Staatsmann, der energische Feldherr in der Lage, im Dunkeln handeln, die Verantwortung des Mißlingens tragen zu müssen; solche Entschlüsse können höchste Proben moralischer Kraft sein, auch wenn der Ausgang ihnen Unrecht giebt.

Einmal im Zuge des Handelns, geht der Energische entschlossen vorwärts, weil der Kampf vorausgesehen und mitbeschlossen war; während leichtsinnigem, leidenschaftlichem oder sanguinischem Entschluß oft eine schwankende und halbe Ausführung folgt.

Da wir im kampferfüllten Leben der Energie so dringend bedürfen, da der Untergang der Persönlichkeit und das Scheitern des Glücks durch Schwäche nicht immer tragisch aber immer höchst kläglich ist, tritt an den, welchem nicht durch das Naturell diese köstliche Gabe geworden, die Frage heran: wie ist das Herz zu stärken, wie ist der natürliche Impuls wenigstens zu ersetzen?

Kaum wird je ein Hamlet zum Fortinbras werden; aber je früher ein zum Zögern und Schwanken geneigtes Gemüth auf den Ernst der objektiven Lebensforderungen hingelenkt, mit dem Begriff der Pflicht vertraut gemacht, von den Experimenten eines unschlüssigen Halbwillens zurückgeführt und zu verantwortlichem Handeln genöthigt wird, um so eher werden neben den oft sehr edlen und liebenswürdigen retardirenden Motiven auch die vorwärtstreibenden im Charakter zu Kräften kommen.

Die Erziehung irrt gewiß, wenn sie die Energie zu begünstigen glaubt, indem sie allen Antrieben des jugendlichen Individuums Spielraum giebt. Wo es gelingt, durch unentwegten Gehorsam die sittliche Einfalt zu bewahren, da wird auch die Energie gedeihen, ohne in entnervenden Nebentrieben sich zu erschöpfen; wo aber die sittliche Entwickelung nicht einfach und geradlinig vor sich gegangen ist, da giebt erst die im Kampf mit sich selbst geläuterte Kraft einen reinen, vollen Klang. Andererseits kann auch angeborene Energie im Läuterungsprozeß schmelzen, wenn das Feuer des pädagogischen Antreibers zu heiß ist.

Eine fernere Frage gilt der Behauptung der angeborenen Kraft in der Arbeit des reiferen Lebens: durch Verwerthung der individuellen Stärken wächst das Capital; es schwindet, wenn die Wahl des Berufs und anderer wesentlicher Beziehungen nicht im Einklang mit den Weisungen der individuellen Natur getroffen worden ist, wenn wir gezwungen sind, unser tägliches Pensum unserem Naturell abzuringen und unsere natürlichen Gaben und Neigungen brach liegen zu lassen. Einige Berufsarten scheinen vor anderen geeignet, Energie und Entschlossenheit auszubilden, beispielsweise der militärische, der praktisch politische, der Beruf des großen Landwirths, der des großen Kaufherrn; dem berufenen

Talente ist jede Sphäre die rechte, die Tüchtigkeit des Charakters zum Ausdruck zu bringen; in der Uebung jeder Wissenschaft, in jeder Kunst kann großartige Willenstüchtigkeit bewährt werden. Lessing, Kant, Michel Angelo, Friedrich Händel sind einige Wenige von den Vielen, welchen wir es danken, daß selbst in Gestalt reiner Gedanken- oder Phantasieschöpfungen der belebende Hauch persönlicher Kraft zu dauernder, stets erneuter Wirkung durch die Geschichte zieht.

Vor denjenigen Berufsarten des Mannes, welchen bei der modernen Arbeitstheilung eine rein geistige Aufgabe zugewiesen ist, wie vor denen, welche mit allzu enger Abhängigkeit des eigenen Handelns von der Bestimmung Anderer verbunden sind, hat das Leben der Frau in gesunden Verhältnissen für die Entwickelung der Energie den Vortheil voraus, daß von ihr That und Gedanke in normalem Zusammenwirken, daß von ihr Entschluß, Verantwortlichkeit, Wirken auf Andere eben so sehr als passive Leistungen verlangt werden. Hierauf beruht denn auch der berüchtigte weibliche Pantoffel, der in Poesie und Leben so viel Lachstoff hergeben muß; er gedeiht, abgesehen von individuellen Bedingungen der häuslichen Gemeinschaft, besonders kräftig in Gelehrten- und Künstlerhaushaltungen, in Krämer- und Gasthausgeschäften, wo für die äußere Haltung des Hauses oft weibliche Tüchtigkeit das Beste thun muß.

Vergebens würden träumerische, skrupulöse, gewissensängstliche Naturen danach streben, sich das Selbstgefühl und den Lebensmuth energischer Charaktere anzueignen; aber man kann und soll energisch handeln lernen, wenn auch das Herz zittert; man kann Unentschlossenheit mit sich selbst abmachen und mit fertigem Entschluß in die Reihen treten, wenn auch die Nachwehen des inneren Kampfes noch nicht überwunden sind.

Kräftige Entschlüsse und muthige Handlungen des Zag-

haften kommen an innerem Werth, an reiner und segensreicher Wirkung auf Andere den Thaten gleich, in welchen der Energische Milde und Mäßigung an den Tag legt. Man braucht kein Held zu sein, um heroisch zu handeln, und Energie allein macht noch nicht zum Heroen.

Enthusiasmus. Begeisterung.

Enthusiasmus (aus dem Griechischen) gehört zu den Fremdwörtern, welchen durch den Sprachgebrauch ein Theil ihrer ursprünglichen Bedeutung abhanden gekommen ist. Es heißt „in Gott sein, des Gottes voll sein".*) Wie naive

*) Die dem Deutschen einverleibten lateinischen und griechischen Worte sind zum Theil gleichzeitig mit den ihnen zu Grunde liegenden Begriffen in den Schatz unserer Bildung aufgenommen worden und mit der Geschichte des Begriffs so verwachsen, daß man sie nicht ersetzen würde, wenn man sie sinngetreu verdeutschte. „Kritik", „Ideal", „Cultur" durch „Sichtung", „Gedankenbild", „Anbau" übersetzt, würden eines großen Theils des ihnen eingelebten Sinnes beraubt sein. Dagegen ist es meist das Loos der in die deutsche Sprache aufgenommenen modernen Fremdwörter, insbesondere der dem Französischen angehörenden, daß sie in den Fällen angewendet werden, in welchen man etwas weniger sagen will, als man durch den deutschen Ausdruck sagen würde. Ein Malheur ist noch kein Unglück, Grazie ist noch nicht Anmuth, Malice ist weniger als Bosheit, Perfidie weniger als Treulosigkeit, Esprit haben ist noch nicht Geist haben. Es könnte fast scheinen, als wollte der Sprachgebrauch die Franzosen beschuldigen, daß sie ernste Dinge leichter nehmen als wir. Diese Erklärung würde aber dem instinktiven Verfahren entgegen sein, welches den Sprachgebrauch zu regeln pflegt. Eher scheint die Annahme gerechtfertigt, daß der leichte Nebel, welcher für die große Zahl der Sprechenden das Fremdwort umgiebt, den Gebrauch desselben in vagem Sinne

Frömmigkeit den Zustand und die Erscheinung begeisterter Menschen auffasst, ist in diesem Worte niedergelegt. Unserem gegenwärtigen Sprachgebrauch, welcher kein einheimisches Wort für Enthusiasmus hat und denselben von Begeisterung sehr bestimmt unterscheidet, bedeutet er eine durch Gefühlserregung gesteigerte Auffassung, welcher man einige Unklarheit zu Gute halten darf. Der Enthusiast berauscht sich in seinem eigenen Feuer. Während ihm vom heiligen Eifer der Bewunderung, der Vertheidigung seiner Sache die Wange glüht, das Auge funkelt, muß er sich zuweilen gefallen lassen, auf den nüchternen Beobachter erheiternd zu wirken. Nicht immer fähig, den Gegenstand seines Staunens mit Klarheit und Bestimmtheit aufzufassen, giebt er sich dem Gesammteindruck hin und glaubt sich als Verstehender oder doch als berufener Anwalt zu legitimiren, wenn er mit maßgeblichem Eifer seine Bewunderung kund macht. Nicht selten ist er nur Anempfinder; die Wärme seiner Empfindung macht ihm in der That die fremde Sache, die fremde Ueberzeugung zur eigenen; aber anstatt einleuchtender Gründe stehen ihm nur starke Accente zu Gebote. Seine Sprache pflegt schwungvoll, seine Stimme gehoben zu sein. Bei schriftlicher Aeußerung sucht er wohl durch Ausrufungszeichen und starkes Unterstreichen der Worte die lebhaften Farben seiner Darstellung zu erhöhen. Er gebraucht gern geflügelte Worte und citirt mit Vorliebe Marquis Posa und die Jungfrau von Orleans.

Aber der Enthusiast ist liebenswürdig, denn er liebt Anderes mehr als sich selbst; er ist nicht verneinend sondern bejahend, nicht skeptisch sondern gläubig; es kann ihm geschehen, Unwürdiges zu vertheidigen, dann leiht er diesem die eigene

---

begünstigt hat, während man, wo man scharf und stark bezeichnen wollte, den deutschen Ausdruck anwendete.

Unschuld; aber nicht leicht wird er Würdiges verkennen; oft sieht sein „kindlich Gemüth", was „dem Verstand des Verständigen" entgeht. Lessings witzige Klage, daß er mehr bewundert als gelesen werde, enthält eine nicht ganz ungerechte Charakteristik der Enthusiasten; unsere klassischen und unklassischen Schriftsteller (mit Ausnahme der Romandichter, welche mehr gelesen als bewundert werden), unsere Musiker und bildenden Künstler würden Ursache haben, in Lessings Klage einzustimmen, wenn sie mit seinem Scharfblick ihre Bewunderer musterten. Gerade unter den eifrigsten Enthusiasten sind wenige, welche die Geduld haben, zu sehen und zu hören. Aber die Kunst ist ihnen dennoch Dank schuldig; sie sind ihre Herolde; oft werden sie, ohne es zu wollen, „Rufer im Streit". Der Enthusiast ist in Wahrheit nicht streitsüchtig, er ist nicht rechthaberisch; denn nicht für seine eigene Meinung, nicht für seine eigene Klugheit zieht er zu Felde, sondern für die ihm über jedem Zweifel stehende Hoheit und Schönheit des Gegenstandes, der ihn entzückt. Der Enthusiasmus ist auf allen Gebieten des menschiichen Strebens zu finden, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Politik; doch ist die Kunst, für deren Würdigung das Gefühl die letzte Instanz ist, das dankbarste Feld für ihn, und er bemächtigt sich ihrer um so sorgloser, als der Satz, daß man über den Geschmack nicht streiten solle, ihn nicht anficht. Wo Enthusiasten verschiedener Lager ihre Geschosse gegen einander absenden, geht es zuweilen heiß her, aber es werden doch keine Todte vom Kampfplatze getragen.

Mit seinem Feuer, mit seiner Hingebung und seiner kritiklosen Selbstgewißheit ist der Enthusiasmus ein schönes Vorrecht der Jugend; er ist die Morgenröthe eines sonnenwarmen, nicht selten allerdings auch eines stürmischen Tages. Wenn Anlage und Neigung zum Enthusiasmus die Klärung

des Urtheils, die Originalität der Auffassung hintanhalten, so entschädigen sie durch Befruchtung des Herzens und der Phantasie; sie bereiten eine reichere Bildung vor als frühzeitiges Ueberwiegen der Kritik; und nicht selten wird der jugendliche Enthusiast in den Jahren der Reife ein Begeisterter. Ehemaligen Enthusiasten, welche durch die Arbeit des Lebens ernüchtert worden sind, ist zu wünschen, daß die Erinnerung an die übervolle Empfindung früherer Tage ihnen nicht verloren gehe und ihnen, wenn sie ihnen auftaucht, kein ironisches sondern nur ein resignirtes Lächeln entlocke.

Was die Griechen mit Enthusiasmus, mit Gotterfülltsein bezeichneten, ist in unserem Worte Begeisterung nahezu erhalten. Schon unsere Altvorderen sahen, wie die Bezeichnung des Tacitus erkennen läßt, die Weisheit ihrer Wahrsager und ihrer Rath kündenden Frauen als unmittelbare Wirkung eines göttlichen Anhauchs an. Seitdem unsere Bildung eine christliche geworden ist, sehen wir das Urbild der Begeisterung in jenen Steigerungen des Seelenlebens, welche in den Zeiten der Apostel als Ergriffensein der Gläubigen vom „heiligen Geiste" beobachtet wurde. Die vom Geist Erfüllten hatten nicht nur Gesichte, von denen sie in dunkler Rede Zeugniß gaben; sie wurden in einer ihrem nüchternen Zustande weit überlegenen Weise des Wortes mächtig; sie legten die Schrift aus, und ihr Blick drang weissagend in das Innere der Menschen, ja in die Rathschlüsse Gottes ein.

Ein religiöser Grundzug liegt in aller Begeisterung, gleichviel, in welcher Weise der Begeisterte das auf ihn wirkende Göttliche vorstellt. Wenn auch nicht jeder productive Geist so naiv und klar wie der jugendliche Goethe sich bewußt ist, dichtend einem ihm selbst heiligen Walten der Natur zuzuschauen und stille zu halten: immer ist die Begeisterung ein Schauen und ein Ergreifen des Göttlichen, ein Ergriffenwerden durch

das Göttliche, sei die in dem Begeisterten gewirkte Thätigkeit eine künstlerische, eine erkennende oder eine sittlich schöpferische. Die Hingebung theilt der Begeisterte mit dem Enthusiasten; aber er fügt der Hingebung eigenes Wollen, eigenes Wirken, eigenes Ausgestalten des Empfangenen hinzu. Wie nüchtern, wie wachsam, wie selbstgewiß der Begeisterte in dieser Bethätigung zu Werke gehen möge, das Empfangen des Geistes ist ein Hergang, zu welchem Einsicht und Wille sich nicht hervorrufend sondern nur gehorchend verhalten.

Wo Einzelne die Träger bedeutender Wendungen in der äußeren oder inneren Geschichte eines Volkes geworden sind, werden sie von Zeiten in ihrem Leben zu sagen wissen, in denen ihr ganzes Sein aufging im Vernehmen dessen, was der Geist zu ihnen sprach, in ihnen wirkte. „Ich konnte mich dem Rufe nicht entziehen, auch wenn ich gewollt hätte“, „es ließ mich nicht los“, „es stand in mir fest, daß es sein müsse“ — und dann wieder bekennen sie, wie die Vorstellung dessen, was sie zu vollbringen hatten, in ihnen fertig war, bevor sie noch die Mittel kannten, durch welche es möglich werden könne. Die Sicherheit, mit welcher der Erfolg vorausempfunden wird; die Sammlung der ganzen Kraft auf den Zweck, den es gilt; die Gleichgültigkeit, mit welcher das eigene Interesse, das eigene Leben für die Erreichung desselben in die Schanze geschlagen wird; die Freudigkeit des Martyriums: — das Alles kennzeichnet die Heroen der Geschichte als Begeisterte. Zuweilen tritt die Begeisterung erst inmitten einer großen Sendung ein, allmälig, unbemerkt, bei Ausübung eines mit nüchtern verständiger Ueberlegung erwählten oder von den Verhältnissen aufgedrungenen Berufs. Die Aufgabe wächst, weil sie groß erfaßt wird, die Hindernisse gipfeln sich, und der ihrer Lösung unbeirrt und unablässig Hingegebene, nicht achtend der schlaflosen Nächte, nicht inne

werdend der unbegreiflichen Steigerung der Spannkraft, welche die Situation hervorruft, meint vielleicht nur, er habe Stand halten müssen, weil er eben einmal im Zuge war. Nicht immer wird den auserwählten Rüstzeugen das schwerste aller Hindernisse, der Zweifel an ihrer Sendung, erspart. Die Kämpfe, welche Martin Luther zu bestehen hatte, bevor er sagen konnte: hier stehe ich, ich kann nicht anders — sind nicht der kleinste Theil des mit seiner Sendung verbundenen Leidens. Der Sieg der Mission über das innere Zagen wird aber auch von Solchen, welche nicht wie er in frommer Zwiesprache mit ihrem Gott zu leben gewohnt sind, weniger als ein Entschluß, denn als das Erleiden einer zuvor schon fertigen Entscheidung empfunden; ehe diese mit völliger Evidenz sich ihnen enthüllte, waren sie vielleicht unruhig und gedrückt; sobald die Begeisterung ihrer Herr geworden, fühlten sie nicht mehr so sehr die Schwere als die Nothwendigkeit ihrer Aufgabe; sie wuchsen mit ihren Zwecken; wer aber hätte je sein Wachsen als sein eigenes Werk empfunden?

Die Begeisterung, deren es bedarf, um die Arbeit und die Verantwortung einer großen politischen, sozialen oder kulturgeschichtlichen Wendung zu tragen, die durch eine Handbewegung, durch einen Parolebefehl, durch ein zündendes Wort oft unwiderruflich herbeigeführt wird, ist von ganz anderem sittlichen Belang, fordert einen größeren geistigen Horizont und eine unbedingtere Hingabe des ganzen Menschen als die Begeisterung, aus welcher ein Werk der Kunst, eine Entdeckung der Wissenschaft geboren wird. Es ist ein Anderes, ob ein Raphael „una certa idea“ in sich walten fühlt, welche ihn nöthigt, die Gebilde der Natur, nach denen er malt, in eine höhere Sphäre zu rücken; ob ein Mozart sich dazu bekennt, daß in den Augenblicken des Schaffens die Motive auf ihn zuschweben, aus denen er nur das schönste zu wählen

hat; oder ob ein politischer oder religiöser Reformator über den Bildungen, zu deren Zerstörung er sich berufen hält, so klar und sicher die neue Schöpfung erblickt, deren Stunde er heranführen soll, daß er mit gutem Gewissen den zündenden Brand an das alte Gebäude zu legen und unbeirrt die zagenden, die höhnenden, die drohenden, die brechenden Blicke derer zu tragen vermag, welche seiner Sendung zum Opfer fallen.

Aber die Heroen des geistigen Schaffens und die Heroen der That sehen einander mit einem Blick des Verständnisses an, welcher nicht ihren Werken sondern jenem Einssein mit der Gottheit gilt, welches sie als Begeisterte erfahren und erlitten haben. Nur große und reine schöpferische Motive vermögen zu begeistern; nicht Gottlosigkeit begeistert, sondern Glaube, nicht Haß begeistert, sondern Liebe, nicht Habsucht, sondern Erbarmen, nicht Ehrgeiz, sondern Ehrgefühl, nicht Eroberungssucht, sondern Vaterlandsliebe. Auch sind nur geistige Menschen der Begeisterung fähig; Sinnlichkeit, Aeußerlichkeit, Flachheit, Engherzigkeit lassen Begeisterung nicht zu. Dagegen ist Einfalt, auch wenn keine hohen und zu großer Schärfe entwickelten Verstandesgaben ihr beiwohnen, ein fruchtbarer Boden für tiefgehende und wirkenskräftige Begeisterung; gewaltige Ordensstifter, wie Franz von Assisi; heroische Gestalten und Märtyrer, wie die von dem Phantasiegebilde Schillers wohl zu unterscheidende historische Jungfrau von Orleans; Christoph Columbus, den nicht sowohl wissenschaftliche Einsicht als gläubige Intuition den unentdeckten Seeweg unbeirrt verfolgen und allen Gefahren in einsamem Vertrauen Stand halten ließ, sind dessen Zeuge. Held Blücher wird, seines gesunden Verstandes und seines hellen Husarenblicks ungeachtet, zu den einfältigen Heroen gezählt werden können; die patriotische Begeisterung bethätigte sich nicht nur in seinem durch kein Unglück niederzubeugenden

Muth, in seinem unwiderstehlichen „Vorwärts“, sondern auch in dem prophetischen Blick, womit er die Thorheit Napoleons durchschaute, als die ganze Welt noch von dem Alp dieser unnatürlichen Größe niedergedrückt war.

Auch Völker und Volksschichten, wie wenig die Einzelnen, sich selbst überlassen, im Stande sein würden, vom Anhauch des Geistes ergriffen zu werden, sind der Begeisterung fähig, wenn bedeutende Führer ihnen voranleuchten, und wenn der Weckruf an ein natürlich lebendiges Gefühl, wie die Vaterlandsliebe, an ein rege gewordenes Gewissensbedürfniß oder an eine andere tief empfundene Noth der Einzelnen oder der Gesammtheit anknüpft; auch der Kleinste wird durch solche Beseelung über sich selbst hinausgehoben, oft bis zur Sterbensfreudigkeit. Aber wo es sich nicht um die einfachsten, naturgemäßesten Aufgaben, wie z. B. um die Vertheidigung der Nationalität und des Vaterlands handelt, sind Schwärmerei und Fanatismus die Gefahren, welche jede Massenbegeisterung bedrohen. Der Apostel Paulus, der von sich aussagen durfte, nicht nur, daß er mehr „mit Zungen rede“ als die Andern in der Gemeine, sondern daß er den heiligen Geist habe, giebt (1. Cor. 14) den Begeisterten einen Rath, welcher in seiner Einfachheit ein- für allemal ausreicht: sie sollen verständlich bleiben; was der Begeisterte schaut und verkündet, ohne daß es in deutlichem Wort den Anderen zu Lehre und Erbauung sich mittheilen läßt, vermag sich auch nicht als Frucht des Geistes zu legitimiren. Die Frucht unklarer Begeisterung ist der Fanatismus; je weniger er seine Ueberzeugungen zu begründen vermag, um so gewaltsamer sucht er Andere in seine Gefolgschaft zu ziehen. Zurechnungsfähige, welche zum Fanatismus hinreißen, indem sie schwache Einsicht und starke Leidenschaften in den Dienst ihrer Sache stellen, sind nicht Begeisterte sondern kalte Rechner.

Die Begeisterung würde, Kometen gleich, die Bahnen der Gestirne durchbrechen, welche den Weltlauf erleuchten und regeln, und Kometen gleich verschwinden, nachdem sie die Menge mit flüchtigem Streiflicht berührt oder durch Blendung verwirrt hätte, wenn sie nur als Inspiration genialer Naturen erschiene, denen es beschieden ist, schöpferisch und umgestaltend in das Leben und die Entwickelung der Nationen einzugreifen. Sie ist vielmehr eine Lichtwirkung, welche, stetig ausstrahlend vom Urquell, auch stetig ergriffen wird von Kleinen und Großen; nur daß sie in bedeutenden und gewaltigen Geistern sich mächtiger concentrirt, während sie in Menschen, deren Gaben keine hervorragende sind, als still glimmende Herdflamme lebt.

Es ist ein Beweis für die Zartheit und Schärfe des Sprachgewissens, daß manche Worte keinen Mißbrauch und keine Verunglimpfung dulden; Begeisterung gehört zu diesen. Nie wird dies Wort mit einer herabsetzenden Hinzufügung gebraucht; nie wird von niederen, häßlichen oder auch nur gewöhnlichen Motiven behauptet, daß sie begeisternd wirken. Während aber Enge und Flachheit des Sinnes die Begeisterung ausschließen, ist sie Jedem zugänglich, der überhaupt ein waches Herzensleben führt, wenn er nur verschmäht, sich an den Träbern der ebenso selbstgenügsamen wie ungenügsamen Alltäglichkeit zu sättigen. Möge sie auch nicht in ununterbrochener Kraft das Gemüth beseelen, ist nur die Grundrichtung eine lautere, so wird, je nach der besonderen persönlichen Anlage, irgend ein über den persönlichen Interessen liegender Zweck, irgend eine Seite des sittlichen Ideals, vielleicht anfangs mit schüchterner Neigung ergriffen, nach und nach mit Begeisterung festgehalten werden können. Ist sich nicht Jeder, dem es gelingt, in seinem Beruf, sei derselbe die Wissenschaft, die Kunst, die Erziehung oder irgend welche praktische Wirk-

samkeit in kleinem oder großem Kreise, Tüchtiges dauernd zu leisten, eines geheimen Liebesbundes mit seiner Arbeit, einer ihm selbst geheimnißvollen und heiligen Macht bewußt, welche die Sache, der er dient, über ihn übt? Kann nicht die einfachste Pflicht, besonders wenn sie als eine schwere, als eine auferlegte empfunden wird, mit begeisterter Treue geübt werden? Hat nicht der Eine an der Wahrheitsliebe, an der Liebe zum Schönen, der Andere an der Barmherzigkeit, an der Gerechtigkeit, an der Geduld einen Schutzgeist, der ihn ermuthigend anblickt und über dem Niveau der Tageswellen hält? Wirkt nicht auf ein reines Herz ein hohes Glück, ein großes Unglück, wenn sie eben nur die innerste Seele berühren, begeisternd? Sind Liebe und Freundschaft nur begeistert in dem Augenblick, wo, mit kühner Vorwegnahme der Zukunft, die Gewißheit ewiger Dauer den Bund durch ein Gelübde schließt? Wandelt nicht oft im Lauf der Jahre die Bestätigung unseres Glaubens an einen Menschen, an ein Prinzip, unter Kreuz und Prüfung den Enthusiasmus der jugendlichen Hingebung in eine stille, tiefe Begeisterung?

Ohne Begeisterung ist das Leben schaal. Die Begeisterung giebt Alles, was der Seele Noth thut, sie giebt Freudigkeit, sie giebt Kraft, sie hebt über die Angst des Irdischen empor.

Aber unüberwindliche Dauer ist der Begeisterung für die Sache, für die Person, welcher wir uns widmen, nur dann verbürgt, wenn wir das Einzelne und die Einzelnen als Ausströmung des ewigen Urquells empfinden; nur fromme Begeisterung ist probehaltig und treu.

Erfahrung.

Die Erfahrung verdankt ihren Namen einer Zeit, in welcher man fahren (das hieß damals reisen) mußte — und zwar oft unter den schwersten Gefahren und Mühsalen — um sich auch nur einen kleinen Theil der Kunde zu erfahren, welche heute auf Eisenschienen und elektrischen Drähten auch Den erreicht, der ruhig daheim bleibt. Für einen wirklich Erfahrenen galt aber damals wie heute nicht der, welcher viel Kunde besitzt, sondern der, welcher durch die eigene Lebensfahrt, möge er sie in nahem oder weitem Lande bestanden haben, über die Kampf- und Siegesbedingungen klar geworden ist, unter welchen das Leben gelebt wird.

„Es geht ein Urtheil voraus, ehe aus Wahrnehmung Erfahrung werden kann; es wäre möglich, daß ein Gewühl von Erscheinungen unsere Seele erfüllte, ohne daß jemals Erfahrung daraus würde, wenn nicht unser beobachtender Geist das einigende und unterscheidende Princip herzubrächte, auf welchem die Erscheinungen sich zu Erfahrungen ordnen." Außer jenen Erkenntnißbedingungen muß auch die richtige Willensbeschaffenheit vorhanden sein. Flacher Uebermuth, der das Leben als Abenteuer betrachtet und, das Ritterthum der Erfahrung verkennend, in ihr nur eine pedantische Alte erblickt, geht an ihr achtlos vorüber. Leidenschaft, Ungeduld, Vorurtheil, jede Voreingenommenheit des Willens, welche dem Drange des Augenblicks unbedingte Folge erzwingt, ohne die Vergangenheit zum Beirath zuzulassen, übersieht den Werth der Erfahrung.

Schon die Erfahrung der äußeren Lebensgesetze ist von nicht zu verkennender Wichtigkeit. Auch für diese Erfahrung gilt (Röm. 5, 4.), daß sie eine Frucht der Geduld ist und

daß sie der Hoffnung, d. h. dem Bewahren des Muthes, in künftigen Fährlichkeiten zu Hülfe kommt. Die Resultate der äußeren Erfahrung nöthigen sich uns zwar auf, aber um sie ganz zu verstehen, müssen wir ihnen still halten.

Zuweilen erscheint uns eine Erfahrung nur als eine äußere, und nur geeignet, uns mit der Art des Weltlaufs vertrauter zu machen, uns andere Persönlichkeiten in das richtige Licht zu setzen; näher zugesehen, geduldig geprüft, leitet sie uns zu einer Entdeckung an uns selbst: wo wir z. B finden, daß man uns mit Wankelmuth begegnet, daß wir mißverstanden werden, daß uns Aergerniß gegeben wird, ja sogar, wo wir Undank zu erfahren meinen, ist es rathsam, den Schlüssel der Selbstprüfung zu versuchen.

Wie sehr wir der Erfahrung bedürfen, um das Böse ernstlich zu meiden und das Gute mit allen Kräften zu wollen — selbst das lernen wir erst durch die Erfahrung. Wer wüßte von Anfang an, daß er sich selbst nur kennen zu lernen vermag durch seine Geschichte? Man beginnt mit dem guten Glauben an sich selbst; die Erfahrung unserer Schwachheit, unserer Untreue mindert ihn; diese Erfahrung verursacht uns nicht nur Schmerz sondern auch Ueberraschung: wie wir an einem Andern, der unser Vertrauen besitzt, nicht sofort bemerken, wenn er hinter unserer guten Meinung zurückbleibt, und selbst unseren Augen nicht glauben wollen, wenn sie uns die Enttäuschung aufdrängen, so hält auch der gute Glaube an uns selbst den Widerlegungen unserer Erfahrung eine Weile Stand; wir nennen die Schwäche, die uns widerfährt, nicht sofort mit dem rechten Namen, weil wir sie uns nicht zugetraut haben. Nachdem wir uns die erste Erfahrung dieser Art eingestanden haben, sind wir besser auf unserer Hut: so bewahrt uns die eine Erfahrung, wenn wir den Muth haben, sie uns klar zu machen, vor vielen folgenden.

Aber auch ermuthigende Entdeckungen an uns selbst haben wir der Erfahrung zu danken. Das moralische Selbstvertrauen, mit welchem jeder gutgeartete Mensch seinen Weg beginnt, ist ein allgemeines; es ist der Glaube, daß wir gut sein werden, weil wir es werden wollen; nach welcher Seite hin uns die Entwickelung besonderer Stärken vorbehalten ist, das wird uns oft erst durch die Erfahrung klar: wir trauten uns vielleicht zu, fleißig und pflichttreu zu sein; aber daß es uns leicht sein würde, im gegebenen Augenblick ohne Besinnen ein großes Opfer zu bringen, diese freudige Entdeckung sollten wir erst durch die Erfahrung machen. Wir trauten uns zu, muthig einer Gefahr zu trotzen; es wird uns eine Aufgabe langdauernder Geduld gestellt, und wir erfahren, daß wir sie lösen können. Solche Erfahrungen bringen Hoffnung, geben ein Gefühl von der unergründlichen und unbegrenzten Macht des göttlichen Geistes in uns, helfen dem Zagen über unsere Schwäche auf.

So erweitert und erhöht die Erfahrung unsere Lebensaufgabe, indem sie uns das Pfund zeigt, mit dem zu wuchern uns obliegt. Selbst über Talente, über praktische Anlagen macht uns zuweilen erst die Erfahrung klar, welche ein sogenannter Zufall uns einträgt. Aber wie für jede, so gilt auch für diese Art der Erfahrung, daß man sie nur in dem Sinne macht, in welchem man überhaupt lebt und sucht: dem Einen ist eben nur ein Erfolg, was dem Andern Entdeckung einer großen Aufgabe, dem Einen nur Verdruß, was dem Andern Anlaß zur Vertiefung der Selbsterkenntniß wird.

Die ersten inneren Erfahrungen werden gemacht wie von ohngefähr, sie rufen uns ein unvermuthetes Halt! oder ein unvermuthetes Glück auf! zu. Die eine verdrängt die andere; wir haben vollauf zu thun, die Früchte zu brechen; sie einzuheimsen wird einstweilen vertagt. Aber es kommt die Zeit,

wo wir unseren Etat machen, besonnene und aufrichtige Umschau im Bereich unseres Sollens und Könnens halten müssen, damit wir nicht länger Vergebliches versuchen und damit wir merken, auf welcher Seite wir die Wachen zu verstärken haben, um nicht durch Ueberraschung besiegt zu werden.

Da gilt es, die Erfahrung einzuernten und ihre Erträge zu mustern, zu fragen: Wie hat mein Leben mich gezeigt? bin ich ein Mensch, der rasch ist, das Gute oder der rasch ist, das Böse zu wollen? habe ich vor meinem ersten Impulse oder vor meinen Nachgedanken auf der Hut zu sein? bin ich sicher, daß meine Empfindungen und Urtheile in sittlichen Fragen dauern, daß meine Entschlüsse in meine Willensrichtung übergehen, oder habe ich Wandelungen meiner Auffassung zu fürchten? ist Geradheit und Schlichtheit der Aussage mir natürlich, oder muß ich meinen Willen anwenden, um immer wahrhaftig zu sein? bin ich muthig oder feige? mild oder streng? großmüthig oder egoistisch? habe ich mein Ungestüm oder meine Trägheit zu fürchten? — Und dann weiter: in welcher Richtung liegen meine Gaben? auf welche Bestrebungen muß ich mich sammeln, wenn ich als guter Haushalter erfunden werden will? welche Eindrücke pflegen stärkend, welche herabstimmend auf meine sittliche Kraft zu wirken? Ist das, was man Glück nennt, mir immer zur Mehrung meiner Freudigkeit ausgeschlagen, und hat das, was man als Unglück fürchtet, mich ärmer gemacht an Frieden und Muth?

Auf solche Fragen weiß nur die Erfahrung Bescheid, und es ist nicht müßige Selbstbetrachtung, wenn wir das Heute und das Morgen mit dem Lichte des Gestern beleuchten, sondern es wirkt nothwendige Resignation auf der einen, gewissenhafte Verwerthung unserer selbst auf der audern Seite; es macht uns ärmer um einige Illusionen, nimmt aber dafür auch gespenstischen Besorgnissen ihre Macht.

Es ist die bedeutungsvollste Mission der Erfahrung, den Zusammenhang zwischen den starken Stunden unseres Lebens zu erhalten. Auch dem Treuen und Tüchtigen unterbrechen öde und schwache Zeiten die Folge der guten und fruchtbaren. Die Erfahrung unserer glaubensfreudigen Momente, unserer bewährten Kräfte, unseres reinen und strengen Wollens muß, in solchen Pausen der Kraft, den Glauben an unsern Beruf aufrichten, die Müdigkeit beschämen und Anwandlungen von Untreue die Wege weisen. Ist man in schwachen Stunden geneigt, die eigene Erfahrung zu mißachten, ja, ihre Beweiskraft in Zweifel zu ziehen, so befindet man sich in ernstlicher Gefahr.

Aber wir sind mit dem Bedürfniß eines tragkräftigen moralischen Bodens nicht allein auf die Erfahrungen unseres persönlichen Lebens und der kurzen Zeitspanne angewiesen, welche uns und unsere Mitlebenden umfaßt. Die Erfahrungen der Menschheit und der Jahrtausende liegen vor uns ausgebreitet. Jede Epoche sorgt dafür, der Nachwelt zur Erfahrung zu werden; auch wo es nicht ihre Absicht ist, dient sie dieser Absicht. In der Meinung, ein persönliches Verdienst zu verewigen, einen Schatz zu verbergen, ja selbst im Bestreben, einer Noth des Augenblicks abzuhelfen, prägt jede Zeit den Charakter und die Resultate ihres Strebens in Stoffen aus, welche die Natur konservirt. Selbst an Stätten, wo die folgenden Geschlechter nur bedacht waren, die Hinterlassenschaft der früheren zu benutzen, zu vernichten, zu überwachsen — man denke an Rom! — erhält sich in Scherben das Bild der früheren Gesittung; unschwer enthüllt die Nachwelt den Aufriß der übereinander liegenden Bildungsschichten, aus deren Trümmern uns nicht selten unvergänglicher, die Gegenwart beschämender Werth entgegenstrahlt. Nicht weniger treu als die materielle Natur bewahrt die Natur des Geistes und des Gewissens den Zusammenhang mit der Vorwelt.

Wie der Einzelne seiner Erfahrung inne werden und seine Erfahrung gelten lassen muß, so soll auch das Bewußtsein und der Glaube jeder Zeit das Erbe der Erfahrung antreten, welches die früheren Epochen ihr gelassen haben. Es ist allerdings nicht nur eine Hinterlassenschaft an Rechten sondern auch an Pflichten, welche wir anzutreten haben; denn nicht minder klar als die Herrlichkeit der menschlichen Gaben und Kräfte sind in den Weisthümern der Vergangenheit die Gesetze verzeichnet, nach welchen der Menschheit Zeiten des Emporblühens und des Sinkens, der Fortbidung und der Zersetzung herankommen.

Von den Gläubigen des Mikroskops und der Retorte wird die Autorität des Buches, in dem sich die Urtheilssprüche und die Vollstreckungen verzeichnet finden, welche nach den Gesetzen der sittlichen Welt vor sich gegangen sind, wird die Autorität der Geschichte, deshalb beanstandet, weil die Berichte der geschichtlichen Erfahrung nicht exakt, nicht absolut kontrollirbar und nicht von genereller Bedeutung seien. Allerdings hat die Forschung im Gebiet der äußeren Natur eine andere Aufgabe als im Gebiet der geistigen. In jener hat sie aus dem ausnahmslosen Gehorsam die Gesetze zu ermitteln, an welche die Natur gebunden ist; in dieser ist der eine der Faktoren, die zum unweigerlichen Gehorsam führen sollen, der menschliche Wille, in der Entwickelung begriffen; aber die Gesetze, unter welchen er steht, ergeben sich, sofern ihre Erfüllung noch nicht vorliegt, aus den Belohnungen und aus den Strafen, welche dem Menschen je nach seinem Verhalten zugetheilt werden und zugetheilt worden sind, eben so überzeugend, wie die Naturforschung die Gesetze nachweist, nach welchen im Gebiet des Nothwendigen die Erscheinungen kommen, verschwinden oder bestehen.

Nicht Speculation, nicht Phantasie, nicht Offenbarung

von Außen sondern die Erfahrung zeigt uns in den großen Zügen, in welchen die Entwickelung aller Völker vor sich gegangen ist, den Menschen als religiös sittliches Wesen. Kraft dieser Eigenschaften seiner Art tritt er schon auf der naivsten Stufe dem Streben der materiellen Natur entgegen, ihn unter die Herrschaft des sinnlichen Trieblebens zu beugen. Wenn das Ringen um Behauptung des leiblichen Daseins ihn geschickt und klug macht, das Bedürfniß des Gemüths, den Einzelnen mit dem Einzelnen, die Familie mit dem Stamm gesellschaftlich zusammenzuschließen und sich mit den höchstregierenden unsichtbaren Mächten in Einklang zu setzen, macht ihn gesittet und fromm. Wo diese idealen Momente gegen die materiellen zurücktreten, geräth mit der Geistesblüthe auch das materielle Gedeihen der Völker in Verfall.

Die Entwickelung und der Rückgang aller Nationen welche neben einander, nach einander, aus einander sich erzeugt haben, soweit wir um uns und rückwärts blicken können, stehen unter dieser Ordnung. Alle Culturen sind erwachsen nicht aus dem Unglauben sondern aus dem Glauben an die lebendige Gottheit, möge dieselbe als Vielheit oder als Einheit, als gebunden in einzelne natürliche Erscheinungen oder als zur Persönlichkeit befreit erschaut worden sein. Die Sittlichkeit, wie primitiv und arm, wie bewußt und in reicher Entfaltung sie sich zeige, ist nie als unabhängig von der Gottheit sondern als Wille der Gottheit an den Menschen erfaßt worden; jede menschliche Gesetzgebung, jede Ordnung der Gesellschaft hat sich zu dem Streben bekannt, in den Forderungen der Sittlichkeit den Willen Gottes zur Herrschaft zu bringen. Wo menschliche Unzulänglichkeit oder übler Wille Gesetz und öffentliche Ordnung in andere Richtung geleitet haben, — immer ist der Widerspruch des sittlich-religiösen Bewußtseins dagegen aufgestanden; und wenn nicht in jedem

Punkte Vollkommeneres an die Stelle des Unvollkommenen getreten ist, so ist doch in jeder wesentlichen Neugestaltung irgend eine religiös begründete, positiv sittliche Forderung zur Geltung gekommen.

Auch in dem Idealbilde der Wirklichkeit, welches von der Kindheit der Welt bis heute dem Leben zur Seite schreitet, in der Kunst, haben Religion und Sittlichkeit sich als die schöpferischen Kräfte erwiesen. Nicht nur, daß jede Kunst, die Kunst des Wortes, der Musik, die Bildkunst, ihre Erstlinge dem Bestreben verdankt, den Dienst der Gottheit zu schmücken, das Göttliche auszudrücken; auch in ihrer weiteren Entwickelung hebt sich die Kunst mit der Belebung und Verklärung der religiösen Vorstellungen. Erst nachdem sie an dieser Nahrung erstarkt ist, bemächtigt sie sich anderer Lebensgebiete und vermag dann wohl, in Zeiten religiöser Erlahmung, der religiösen Begeisterung im Gebiet des Schönen ein Asyl zu erhalten, bis das Glaubensleben wieder aus dem Urquell neue Kräfte zu schöpfen lernt.

Nicht minder als aus allen positiven Erscheinungen und Bildungen erfahren wir die sittliche und religiöse Natur des Menschen aus den rückläufigen Epochen der Geschichte. Ist es nicht Erfahrung, daß mit der Veräußerlichung und dem Erkalten des religiösen Lebens, d. h. in Zeiten, wo die Bildung, anstatt die Religion zu vertiefen, von ihr sich abgewendet oder sich ihrer nur bemächtigt hat, um sie zu einer Sache des Meinens, des Parteistreits, zum Mittel der Herrschaft der Klugen über die Einfältigen zu machen, die Sitte in den Verfall der Religion gezogen wird, und daß mit dem Sinken des religiösen und sittlichen Lebens auch die geistige Fruchtbarkeit, die leibliche Tüchtigkeit und die Freudigkeit der Völker sinkt? es genügt, an das Sinken der Kraft Athens, an die römische Kaiserzeit und an die Zeit Ludwigs XV. zu

erinnern. Haben aber vielleicht gesunkene Völker durch den „Instinkt der Selbsterhaltung", durch das „wohlverstandene Interesse" sich zu neuer Lebenskraft aufzurichten vermocht? Bekanntlich ist eine neue Völkerflut, welche die christliche Lehre in frischen Boden aufzunehmen vermochte, Erbe der römischen Herrschaft geworden; und bekanntlich krankt die französische Nation noch heute in ihrem physischen und geistigen Wohlsein daran, daß die Umwälzung des Staats und der Gesellschaft, welche die alte Gesellschaftsform begrub, ihr Anrecht und ihre Kraft nicht aus den letzten Bedingungen sittlicher Wiedergeburt und lebensfähiger Kulturformen geschöpft hat. Die deutsche Reformation steht beiden großen Umgestaltungen nationaler und gesellschaftlicher Kultur gegenüber als eine Wiedergeburt, welche aus Vertiefung des religiösen Lebens und aus dem sittlichen Drang praktischer Bethätigung des gewonnenen Glaubens-Standpunkts hervorgegangen ist. Das aus der Reformation gekräftigte religiöse und sittliche Leben, hat befruchtend und stählend auf die wissenschaftliche, auf die künstlerische, ja auf die politische und auf die physische Kraft der von ihr ergriffenen Völker gewirkt; die Reformation hat sogar ihre Gegner zu Regenerations-Ansätzen getrieben.

Nur für den Standpunkt derer, welche Gesetze wohl aus den Experimenten des chemischen Laboratoriums ableiten, aber für die Gesetze keine Augen haben, welche aus den Experimenten der Geschichte sich erweisen, steht in Frage, ob unsere Zukunft sich weiter bauen soll aus Entmuthigung des Glaubens, Erschlaffung der sittlichen Zucht, Erniedrigung der geistigen Arbeit zur Dienerin materiellen Wohllebens, oder aus Vergeistigung und Stärkung des religiösen, aus Ermannung des sittlichen Lebens und aus der Summe

aller Erfahrung: daß der Geist eine Realität ist über allen sinnlich greifbaren und materiell genießbaren Wirklichkeiten.

Einfluß. Erfolg.

Einfluß und Erfolg treten meist Hand in Hand auf, aber oft als sehr ungleiche Gefährten: oft steht die Größe des Einen zu der Größe des Andern in umgekehrtem Verhältniß: das Streben nach dem Einen ist zuweilen dem Erreichen des Andern im Wege, und Mancher gewinnt Beide, während er nach keinem von Beiden trachtet.

Erfolg ist hier nicht gedacht als sachliche Wirkung — diese ist der Zweck jeder ernsthaften Arbeit; es ist der persönliche Erfolg (Succeß) gemeint, der Eindruck der Person auf die Andern, die Gewinnung ihrer Anerkennung, ihrer Bewunderung.

Der sachliche Erfolg, wenn er in die Augen springt, wenn weitere Kreise davon in ihrem Interesse berührt werden, wenn er als Sieg über gegnerische Bestrebungen zu Tage tritt, pflegt den persönlichen Erfolg nach sich zu ziehen; er ist dessen stärkster Hebel. Der Erfolg ist „der Gott des Tages" — nicht nur weil die Menge Den, welchem sein Unternehmen gelingt, für den Klügeren und Geschickteren hält; die Gedankenlosen, die Ueberzeugungslosen sind geneigt, die siegreiche Sache für die gute Sache zu halten; sie folgen wie mit ihren persönlichen so mit ihren sachlichen Sympathieen der Waage des Glücks. Die berühmten Worte des jüngeren Cato nach dem Siege Cäsars über das Heer der Senats-

partei*) sind der unübertroffene Ausdruck einer Unabhängigkeit der Sympathie und des Urtheils vom Erfolge, von welcher die Menge nichts weiß.

Wäre der Beifall der Menge, das Jauchzen, womit sie den Sieger begrüßt, nur Huldigung des Augenblicks, so würde diesen Kränzen nicht mit so viel heißem Bemühen nachgetrachtet werden. In der That giebt der Erfolg Herrschaft über die Gemüther, über den Willen der Menschen; darin liegt sein dämonischer Reiz; und so geschieht es, daß auch sachliche Zwecke oft nur um des persönlichen Erfolgs willen erstrebt werden oder solchem Streben zum Vorwande dienen. Das Parteileben und seine Wortschlachten in der Presse und in repräsentirenden Versammlungen, das Kunstleben in allen Gebieten der Produktion, bis herab zu den Eintagserzeugnissen der Belletristik, sind die großen Arenen, in welchen heute lebhafter und allgemeiner als seit Jahrhunderten anscheinend um sachlichen — oft nur um persönlichen Erfolg gerungen wird. Hört man den rauschenden Applaus, den stürmischen Zuruf der Tribünen, die Hymnen der Presse; sieht man den Strom der Leser, welcher die heiß erwarteten Bände beliebter Autoren hungrig und unersättlich verschlingt, das Gedränge der Hörer und Zuschauer, welche „Sensation machenden" Bildern und Dramen ihre Huldigung darbringen, so entsteht zunächst der Eindruck, daß von bevorzugten Geistern über weniger bedeutende eine gewaltige Macht geübt wird. Ist es aber Uebung von Macht, wenn der Geschickte und Begabte seine Gaben in den Dienst der Leidenschaften und des ästhetischen Appetits der Menge stellt, welche er übersieht? oder ist Macht einer Persönlichkeit die Wirkung ihres stärkeren und besser begründeten Willens auf den unklaren und schwachen,

---

*) victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni: die siegreiche Sache gefiel den Göttern, die besiegte dem Cato.

die Wirkung ihres gereifteren Urtheils und Geschmacks auf den weniger gereiften?

Wirklich berechtigte und dauernde Herrschaft über die Gemüther ist in allen den Gebieten, welche soeben erwähnt worden sind, fast ausnahmslos gegründet worden durch Kampf gegen diejenigen, welche später ihren Besieger verehrten. Gewaltige Machthaber im Bereich der Kunst sind nicht selten von ihren nächsten Zeitgenossen ausgezischt worden, ihr Erfolg ist nach ihrem Tode von Generation zu Generation gewachsen. Bezüglich des erkämpften Erfolges liegt es nahe, an Politiker zu denken, welche ihre bessere Erkenntniß von dem, was dem öffentlichen Wesen frommt, gegen die egoistischen Leidenschaften und die kurzsichtigen Prätensionen der Menge zur Geltung zu bringen hatten und erst, nachdem sie auf dem Gebiet der Thatsachen gegen die Bestrebungen und Bedenken, welche ihnen in den Weg traten, gesiegt, Beifall, Bewunderung und Vertrauen geerntet haben; der glänzendste und gewaltigste Staatsmann unseres Jahrhunderts ist dessen Zeuge. Die Eintagshelden dagegen, die Führer fanatischer Parteien, welche morgen von denen überholt und niedergeworfen werden, welche sie heute auf den Schild heben, pflegen ihren Siegeslauf mit Concessionen an egoistische und sinnliche Begehren zu beginnen; sie suchen durch immer neue Concessionen an die Beschränktheit und den Egoismus, an persönliche und Standesinteressen, ihren „Erfolg„ festzuhalten, bis sie von Keckeren und Gewissenloseren überboten werden. Daß der so errungene und behauptete Erfolg nicht Macht sondern Abhängigkeit ist, bei welcher dem Starken nicht mehr die Leitung, zu der seine Gaben ihn berufen hatten, sondern nur noch die Verantwortlichkeit für die Verirrungen bleibt, welche er verschuldet hat, — an dieser Erkenntniß sollten die Helden des Tages den Werth ihrer Erfolge messen!

Um den Preis der gleichen Dienstbarkeit pflegt ein großer Theil der Erfolge errungen zu werden, durch welche gewisse Richtungen der Litteratur zur Beherrschung des Geschmacks und des sittlichen Urtheils gelangen. Von Schriftstellern, welche vor dem Standpunkt der Menge nichts anderes voraus haben als eine gewisse Routine, vermöge deren sie das, wovon die Menge lebt, abzuformen und in Scene zu setzen wissen, ist nicht die Rede. Nur um hervorragende Begabungen handelt es sich. Können solche Talente sich schmeicheln, eine Macht zu sein, während sie den eigenen Geschmack und die bessere Einsicht dem kranken Gelüst derer beugen, die sie zu heilen vermöchten?

Im Gebiet der schöpferischen sowie in dem der reproducirenden Kunst wird die Versuchung, Concessionen zu machen, dadurch erhöht, daß es für die Darstellung des Schönen keinen schlechthin gültigen Werthmesser giebt, und daß sich dem Künstler selbst das Gelingen seiner Leistungen am lebendigsten bezeugt in der Wirkung auf die Schauenden und Hörenden. Aber es giebt eine unabhängige ästhetische Ueberzeugung so gut wie eine politische und ethische; der Künstler, welcher jene in seinen Schöpfnngen verleugnet, macht sich nicht nur der Untreue gegen seinen Genius schuldig; er versehrt den Nerv seiner Produktivität. Denn die Erfindungskraft quillt nur aus den Tiefen der individuellen Natur; sie folgt keinem anempfundenen, geschweige denn einem erlogenen Triebe. Soll man zu Ehren der Begabung der Materialisten unter unsern Malern und Musikern, welche den Reiz ihrer Compositionen durch lüsterne Hintergedanken erhöhen, dem Farben- und Klangsinn auf Kosten des Formensinns schmeicheln, der Sensation die Wahrheit opfern, annehmen, daß sie nur den Bedürfnissen der Menge zu Liebe unter ihrem eigensten Können bleiben? oder soll man zu Ehren der künstlerischen Aufrichtig-

keit vieler unserer technisch tüchtigen Künstler annehmen, daß sie sich mit ihrem geistigen und sittlichen Gehalt wirklich auf dem Standpunkt ihrer Bewunderer befinden?

Stilleren Angesichts steht neben dem Erfolg sein Gefährte, der Einfluß. Die deutsche Sprache giebt dem Einfluß den Charakter des Flüssigen, des fein Vertheilbaren, durch engen Eingang Dringenden und sich leise Verbreitenden; den Erfolg läßt sie mit Gefolge auftreten; damit ist ein bezeichnender Unterschied angedeutet.

Der Einfluß ist eine unbemerkt und gerade dadurch um so unwiderstehlicher wirkende Macht. Das geistige Leben der Menschen ist ein so innig verflochtenes und so unentwirrbar verschlungenes Gewebe, die Elektricität der Fäden ist eine so empfindliche und so weittragende, daß mit Recht gesagt werden kann, jeder einzelne Mensch, ja jede einzelne Handlung sei von einem Einfluß, dessen Belang sich ins Unberechenbare fortsetze. Diese Vorstellung ist wohl geeignet, uns bangen zu lassen vor der Macht, die wir unwillkürlich oder doch weit über unsere Absicht hinaus und oft unwiderruflich auf Andere üben; jedenfalls muß sie das Gefühl unserer Verantwortlichkeit schärfen.

Würde es gewiß unsere sittliche Gesundheit und Kraft nicht erhöhen, wenn wir die Wellenkreise, die jede niedertauchende Mücke in dem beweglichen Fluidum des Geisterverkehrs verursacht, bis in ihre letzten Ausläufe mit unseren Blicken verfolgen, so haben wir uns doch klar zu machen, daß wir in den Zusammenhang der moralischen Ursachen und Wirkungen gebannt sind und daß wir in den Verhältnissen, in welche unsere praktische Lebensaufgabe uns weist, auch der Wirkung unseres gesammten Verhaltens eingedenk sein müssen, welche in unserem *Einfluß* sich ausdrückt.

Daß oft *der* Einfluß der mächtigste ist, dessen der Be-

einflußte nicht gewahr wird, liegt in verschiedenartigen Ursachen: Uebler Einfluß findet bei Menschen, die das Gute wollen, einen Widerstand, welcher leichter zu überlisten als im offenen Kampf zu schlagen ist; deshalb sind Intriguanten, Leisetreter, Verdächtiger von mächtigerem Einfluß als offene Bekenner frivoler Grundsätze und verderblicher Anschläge. Auch die Besten haben Ursach, vor solchem Einfluß auf ihrer Hut zn sein, weil derselbe den Zugang zum Herzen durch den Verstand zu nehmen pflegt; das Gefühl hat ein leiseres Gehör als der Verstand und weist mit Entschiedenheit ab, was ihm verdächtig scheint; der Verstand ist nicht so ängstlich, er vertraut seiner Helligkeit und es reizt ihn, sich auf einen fremden Standpunkt zu stellen. Aber selbst derjenige Einfluß, welcher den Willen des Andern zu veredeln wünscht, ist oft stärker, wenn er sich seine Absicht nicht merken läßt; „man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt"; Verstimmung lehnt ab. Und auch gutartige Menschen sind oft eifersüchtig auf ihre Selbstbestimmung; selbst der Demüthige und willig Entgegenkommende ist nicht immer auch schon fähig, die Punkte zu erkennen, in welchen er der Beeinflussung bedarf.

Unbewußt und absichtslos wirkender Einfluß kommt nie in Gefahr, sich sein Gebiet zu verscherzen, weder bei Uebelwollenden noch bei Solchen, die auf ihre Selbstbestimmung eifersüchtig sind. Er ist in der umgekehrten Gefahr, mehr Terrain zu gewinnen als er verantworten kann. Schade, daß wir diese Gefahr bedenken müssen! In Verhältnissen zwar, in welchen wir uns als die Geringeren fühlen, dürfen wir uns die Pflicht erlassen, unsern Einfluß zu kontroliren; aber wo wir für Andere Bedeutung haben, müssen wir auf unserer Hut sein! machen wir die Wahrnehmung, daß sie in der Schärfe ihres sittlichen Gefühls, in ihrem guten Glauben, in der Sicherheit ihres Wollens nachlassen, oder daß auch

nur unsere eigene Scheu vor ihrem sittlichen Urtheil sich mindert, so haben wir uns zu fragen, ob wir, anstatt ihre Kraft zu stärken, nicht vielleicht von unseren Schwächen mitgetheilt haben. In den schönsten Freundschaftsverhältnissen, in den glücklichsten Ehen wäre nicht selten diese Frage zu erheben. Die menschliche Natur ist so beschaffen, daß leichter der Starke durch den Schwachen angekränkelt als der Schwache durch den Starken gehoben und gekräftigt wird.

Nicht sowohl durch einzelne Handlungen und durch Aeußerungen von Ansichten und Grundsätzen als durch die Summe der Persönlichkeit, durch das ganze Sein, wie es im Verhalten, z. B. in der Stimmung, sich ausdrückt, wird der unwillkürliche Einfluß geübt. Bis zur Größe würde man manche unscheinbare Gestalt sich heben sehen, wenn man zusammenfassen könnte, was dieselbe durch freudige, muthige, Gott vertrauende oder auch nur durch gelassene, zufriedene und freundliche Stimmung auf die Lebenskraft und auf die sittliche Schönheit Anderer gewirkt hat!

Das einleuchtendste Wort ist nicht so mächtig, den Willen des Andern zu beleben, als der Strahl, der in Blick und Geberde aus der Seele bricht. Durch die eigene Andacht, welche in den jeder Absicht spottenden Schwingungen der Stimme, im stockenden sowohl wie im begeisterten Wort sich verräth, wirkt der Geistliche mächtiger auf die Gemeine als durch die Gedanken, welche er in treuem Sinnen über das, was den Herzen Noth thut, gefunden hat. Durch den eigenen Muth, durch die eigene Siegeshoffnung wirkt der Führer in der Schlacht Zuversicht, Belebung der Gemüther und der Nerven; sein todtesmuthiges Vorgehen im Augenblick höchster Gefahr krönt nur das Werk, das er durch sein entschlossenes und standhaftes Verhalten bereits vor der letzten Entscheidung an den Gemüthern der Seinen vollbracht hat.

Manche Persönlichkeit hat durch einen großen Charakterzug, durch unangreifbare Festigkeit in einem wichtigen Punkt des sittlichen Verhaltens einen Einfluß geübt, welcher noch dauert, nachdem die Jahrhunderte und die Jahrtausende ihre Gestalt in den Nebel der Sage gehüllt haben. Leisten nicht noch heut, um nur der Eindrücke zu gedenken, welche die Schule uns in den frühesten Jugendjahren vermittelt, — die Namen eines Codrus, eines Diogenes, eines Cincinnatus, einer Tarquinia, eines Fabricius, eines Mucius Scävola, eines Virginius, die Einen als Muster der Bedürfnißlosigkeit und Einfachheit, der Vaterlandsliebe und Unbestechlichkeit, die Andern als Beispiele der Pflichttreue und Sittenstrenge, unserem sittlichen Idealismus mächtige Hülfe?

Wenn schon das Bemerkbarwerden der Absicht oft zum mindernden Moment für den persönlichen Einfluß wird, so ist Gewaltsamkeit und Ungestüm des Eingreifens in die Selbstbestimmung Anderer einer tiefer gehenden Einwirkung geradezu entgegen. Die Geschichte der Familien ist unerschöpflich in Beispielen von verirrten Söhnen despotischer Väter, von Entwickelung gegensätzlicher Gemüths- und Charakterzüge durch die Nothwehr und den Trotz des Naturells, dem der zur Herrschaft Berufene die eigene Art aufzudrängen bemüht war.

Gewiß ist schwächliche Nachsicht nicht pädagogische Weisheit; aber neben der Zucht, neben der Herrschaft über die Handlungen soll der Erzieher Einfluß auf das Gemüth gewinnen; für diesen haben wir vor Allem zu bedenken, daß das Erdreich den Sanftmüthigen verheißen ist. Einfluß gewährt man dem Sympathischen, dem Eingehenden, dem, von dem man sich verstanden fühlt, der Geduld mit unsern unsicheren und langsamen Schritten hat. Dauernde Wirkung auf Willen und Gesinnung wird nur durch eine ebenso ruhige und leise wie feste Hand erreicht.

Der Umfang und die Tragweite unserer Wirkungen ist nicht in unsere Hand gegeben; nicht immer können wir den Boden wählen, auf den wir unsere Saaten streuen wollen; ob Licht oder Schatten auf unsre Handlungen fallen soll, haben wir nicht zu entscheiden. Aber die Qualität unseres Einflusses steht in unserer Macht: sie wird verbürgt durch die Lauterkeit unserer Antriebe.

Die Geschichte der Versuchung Jesu, wie Matthäus und Lucas sie uns berichten, giebt über die inneren Vorbedingungen reinen und gewaltigen Wirkens, auch innerhalb der Ausdehnung, welche dem Einfluß der Nachfolger seiner Fußstapfen beschieden sein möge, tiefsinnigen Aufschluß. Die Engel, „die dem Herrn dienten“, nachdem der Versucher sein feines Spiel verloren hatte, sind noch nicht müde geworden; wer den Erfolg aus anderer Hand verschmäht, dem stellen sie noch heute ihre Kräfte zur Verfügung. Ein merkwürdiges Beispiel von solch geduldigem Erwarten der Stunde, wo Erfolg und Einfluß aus geläutertem Gehorsam, aus Motiven hervorgehen sollten, über die das Herz klar geworden war, bietet das Leben einer Frau, deren Nachwirken sich unabsehbar fortsetzt, auch wo die barmherzigen Werke, welche ihr Vorgang ins Leben gerufen hat, nicht ihren Namen tragen. Amalie Sieveking*), ausgestattet mit ungewöhnlichen Kräften des Verstandes und Willens, fühlte sich schon in früher Jugend befähigt, Ungewöhnliches zu leisten, und ihr Sinn wandte sich mehr und mehr dem Beruf erbarmender Nächstenliebe zu. Dennoch finden wir sie unthätig bei einem Ereigniß, welches ganz dazu angethan schien, sie durch ein glänzendes Heldenwerk der Barmherzigkeit ihres Berufs gewiß zu machen und sie in der Welt als Diejenige zu beglaubigen, als welche sie später durch Handlungen

*) A. S. geb. zu Hamburg 1794, gest. daselbst 1. April 1859.

von weniger ins Auge fallendem Charakter sich Vertrauen und ein Feld des Wirkens gewann. Jene verschmähte Gelegeheit war eine Feuersbrunst; das Haus ihres Nachbars stand in Flammen: „Malchen und die Ihrigen", so berichtet ihr Biograph (Monatsblätter für innere Zeitgeschichte, Nov. 1868), „hatten diese Nacht in schmerzlich theilnehmender Aufregung durchwacht; als sie am Morgen erfuhren, der Brand habe mehreren Menschen das Leben gekostet, fiel es Malchen wie ein Blitzstrahl in die Seele, daß sie, die nach großen Thaten Dürstende, auf großen Ruhm im Stillen Hoffende, thatlos dicht neben einem solchen Verhängniß gestanden habe. „„So lebhaft als eben jetzt"", schrieb sie in ihr Tagebuch, „„habe ich nie empfunden, daß nur mit Gott sich Thaten thun lassen. Ich fühlte ja innerlich den Drang, etwas Großes zu wagen für den Zweck der Menschenrettung, empfand aber zugleich tief im Herzen, daß es nicht reine Gottes- und Menschenliebe sei, was mich trieb, sondern ach! vor Allem der Wunsch, groß zu erscheinen in den Augen der Welt. Dies Selbsterkennen machte mich mißtrauisch gegen den Ruf im Innern und ich glaubte, ihm nicht folgen zu dürfen. Wenn ich mich ergriffen gefühlt von wahrhaft himmlischer Begeisterung, so hätte ich wohl jener Stimme folgen dürfen, ohne Bedenken, und wer weiß, ob der Herr mir nicht Gelingen geschenkt."" Diese Worte sind in Wahrheit der Schlüssel zu Amaliens innerer und äußerer Lebensführung, zu dem was sie unternahm und hinausführte, wie zu ihrer Selbstbeschränkung und zu ihrem Verzichten. Was ihrem Wesen und Wirken die eigenthümlichste Bedeutung giebt, ist die Gründlichkeit, Aufrichtigkeit und Durchsichtigkeit des Läuterungsprozesses einer starken Seele, die wohl mit zähen Wurzeln im Irdischen haftete, aber nur im Ewigen sich heimisch zu fühlen vermochte. Daß nur Schritt für Schritt mit dieser Arbeit der inneren Heiligung sich ihre

Wirsamkeit nach außen entfaltet, daß nirgends der Schein dem Sein, das Wirken dem Wesen voraneilt, das macht Amaliens Leben zu einem erziehenden Vorbilde, wie es wenige giebt, und sichert ihr eine Nachwirkung, welche vielleicht ihre „Werke“ an Bedeutung und Dauer übertrifft.

Nicht Jedem ist der gleiche Weg gewiesen. Es giebt auch sittlich hervorragende Naturen, die damit beginnen, getrost auf die Ziele loszugehen, welche ihren Ehrgeiz reizen, und die erst, nachdem der Erfolg sich ungenügend gezeigt hat, ihren Durst zu stillen, ihren Motiven ins Auge sehen und in ihrer inneren Läuterung finden lernen, was ihnen Friede im eigenen Herzen und über Andere eine heilsame Macht zu geben vermag.

Freude.

Es giebt kein Verlangen in der Menschenbrust, dem nicht das Verlangen nach Freude zu Grunde liegt; die Freude ist der magnetische Pol der sinnlichen wie der geistigen Welt; Schiller nennt die Freude in seiner Ode „die starke Feder“, welche das Gangwerk der Welt in Bewegung setzt und im Schwunge erhält.

Ist aber das Leben darauf angelegt, zur Herrschaft der Freude zu führen? oder hat die pessimistische Ansicht Recht, welche im neunzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die Lehre Buddha's, daß das Uebel die Welt beherrsche, wieder aufnimmt und mit psychologischem Scharfsinn und statistischer Gelehrsamkeit den Nachweis der Wahrheit zu führen versucht? Ist das Verlangen nach Freude nur in unsere Natur gelegt, um uns von Enttäuschung

zu Enttäuschung zu führen, bis wir endlich durch Resignation — wenn nicht zum Frieden doch zur Ruhe kommen?

Jedes Kind könnte darauf antworten, jedes Kind antwortet darauf. Das Kind — sofern man ihm nicht die Lebensluft abschneidet — athmet im Element der Freude; es freut sich des Daseins; sein Tag vergeht nicht in Wünschen und Erfüllungen, er vergeht im Genießen dessen, was sich darbietet: Ob ihm die Sonne in eine enge Dachstube oder in einen Palast leuchte, ob sie ihm gar nicht leuchte, sondern Wind und Wetter toben: jeder Anlaß ist ihm der rechte, um die Seele in genußreiches Spiel zu setzen. Nicht, als ob das Kind gegen das Widerwärtige unempfindlich wäre; auch dem Kinde werden Schmerzen zugefügt, auch das Kind lernt Enttäuschung, lernt Unbehagen kennen. Aber es ist dem Erfreulichen zugewendet wie die Pflanze dem Licht, nicht bloß verlangend sondern aneignend, genießend. Es wird ihm etwas Neues gezeigt: wie schaut es auf! wie trinkt es den Eindruck, alles Andere vergessend! es erhält ein Geschenk von noch so geringem Belang, von noch so vorübergehender Dauer; wie jubelt es! Ein Freund tritt in's Zimmer, der Vater kommt nach Hause, die Mahlzeit wird angekündigt — lauter Feste! Welch helles, unerschöpfliches Lachen hat das Kind für den Scherz, sobald es ihn versteht; und es versteht ihn, ehe es noch die ersten Worte zu stammeln vermag. Ernste Kinder sind meist ihrem Alter in unnatürlicher Weise voraus, verdrießliche Kinder sind physisch oder moralisch krank. Ist das Glück der Kindheit, die Freudefähigkeit des Kindes nur Vorrecht der ersten Lebensjahre; soll das Gedeihen sich später mit trüberem Licht behelfen? oder ist die Freudefähigkeit der Kindheit der Zustand, den wir später mit frei gewordenem Willen, allen Hinder-

nissen zum Trotz, erstreben sollen, und gilt das „Werdet wie die Kinder„ auch für das Glücksgefühl, für die Freudigkeit?

In den Jahren, welche der Kindheit folgen, pflegt wenigstens das Recht auf Glück lebhaft empfunden zu werden; es ist aber eines der natürlichen Merkzeichen für das Aufhören des kindlichen Standpunktes, daß die Freude anfängt, an Bedingungen geknüpft zu werden. Die Jugend ist die Zeit der Wünsche und des unverhohlenen Begehrens und Trachtens nach deren Erfüllung — zugleich auch die Zeit der Luftspiegelungen und der Enttäuschungen, des unablässigen Schwebens von Illusion zu Illusion. Mit Recht spricht man vom Glück der Kindheit und von den Freuden der Jugend. Die Erfahrung erst lehrt unterscheiden, welche der Genüsse, die die Jugend bringt und die ihr zu gewähren sind, dauernde Freudigkeit wirken, welche nur Durst nach neuen, nach anderen Freuden, oder gar Ueberdruß, Entmuthigung, Mißbehagen hinterlassen. Vorab ist der Jugend gegönnt, nicht nur mit sorgloser Brust den Genuß des Schönen und Angenehmen einzuathmen, auch das Ewige vermag sie freudig vorzuempfinden. Weil sie noch nicht die Wandelbarkeit der Dinge und der eigenen Fähigkeit, sie festzuhalten, kennen gelernt hat, nimmt sie das Erfreuliche so getrost und sicher hin, als blühten Blumen Jahr aus, Jahr ein; und weil sie noch nicht an der eigenen sittlichen Kraft irre geworden ist, traut sie dem Willen zum Guten jeden Sieg zu. So anticipirt sie durch den Glauben an das Glück den später so schwer zu behauptenden Lebensmuth, und durch den Glauben an sich selbst, oft durch Selbstzufriedenheit, den Frieden, dessen Besiegelung erst nach mancher heißen Schlacht erfolgen wird. Es wäre ein abnormer Entwickelungsgang, dem dieser goldene Morgen fehlte; so unmöglich es dem gesund gearteten Gemüth ist, von frühe an zu errathen, was es heißt, den Kampf des

Lebens zu bestehen; so naturgemäß es ist, daß wir die Grenzen der eigenen Kraft erst erkennen, nachdem mancher Versuch gemacht ist, ihr Bereich zu erweitern, so unschätzbar ist die Glückserfahrung, die wir der jugendlichen Unerfahrenheit verdanken.

Die Täuschungen verlassen uns — die Erinnerung der gehobenen, der vertrauenden, der dankbaren Stimmung bleibt; sie drängt uns, dies erhöhte Gefühl des Daseins auf's Neue und als bleibenden Zustand zu suchen, wie schwer auch die Bedingungen sein mögen, unter denen der Enttäuschte es zu erringen hat.

In vielen Fällen freilich wird die Euttäuschung als Ernüchterung empfunden: nicht nur die, deren Genußfähigkeit erschöpft ist, nicht nur die Blasirten sind Ernüchterte; auch Mancher, der früh schon Anderes gewollt hat, als was von außen gegeben werden kann, mag zunächst meinen, er sei bisher von einem Rausch befangen gewesen, wenn er eine um die andere der Illusionen schwinden sieht, welche ihm das Glück und das Gelingen als die natürliche Mitgift des Lebens erscheinen ließen; und er mag Entsagung für die Weisheit des zur Besinnung Gekommenen halten. War aber das Wonnegefühl der Kindheit, war die Freudigkeit, die er im Traume des Jugendglaubens erfahren hat, auch nur gestreift von einem Strahl der göttlichen Kraft, dann bleibt der Verzicht nicht sein letztes Wort, und er wird bald gewahr, daß das ersterbende Saatkorn den Keim der neuen Pflanze emportreibt: die Freude am Schein vergeht, die Freude am Sein geht auf; die Selbstgenügsamkeit wird gebrochen, die frohe Erkenntniß des Besseren in Andern, die geduldige Freude am eigenen Werden regt sich; Besitz und Situation verrathen ihre Wandelbarkeit uud Unzulänglichkeit, der Erfolg wird als Kind der Tageslaune erkannt; dafür zeigt sich der Werth

der wackeren Selbstbethätigung, die Bedeutung jedes, auch des unbeachteten Wirkens für würdige Zwecke; und das Streben wendet sich mit dem Wohlgefühl einer von jedem Wetter unabhängigen Sicherheit den Zielen zu, die nie verfehlt werden.

So tritt überall die Möglichkeit tiefer und dauernder Freude an die Stelle der in hellen Flammen aufleuchtenden Entzückungen, die sich gegen die Erfahrung vom Wesen der Dinge nicht behaupten konnten.

Die Möglichkeit! aber wie wird diese Möglichkeit verwirklicht? wie rufen wir nach allen Enttäuschungen die Freudigkeit in unser Leben zurück? „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, die doch Viele reich machen, als die nichts inne haben und doch Alles besitzen?" (2. Cor. 6, 10.)

Man sagt wohl: die Heiterkeit ist Sache des Naturells; wer fröhlichen, sanguinischen Temperaments ist, sieht auch nach den trübsten Erfahrungen das Erwünschte immer wieder als das Wahrscheinliche an; man sagt, der Schmerz verklingt im Einen rascher als im Andern; es wird behauptet, daß eine in ungetrübtem äußeren Wohlsein und Glück verlebte Kindheit und Jugend größere Widerstandskraft gegen die Schläge späterer Tage verleihe.

Diese Behauptungen haben einen gewissen Wahrheitsgehalt; am wenigsten werden Diejenigen, die bleibende Freudigkeit errungen haben, die Hülfe verkennen mögen, welche angeborene Stimmungsanlage oder eine sonnige Jugend ihnen für die Bewahrung des Lebensmuthes geleistet haben. Flache Menschen dagegen, die aus Genußliebe das Verweilen bei eigenem und fremdem Schmerze scheuen, denen das Selbstgenügen das Vergnügtsein erleichtert, die des Widerspruchs zwischen ihren niedergeschlagenen und ihren übermüthigen

Stimmungen nicht achten und denen Zerstreuung die Stelle des harmonischen Zusammenklingens aller Saiten der Seele vertritt, schreiben gern gedrückte Stimmungen Anderer einem Mangel an Energie zu, während sie die eigene Leichtblütigkeit als Ausfluß wahrer Lebensweisheit und sittlicher Schwungkraft ansehen.

Es wäre ein großer Irrthum, siegreich errungene Freudigkeit, auch wo die Gunst der Temperamentsanlage und der Verhältnisse zum Siege mitgewirkt hat, mit naturalistischer Sorglosigkeit und Genußfähigkeit zu verwechseln. Menschen von tiefem Gemüth, ehrlicher Selbsterkenntniß und klarem Blick in die Bedingungen des Lebens gelangen nicht ohne Kampf zu einer widerstandsfähigen Freudigkeit der Lebensstimmung. Eine solche zu behaupten oder doch nach Schlägen des Schicksals und unter immer wiederkehrenden Hemmungen und Kreuzungen immer auf's Neue zu gewinnen, gelingt nur muthigen, lebensvollen, hoch gerichteten Seelen, großen Herzen, die nicht grämlich an der Welt und den Menschen mäkeln sondern das Liebenswerthe, das Schöne zu entdecken und des Guten und Tüchtigen froh zu werden wissen, auch wo es nicht im Bereich ihres eigenen Besitzes liegt.

Das Genügen an eiteln und vergänglichen Dingen zu verlieren ist nicht schwer; es schwindet durch die Erfahrung, wenn das Herz nicht hartnäckig an Selbsttäuschung festhält. Aber auch mit dem Schmerz um Versagtes, mit eigenwilligen Wünschen, mit vergeblichen Sorgen und Nachwehen muß aufgeräumt werden, wenn die Freudigkeit Herr im Hause werden soll. Niemandem bleiben empfindliche Widerwärtigkeiten erspart, welche kein Ankämpfen ganz entkräftet: es gilt, über sie hinwegzuschreiten; das Selbstgefühl wird oft verletzt, ohne sich wehren zu können; es gilt, sich entschlossen zu bescheiden. Verträgt sich Freudigkeit der Lebensstimmung mit

Neid, mit Mißtrauen, mit Antipathie, mit Verzagtheit, mit Reizbarkeit, mit Ehrsucht? „Weicht, ihr Trauergeister“, sagt die naive Weisheit unseres alten Kirchenliedes — „denn mein Freudenmeister Christus tritt herein.“

Die Muthigen, die Hochsinnigen, die über die Stickluft der Sorge sich Erhebenden sind nicht nur geschickt, entschlossen durch schwere Prüfungen zu gehen, liebevoll und geduldig zu arbeiten, Ermuthigung und Kraft in Andern zu wirken; sie wissen auch der Schönheit zu genießen, die Gottes Güte reich und voll über das Leben ausgegossen hat. Die Sonne scheint wohl über Gerechte und Ungerechte; aber dem Einen scheint sie fahl und matt, dem Andern giebt sie Licht und Wärme bis in's tiefste Herz herein. Der Eine betrachtet mit vergeblichem Fleiß die Wunder der Natur, die Werke der Kunst; dem Andern erquicken und befreien sie die Seele. Der Schmuck der Feste, mit dem die Heiterkeit der Volksphantasie, das Gefühl von der Göttlichkeit der Freude das Leben bekränzt hat, entlockt dem Einen kaum ein Lächeln der Sympathie, während den Andern, den festlichen Seelen, das ewig Kindliche jubelnd in der Brust erklingt, wenn Festgeläute und Festesschmuck verkünden, daß heute „allen Menschen ein Wohlgefallen“ beschieden sei. Die im Kampf des Lebens Freudigen sind im Spiel des Lebens Fröhliche. Und sie machen Fröhliche, sie verbreiten Behagen und Harmlosigkeit; kein Zauber der Unterhaltung, keine Kunst des Gespräches kommt an belebender Wirkung dem gleich, was die gehobene Stimmung des Einen auf die des Andern vermag.

In schlagendem Gegensatz zu der Lebensfreudigkeit starker Naturen steht nicht nur das leere Vergnügtsein flacher Genußmenschen sondern auch die Scheinfreudigkeit, welche über der Oede und den Stimmungswechseln mancher ungeklärten und friedlosen Gemüther gaukelt und glänzt. Sitte und

Anstand huldigen der wahren Freudigkeit, indem sie den Schein der Freude im Bezeigen gesellig vereinter Menschen verlangen, und gewiß ist es wünschenswerth, unangenehmer Gefühle und Eindrücke so weit Herr zu sein, daß man nicht durch Geberde und Wort Mißbehagen ausdrückt und verbreitet; als sinnige Spielregel hat die Forderung eines heiteren Bezeigens in Gesellschaft Anderer ihr volles Recht. An wahrer Freude würde der Verkehr fruchtbarer sein, wenn man für die Wahl derjenigen Umgangsbeziehungen, welche nicht durch Pflichten aufgedrungen sind, getrost und muthig die Erfreulichkeit zum Wegweiser nähme. Ein Verkehr, welcher nur der Eitelkeit schmeichelt oder sonstwie auf egoistischen Nebenmotiven beruht, wirkt ermüdend auf das Herz, wenn er auch noch so geschickt und zierlich gepflegt wird, während oft die unscheinbarsten Verbindungen, wenn der Eine sittlich befruchtend auf den Andern wirkt, das Gemüth beleben und erheitern.

Auch die Kunst, gewiß eine der reichsten Freudequellen, würde ihre erheiternde Macht viel siegreicher entfalten, wenn Klienten und Verehrer sich ihr nicht im Dienst ästhetischer Ambition sondern nur nach dem Vermögen ihrer Genußfähigkeit naheten. Allerdings nicht fürliebnehmend mit dem sinnlich Angenehmen, sondern in verweilendem, gesammeltem Aufnehmen das in ihr erlauschend, was sie als Ausdruck eigener innerer Hergänge, als Erscheinung des in ihnen selbst lebenden Ideals wiederzuerkennen und zu verstehen vermögen.

Daß die Kunst mächtiger ist, den Schmerz als die Freude auszudrücken, spricht nur für die höhere Natur der Freude. Den größten Dichtern und Musikern sind an dem Versuch, die höchsten Grade der Freude darzustellen, die Flügel geschmolzen. Aber in der wahren Kunst nimmt durch die Schönheit der Schmerz an der Freude Theil, wie er im sittlichen Leben durch Adel an sie heranreicht.

Nicht Jedem ist zu helfen. Die Freudlosen sind selbst unter den Gläubigen, ja sogar unter den Dankbaren nicht selten. Bei Manchen hat die Freudlosigkeit einen sehr bestimmten Grund, den zu erkennen sie sich nur nicht entschließen können. Sie besitzen ein mit Unrecht erworbenes Gut, z. B. ein Vertrauen, dessen nicht völlig werth zu sein sie drückt, und das sie doch, durch ehrliche Bloßlegung ihrer schwachen Stellen auf's Spiel zu setzen nicht den Muth haben. Oder sie herbergen einen Groll, sie gestatten sich eine unedle Schwäche von so unbedeutendem Belang, daß sie meinen, dieser kleine Punkt könne doch nicht an dem Kranken ihres Lebensgefühls Schuld sein. Der Gewaltigste und zugleich der Freudigste der Apostel, der uns zuruft: „Seid fröhlich, seid dankbar! Freuet Euch und abermals sage ich, freuet Euch" — er sagt auch von sich: „Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei!" Aber er beruhigt sich nicht dabei, sondern er läßt, was dahinten ist, und jagt nach dem vorgesteckten Ziel.

Dem vorgesteckten Ziel nachtrachten, das ist Keinem versagt; und darin hat noch Jeder, wo nicht volle Freude, doch den Frieden gefunden. Friede ist nicht Ruhe; aber er ist das sichere Gefühl, nicht abwärts sondern aufwärts zu gehen; er ist nicht kindlich fröhlicher Lebensgenuß, wie er dem Freudigen wird, aber Zufriedenheit mit dem beschienenen Theil, dankbares Fürliebnehmen sogar mit der moralischen Aufgabe, die man in den Mängeln des eigenen Naturells sich gestellt sieht. Der Friede ist nicht Muth, frohe Siegeszuversicht Angesichts der dunklen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, welche dem Auge des Einen sich lebhafter, drohender zeigen als dem des Andern; aber er ist Vertrauen und willige Fügsamkeit. Nicht die Starken in Glauben und That sind es, die sich genügen lassen müssen am Frieden des Herzens, aber es sind die

Nüchternen und Wachsamen; und nicht Jedem bleibt es versagt, durch den Frieden zur Freude hindurchzudringen.

Freundschaft.

Die Ursprache der germanischen Völker hat für Freude und Liebe ein und dasselbe Wort. Dieser Wurzel entlehnte die deutsche Sprache das Wort Freuen, und, indem sie die Erwählten der Neigung „Freunde" (Freuende) nennt, verwerthet sie den Doppelsinn an rechter Stelle. So hat sie selbst dem Dichter vorgedichtet, was er in seinem Hymnus an die Freude singt: in das Heiligthum der Freude soll Jeder eintreten, „der auch nur Eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund;" „wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein," dem erklingt die Harmonie, in welcher das All sich bewegt: Was der Sänger in Einen Blick zusammenfaßt, das erkennt das ernüchterte Auge als die segensreiche Wirkung der Freundschaft für unser Lebensglück und für unser Gewahrwerden des Allzusammenklangs.

Ist durch die Blutsgemeinschaft das Gewebe geflochten, welches jeden Einzelnen mit festeren oder loseren Fäden an irgend eine Stelle der Erde, an irgend einen Kreis von Personen als an seine Heimath bindet, so schlingen sich mit nicht geringerer Kraft die Bande geistiger Anziehung von Mensch zu Menschen, unabhängig von dem Kreise und der Stätte, welchen Jeder durch seinen natürlichen Ursprung angehört.

Das unwiderstehliche Wohlgefallen, das unbedingte Vertrauen, welches die eine Persönlichkeit der andern einflößt, die aufopfernde Treue des Freundes gegen den Freund werden

von Mythus und Sage gefeiert, bevor noch die Geschichte in festeren Umrissen menschliche Gestalten und Erlebnisse verzeichnet. Die Namen treu verbundener Freunde werden zum Symbol inniger und untrennbarer Gemeinschaft. Das Zusammenstehen eng Verbundener in Noth und Gefahr, die Aufopferung des Einen für den Andern, ihr Probe haltendes Vertrauen, die Stärke gegen feindliche Arglist und Macht, die den Genossen aus ihrem Bunde erwächst, sind Züge, welche im Volksepos und in der späteren Dichtung mit Vorliebe besungen, von den Hörern mit immer neuem Antheil vernommen werden. In der Geschichte gewinnt die Freundschaft um so bestimmtere Bedeutung, je heller das historische Erinnern wird; oft läßt zwar das scharfe Licht, welches auf die hervorragenden Persönlichkeiten fällt, die Vertrauten ihres Herzens und Gewissens in um so tieferen Schatten treten; aber es sind uns doch manche bedeutende Freundesgestalten erkennbar, die als geistige und praktische Ergänzung großen Feldherren und Regenten, großen Geisteshelden und sittlichen Vorkämpfern geholfen haben, ihre Sendung zu erfüllen.

Zu den berühmtesten historischen Freundschaften der neuesten Zeit gehört die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe. Die Forschung wird nicht müde, nachzuweisen, welche Geistesfrüchte für Jeden der Beiden zum Frommen der Welt diese Verbindung hervorgebracht hat. Je größer Beide durch individuelle Anlage, Bildung und Geltung bereits dastanden, je verschiedener ihr Bildungsgang und ihre Richtung waren, als sie einander nahe traten, um so bedeutender und idealer konnte sich das Wesen der Freundschaft in ihrer Verbindung ausprägen. Mit großem Sinn erkannte Jeder im Andern den Ebenbürtigen, fühlte Jder, wie der Andere ihn zu berichtigen, zu bereichern zu ergänzen vermöge; Kritik und Beifall des

Freundes waren ihnen fortan unentbehrlicher als die Bewunderung der Menge. Während Mißverständnisse und Mißverhältnisse die umgebenden Kreise vielfach zerklüfteten, ja manche ihrer eigenen Anhänger sich als Parteien bekämpften, blieb ihre Verbindung ungelockert. Was dem Einen eine wunderbare Sehkraft für die Natur in ihren allgemeinen Bildungsgesetzen und in ihren individuellsten Produkten, ein naives Gewahren innerer und äußerer menschlicher Zustände und Geberden erschloß, was der kühne und scharfsinnige Idealismus des Andern als moralisches und intellektuelles Weltgesetz erkannte, wurde Beiden gemeinsamer Erwerb; die Hoheit des eigenen Standpunkts ließ Jeden die andersgeartete Bedeutung des Freundes tiefer und klarer würdigen als irgend Einen der anstaunenden Zeitgenossen. Die Klage, in welcher Goethe das geistige Bild des früh geschiedenen Schiller der Nachwelt gezeichnet hat, ist ein Zeugniß, wie nur intimstes Kennen und objektive Beurtheilung es mit vollem Recht und voller Wirkung zu geben vermochten.*)

Wenn auf der Höhe des Lebens Wesensverwandtschaft verschieden Gearteter die Grundlage der reichsten und bedeutendsten Freundschaftsverbindungen wird, so führt auf den unteren Lebensstufen zunächst das Gleich und Gleich zu Wahlverbindungen. Es liegt in der Natnr der Familie,

*) Goethe's Epilog zur Glocke:

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt;
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Weit hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“

daß sie verschiedene Stufen des Alters, der Bildung, des Ansehens neben einander stellt. Die im Alter einander nahe stehenden Geschwister sind selten Kameraden der gleichen Lernstufe; daß, auch bei gutem Einvernehmen, Brüder als nächste Freunde, Schwestern als intime Freundinnen neben einander aufwachsen, ist nicht allzuhäufig. Seltener noch werden verschwisterte Knaben und Mädchen einander Freunde; bei unentwegtem Gefühl währt die volle Intimität solcher Beziehungen nicht über die Kindheit hinaus, wenn sie auch in späteren Jahren sich oft erneut.

Geistige Verwandtschaft zwischen Jünglingen und Jungfrauen verschiedenen Blutes eignet sich noch weniger zur Begründung von Freundschaft im engeren Sinne; Gleichheit des Geschlechts ist Naturbedingung der Jugendfreundschaft, unentbehrlicher noch als Gleichheit der Bildungsstufe und der Gesittung.

Die Jugend ist zunächst das Versuchsfeld der Freundschaft, sowohl die Art als die Unart der Freundschaft gedeiht hier in üppigem Wildwuchs; und da die Jugend das Recht hat, vorzugsweise der eigenen Bildung zu leben, darf ihrem Bedürfniß Raum gegönnt werden, durch persönliches Anschließen nach Herzenswahl ihren Erfahrungskreis zu erweitern, durch Hingebung an Persönlichkeiten, welche ihr Vertrauen gewinnen, an deren Sympathie und Zustimmung ihr Alles gelegen ist, zur Mittheilung und Darstellung ihres Wesens zn gelangen. Daß die Freundschaften der Jugend oft phantastisch, leidenschaftlich, ausschließlich sind, daß sie zuweilen zu müßigem gegenseitigen Anschauen entarten und an Langweile sterben, sind Erfahrungen, welche den Lehrjahren der Freundschaft nicht schlechthin erspart werden können. Ohne ängstliche Wachsamkeit wird ein tüchtiger, lebhafter Familiengeist von bestimmtem und edlem Gepräge das Bedürfniß

seiner Angehörigen zu solchen Experimenten mäßigen und die Durchführung in Schranken halten. Aber mit Freude werden einsichtige Eltern die Neigung der Kinder zu Kindern sinnverwandter Häuser, Bienen gleich, den Honig sammeln sehen, der aus Blüthenkelchen verschiedener Art und verschiedenen Duftes gewonnen wird.

Es kommt der Freundschaft junger Herzen zu gut, daß jeder der intim Verbundenen noch durch andere Bande als die der eigenen Wahl einem Kreise angehört, dessen Rechte ihm heilig sind. Die Pietät gegen die eigene Familie wie gegen die des Freundes legt Jedem Rücksichten der Diskretion auf, welche mit dem Bedürfniß der Intimität collidiren; dadurch wird die Freundschaft, wenn sie nicht willig ist, sich in ihren Ansprüchen zu bescheiden, auf heilsame Proben gestellt. Auch in umgekehrter Weise zieht die Freundschaft aus unsern Familienbanden Gewinn: Je mehr uns bei vorrückenden Jahren von der Familie positive Aufgaben zugetheilt, je mehr wir von ihr in Sorge, Arbeit, persönliche Kämpfe verwickelt werden, um so wohlthuender wird es uns, in der Freundschaft ein Verkehrsgebiet zu besitzen, das außerhalb dieser Beziehungen liegt. Der Austausch mit dem Freunde weiß nichts von dem Kleinen, dem Bittern, dem Schweren unserer häuslichen Lebensaufgaben, er hat das Recht, ja es ziemt ihm, sich auf neutralem, auf unpersönlichem, auf geistigem Gebiet zu bewegen; welche Weiten öffnen sich dem Blick, welche Befruchtung erwächst dem Gemüth und der Phantasie durch den arglos und liebreich gewährten Antheil an dem geistigen Bereich, in welchem der anders geartete, anders begabte, anders geführte Freund zu Hause ist! Talente und ihr Gefolge von Leistungen laden den Freund in ihre Werkstatt; wissenschaftliche und praktische Interessen und Einsichten werden ausgetauscht; die religiöse Richtung und ihre Wirkungen im Gemüth, welche

dem Kinde des einen Hauses Mitgift sind, zeigen sich dem Kinde des andern Hauses am Freunde im hellsten Licht. Man ist stolz auf des Andern Besitz, wenn man nicht vermag, Gleiches als Eigenthum zu erwerben. — Wie sehr der freundschaftliche Austausch sich außerhalb der Angelegenheiten halten möge, welche jedes Haus als seine eigenen bewahrt, er braucht deshalb nicht unfruchtbar zu sein für die besonderen Aufgaben jedes der Freunde. Menschen, welche mit sich selbst in Zusammenhang und in Harmonie stehen, beweisen ihren sittlichen Standpunkt eben sowohl durch ihre Auffassung unpersönlicher Dinge, durch ihre Anschauungen und Urtheile im Gebiet der Kunst, der Wissenschaft als durch ihre Ansicht über Persönlichkeiten und persönliche Conflicte; man empfängt von ihnen oft heilsamen Rath über zarte Gewissensfragen, während sie sich ohne Nebengedanken über Politik oder Baukunst äußern. Vermag der Freund den Freund überhaupt zu verstehen, so kann er auch die gemüthliche Anregung, die Klärung des Urtheils, die er in einer Richtung von ihm empfängt, in der andern verwerthen. Nicht indem man sich selbst im Freunde abspiegelt, sondern indem man in ihm den Menschen schöner, größer, freier sieht als in sich selbst, wirkt sein Umgang Kräftigung und Befreiung.

Daß man den Freund nicht in allen Details seiner privaten Beziehungen und Leistungen erblickt, daß man mehr sein geistiges als sein praktisches Bezeigen sieht, führt wohl dahin, ihn zu idealisiren. Dem Redlichen ist es beschämend, von dem Freunde überschätzt zu werden; er würde die Pflicht fühlen, ihn zu enttäuschen, wenn Enttäuschung möglich wäre. Wiefern man überschätzt wird, ohne eine zu günstige Meinung selbst provocirt zu haben, mag man dem Andern das Glück einer Täuschung gönnen, die er der Reinheit und Größe des eigenen Sinnes dankt, und versuchen, in das Bild hinein-

zuwachsen, das seine Liebe sich gezeichnet hat. Im besten Falle ist die Idealisirung eine gegenseitige; sie ist nicht sowohl ein Uebersehen des Wirklichen als ein glaubensgewisses Voraussehen des Werdenden. Diese Auffassung ist der Hintergrund, der Resonnanzboden, auf dem jeder Gedankenaustausch, jede gemeinsame Arbeit wahrer Freunde, jede gemeinsame Freude, ja auch der Schmerz, den Einer mit dem Andern theilt, gleichsam Musik wird, welche die Seele erheitert und ermuthigt.

Drängt sich der Ausdruck der gegenseitigen Zuneigung in den Vordergrund der Mittheilung, wird der Grad der gegenseitigen Schätzung Gegenstand der Erörterung, so droht die Gegnerin alles gesunden Gefühls, die Sentimentalität, das Verhältniß zu entnerven. Nur wenn eine ernste Verschiedenheit der sittlichen Richtung oder ein Auseinandergehen der wesentlichsten Lebensinteressen, wie es bei früh geschlossener Freundschaft wohl sich ereignen kann, die Zuneigung gemindert, die Vertraulichkeit des Verkehrs abgekühlt hat, ist es an der Zeit, den Pulsschlag des gegenseitigen Gefühls zu beachten; aber nicht, um Belebungsversuche zu machen, sondern um der Wahrheit die Ehre zu geben und auf ein wesenlos gewordenes Verhältniß zu verzichten.

Alle Pflichten, alle Tugenden der Freundschaft, in deren Reihe die Treue obenan steht, können nur Tugenden und Pflichten sein, sofern die Freundschaft selbst ein Recht hat, zu sein. „Wie du dir selber treu bist, bist du's mir", ist ein Wort, an dem die Treue sich messen mag; über diese Forderung dürfte sie nicht hinausgehen, auch wenn sie es vermöchte. Aber freilich gehören Treu und Glauben nirgend enger zusammen als in der Freundschaft. Wenn der Glaube an den edeln Kern des Freundes nicht im Stande ist, eine Krisis zu überdauern, in welcher das wahre Selbst des

Andern durch eine Anwandlung von Schwäche verdunkelt wird oder verdunkelt zu werden scheint, dann ist es mit der Treue schwach bestellt. Selbst das Schwanken der Treue und des guten Glaubens kann und soll verziehen werden; und zwar sobald als möglich; sobald nämlich, als das Geschehene Einem von Beiden klar wird; dem Freunde gegenüber darf man weder zu stolz sein, um zu sagen: ich habe gegen dich gefehlt, noch zu stolz, um zu sagen: du hast gegen mich gefehlt. Nicht an Illusion aber an Tiefe und Sicherheit gewinnt die Freundschaft durch gegenseitiges Vergeben; „wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig“.

Es ist eine betrübende Beobachtung, daß die Probe der moralischen Noth leichter und häufiger von der Freundschaft bestanden wird als die Probe der materiellen. Jeder soll im äußeren Leben seinen Mann stehen; es ist ein edler Stolz, der von den Vortheilen der Lage des Freundes, der selbst von seiner Gefälligkeit Gebrauch zu machen sich scheut. Aber es ist ein Zeichen der Verweichlichung und einer gewissen Wucherung des geistigen Lebens, worein wir gerathen sind, daß selbst nahe Befreundete einander selten thatsächlich und mit Opfern an ihrem Behagen, an ihren Lebens- und Arbeitsgewohnheiten beispringen, wenn das Schicksal den Einen hart anfaßt, während es den Andern verschont. Doch auch heute giebt es noch Männer und Frauen, welche es nicht für veraltete Sentimentalität halten, ernsthaft Hand anzulegen, wenn das Haus des Nachbarn brennt, und die Börse zu öffnen, wenn es gilt, dem Freunde Sorge oder auch nur eine vorübergehende Kümmerniß zu mildern. Gewiß ist, daß praktisch bewährte Freundschaft einen kräftigeren Herzschlag hat als die nur in den Regionen des geistigen Einvernehmens lebende.

Nicht nur manche Tugenden, auch manche Untugenden der Freundschaft sind heutzutage seltener als in alter Zeit,

als noch vor fünfzig Jahren; so gehören Eifersucht, Sentimentalität, Ausschließlichkeit zu den selten gewordenen Fehlern der Freundschaft. Dafür zählt in dieser weitherzigeu Zeit auch Solidarität nicht zu den selbstverständlichen Eigenschaften echter Freundschaftsverbindungen. Gewiß soll man weder dem Freunde noch sich selbst verschweigen, wo man ihn schwach zu sehen glaubt, wo er einer Warnung gegen sich selbst bedarf. Aber wenn das Verhältniß intim genug ist, um gegenseitige Offenheit auch über innere Angelegenheiten zu gestatten und zu gewähren, dann hat der Gesellschaft gegenüber der Freund den Freund als seinen Schutzbefohlenen zu betrachten. Daß man den Freund besser kennt als Andere, dankt man seinem Vertrauen, der Sorglosigkeit, mit der er in unserer Gesellschaft sich gehen läßt; daß man dafür gilt, ihn zu kennen, dankt man der Nähe des Umgangs, welche seine Neigung herbeigeführt hat. Wagen Andere, uns auch nur zum ungefragten Zuhörer eines Angriffs auf das Ansehen oder gar auf den Charakter des abwesenden Freundes zu machen, so ist das eine Herausforderung; wir haben sie anzunehmen oder zurückzuweisen; sie schweigend zu überhören ist Verleugnung der Freundschaft. Nur wenn man den Freund mit dem eigenen Namen deckt, gewinnt man dem Bunde die Achtung der Gesellschaft, nur dadurch wird, was Jeder von beiden an Ehre und Tüchtigkeit besitzt, Gemeingut, zusammenwirkende Kraft, und nur bei solcher Einheit nach außen hat die strenge Offenheit des intimen Verkehrs Bedeutung. Einer der gefährlichsten Räuber an diesem Bundesschatze ist der Reiz der Unterhaltung, die Eitelkeit, im leichteu Spiel des Gesprächs Spaß verstehen, Unbefangenheit des Urtheils zeigen, pikante Beiträge liefern zu wollen. Wer nicht fein genug ist, um der Versuchung zuvorzukommen, mag immerhin den Vorwurf, ein Freundschaftspedant zu sein, über sich ergehen lassen.

Mit den Jahren nimmt bei Menschen, welche zu normaler Reife und zu entsprechender Ausdehnung des Horizonts und des Wirkungskreises gelangen, die Freundschaft nicht einen andern Charakter aber eine andere Form an als in der Jugend, in der Zeit der inneren und äußerlichen persönlichen Befestigung. Indem man mehr und mehr die eigene Person auf sich beruhen läßt, mehr und mehr in der Aneignung sachlicher Beziehungen, in der Bewältigung sachlicher Aufgaben lebt, tritt auch die Person des Freundes im Gefühl und im Bewußtsein gegen die sachlichen Interessen zurück, welche man mit ihm theilt. Nicht, daß die Wirkung des frühen Begegnens und der alten Verkehrsform erloschen wäre; sie währt fort im Wohlgefühl, in der Wärme, in der Sicherheit des Verhältnisses, aber das Verhältniß bescheidet sich im Ausdruck und im Raum.

Zugleich erweitert sich der Kreis der Freunde. Beziehungen, welche ihrem Ursprung und ihrer früheren Form nach andere Namen trugen, werden zu Freundschaften; Geschwister werden zu Freunden, das tiefe gegenseitige Kennen, welches der Gemeinschaft der naiven Lebensjahre, dem gleichen Blut und der nothgedrungenen gegenseitigen Beobachtung in allen Lebenslagen verdankt wird, gewinnt an Werth gegen die sympathische Anziehung, gegen den idealisirenden Glauben, auf welche in jüngeren Jahren Wahlverhältnisse sich gründeten. Auch das Verhältniß der herangereiften, der selbständig gewordenen Kinder zu den Eltern nimmt den Charakter der Freundschaft an; die Ehe vergeistigt und erweitert sich zur Freundschaft. Erst nachdem die Brille der Illusion entbehrlich geworden ist, nachdem man erfahren hat, was das Bewährtsein bedeutet, treten diese Verbindungen in das Stadium der Freundschaft; ein gemeinsamer unveräußerlicher Beziehungskreis giebt solcher Freundschaft unerschöpfliche geistige und praktische Nahrung;

oft auch bindet ein Band, das die Liebe wohl gern verschmäht und das ihr doch mächtig zu Hülfe kommt: die Noth, sie fester und fester.

Je reicher die persönliche Anlage, je früher der Zug des Naturells auf Erweiterung des Gesichtskreises, auf selbstvergessenes Erkennen und Ehren andersgestalteter Persönlichkeiten gerichtet ist, um so weniger nehmen, selbst in der Jugend, die freundschaftlichen Verbindungen den Charakter geschlossener und ausschließender Intimität an, um so früher erweitert sich, auch durch Wahlbeziehungen, der Kreis der Freunde. Wenn bei vorschreitender sittlicher Bildung für die Schätzung der Personen Geschmack und Sympathie gegen das sittliche Urtheil in den Hintergrund treten, gelangt auch der enger Geartete dazu, für Solche, die ihm eben nur Gesinnungsverwandte sind, lebhaft zu empfinden, sich ihnen herzlich anzuschließen.

Nicht immer treten die Personen, welche einander in dieser Weise anerkennen und erfreuen, mit einander in Umgangsverkehr; die Begegnungen, durch die sie einander bedeutend wurden, gehen vorüber, die Ferne entrückt sie; aber für die innere Umschau bilden die nahen und die fernen, die persönlichen und unpersönlichen Freunde den Kreis, der uns die Welt begrenzt und faßt; von ihm gehalten, fühlen wir uns daheim in der Zeit und an der Stelle, wo wir zum Sein und Wirken gerufen wurden.

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.“

Der große Welt- und Freundschaftskenner Goethe wollte in diesen Worten zunächst vielleicht nur das Geheimniß alles rechten Wirkens auf die Gemüther der Menschen aussprechen und das eitle Trachten nach dem Beifall Solcher, die uns selbst nicht gefallen, verurtheilen. Jene goldenen Worte

bezeichnen aber überhaupt die Bedeutung der Freundschaft für das Verhältniß des Einzelnen zur Welt.

Das große Mischwesen Gesellschaft ist es, das sich denen, welche Ansehen, Wirkung, Genuß des Lebens erstreben, gern für den Kreis derer substituirt, die ihm als bestimmte, seinem Herzen und Gewissen verständliche Gestalten der menschlichen Art kenntlich und verehrungswürdig geworden sind oder doch es sein sollten. Charakterlosigkeit, Unklarheit, Zerfahrenheit künstlerischer Leistungen; die Entstellung litterarischer Produktionen durch Züge frivoler Nachgiebigkeit gegen „den herrschenden Geschmack“, Zweideutigkeit und Verschwommenheit im politischen Gebahren: diese und ähnliche, durch schillerndes Farbenspiel die Menge unterhaltende, Gewissen und Geschmack verwirrende Erscheinungen werden hervorgerufen, wenn die für die Offentlichkeit Arbeitenden sich nicht an Sinn und Urtheil eines in sittlicher Harmonie verbundenen Kreises sondern an die „Welt“ wenden. Sind sie selbst charakterlos, sind die Charakterlosen die Freunde, die ihnen die Welt bedeuten? dann wäre für sie Goethe's Spruch nicht nur, sondern die Freundschaft selbst veraltet. Räuber können einander Freund sein, wenn ihre Gewissen über eine Chiffresprache einig geworden sind, in welcher Ehre und Treue ihre bestimmten Zeichen haben; bei Menschen von zerfahrener sittlicher Physiognomie tritt an die Stelle der Freundschaft die Cameradie, an die Stelle des Freundeskreises die Klique, in welcher nicht sittliche Uebereinstimmung sondern das Zusammengehen der Interessen Bundesgesetz ist.

Im Kleinleben der Gesellschaft, im oberflächlichen Wellenspiel dieses großen, bewegten Elements, in der sogenannten Geselligkeit, erscheint die gegenseitige Beziehung der Persönlichkeiten so wenig auf den Austausch bleibender Einwirkung abgesehen, daß der Reiz möglichst großer Mannig-

faltigkeit sowohl der sittlichen als der ästhetischen Nüancen nicht verschmäht werden sollte, daß Duldsamkeit wohl zum guten Ton gehören dürfte. Warum sollte man nicht gelegentlich in ein großes Menschengewühl sich mischen? legt man doch selbst und legen die Andern die Maske eines conventionellen Festkleides an, erscheint doch selbst das Haus, welches eine glänzende Menge vereinigt, in festlichem Incognito.

Gewiß sind Goethe's Worte nicht gegen dieses Maskenspiel gerichtet: nur soll es uns nicht die Welt bedeuten. Aber es bedeutet „die Welt" denen, die ihre Ehre darein setzen, ihre Mühe daran wenden, idre Kräfte darin erschöpfen, ihr Daheim darüber verlieren, in dieser Welt Wirth und Gast zu sein. Daß auch Freundschaftskreise das Festspiel der Geselligkeit spielen, daß sie dann und wann mit Nachbarkreisen in festlichem Reigen sich verschlingen, ist eine schöne Sitte; sie würde an Poesie, an erheiternder Kraft gewinnen, wenn sie nicht zu schwer an der Kette des Luxus trüge, dessen Gesetze nicht der Welt der Freundschaft sondern der Welt der Gesellschaft entstammen.

Einer gewissen Wucherung des Freundschaftslebens, welchem wir in wohlhabenden und gebildeten Kreisen, namentlich im behaglich situirten Bürgerthum großer und kleiner Städte hier und da begegnen, steht als seltenere Erscheinung ein anderes Extrem gegenüber: die Freundlosigkeit. „Keines Menschen Freund sein" ist eine düstere sprichwörtliche Bezeichnung für verschlossene, hämische Gesellen. Mit Niemandem eng befreundet sein, keinen intimen Freund brauchen, auch das schon ist eine Abnormität; nur Ueberspanntheit könnte so selbstgenügsam sein, um das Entbehren der Freundschaft zu verschmerzen, oder so ungenügsam, um Freundschaft für unerreichbar, für Illusion zu halten. „Freundlos freudlos" ist ein altes wahres Wort, und mit Unrecht ist es als Härte

bezeichnet worden, daß Schiller den Freundlosen aus dem Chor der Freude ausschließt; er schließt ja auch nur Den aus, der nie eine Seele sein genannt hat.*)

Man kann Freunde verlieren — durch Untreue und durch den Tod. Aber Erinnerung und Dankbarkeit können festhalten, was der Blick in ihr Wesen uns an schöner Menschlichkeit erschlossen, was in uns selbst ihre Liebe zum Erwachen und Werden gefördert hat.

Verwandeln Freunde sich in persönliche Gegner oder trennt uns von ihnen Enttäuschung über ihren sittlichen Werth, so hat die Freundschaft überhaupt nur dem Reiche der Träume angehört. Anders, wenn innere persönliche Verwandtschaft in großen Krisen des öffentlichen Lebens durch sachliche Ziele und Bestrebungen, welche den Einen nach rechts, den Andern nach links hinziehen, in den Hintergrund gedrückt wird; religiöse, politische, nationale Gegensätze können solche Trennung herbeiführen, und die frühere Verbindung in ein leises, uneingestandenes gegenseitiges Heimweh verwandeln. Auch durch persönliches Verkennen, durch momentanes Fehlen des Einen oder des Andern, ja selbst durch Mißverständnisse werden leidenschaftliche und schroffe Persönlichkeiten, die einander in begründeter Freundschaft verbunden sind, zuweilen auf immer getrennt; es steht nicht immer in unserer Macht, den Freund aufzuklären und zurückzurufen; Raum, Zeit, Verhältnisse erweitern die Kluft. Den Vergebenden bleibt die

*) Jean Paul hat vorgeschlagen, den bezüglichen Vers in folgender Weise zu verbessern:

„Doch, wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich in unsern Bund."

Dieser Mollaccord würde aus der kräftigen Tonart der Hymne fallen und weder die Freude noch die Freundschaft zu ihrem Rechte kommen lassen, die doch nun einmal die Helden dieses Gesanges sind.

Gestalt des Freundes dennoch unverloren. Weniger noch ist die Trennung durch den Tod ein wirkliches Verlieren. Ob die verklärende Erinnerung dem Fluge zu folgen vermag, in welchem der Enthobene uns vorauseilt und uns „überwächst“, bleibe dahin gestellt: eine lebendige, gegenwärtige Macht ist für den Zurückbleibenden der verstorbene Freund durch sein ungeschwächtes Fortwirken im Gemüth und Charakter des in Treue Ueberlebenden; selbst bei den Vorkommnissen des Tages, bei Eindrücken auf Geschmack und Phantasie kann seine Weise bis zur Täuschung vernehmbar in uns fortklingen. Erinnerungsstarke Menschen von treuem Sinn sieht man wohl in der Seele des Verstorbenen handeln, zürnen, lächeln. Das ist freilich nicht Trauer in Schwarz.

Auch im Verhältniß zu den Freunden, deren Gegenwart uns gegönnt ist, fragen wir, wie bereits erwähnt, bei zunehmender innerer Reife, bei zunehmender Sammlung des Willens und des Strebens auf unser eigenes Sein und Werden immer weniger nach dem Grade der Neigung, die sie uns schenken, nach der Bedeutung, welche sie uns zugestehen: sie unsererseits nach ihrem Werth zu würdigen, ihre Stärke zu empfinden, sie bei Andern zur Geltung zu bringen und uns ihrer werth zu wissen, das ist uns Genugthuung und Freude.

Also können wir auch Denen, welchen wir durch Entfernung unkenntlich geworden sind, und Denen, welche durch ihre Erhöhung uns unsichtbar geworden sind, Freunde sein und sie können uns Freuende bleiben.

Frivol.

Wir rühmen uns, das Wort „frivol“ den Franzosen zu verdanken und sind geneigt zu meinen, daß auch die damit bezeichnete Sache nur eine importirte sei. Ob die Franzosen an Frivolität uns wirklich voraus sind, bleibe dahingestellt; ihre Frivolität ist vielleicht nur leichtfüßiger und gefälliger als die unsrige.

Jedenfalls hat die französische Sprache das Wort nicht mit so schwerem Gehalt belastet als ihm der deutsche Sprachgebrauch gegeben; es klingt bei uns Etwas hinein von dem sinnverwandten „frevel.“*)

Der Frevel vergeht sich, wie die Frivolität, am Geheiligten: am Recht, an der Sitte, am Glauben. Was der Frevel im Ernst thut, das thut die Frivolität zum Scherz, zum Vergnügen oder doch gedankenlos. Kirchenraub, Vergewaltigung des Schwachen ist Frevel. Frivolität ist geistiger Kirchenraub; sie kann an Schwächlingen zum Seelenräuber werden.

Weil der Frevel sich trotzig zu seinem Standpunkt bekennt, verführt er nur die Bösen; die Guten schreckt er ab. Die Frivolität ist auch den Guten gefährlich, weil sie sich in neckisches Zwielicht zu hüllen liebt; sie täuscht sogar sich selbst: sie scherzt nur, sie meint es nicht böse; um so ungekünstelter steht ihr die harmlose Miene. Wie in Lichtwer's anmuthiger Fabel das Lamm, von der Mutter vor dem Tiger als vor einem abschreckenden Ungethüm gewarnt, demselben zur Beute wird, weil es in dem prächtigen, feinen Herrn

---

*) Sprachverwandschaft zwischen den Worten „frevel“ und „frivol“ ist nicht nachweisbar.

mit glänzendem Fell das gefürchtete Ungeheuer nicht erkennt, so gelingt es der Frivolität, manches Herz zu berücken, weil sie von wohlmeinenden Warnern als schillernde, zweizüngige Schlange, als giftiger Drache geschildert wurde; sie ist oft nur ein unächter Schmuck, ein berauschender Parfüm.

Zuweilen gewinnt und täuscht die Frivolität Unerfahrene durch die Gesellschaft, in welcher sie erscheint. Sie schlingt sich wohl als zierliche Arabeske um eine würdevoll moralisirende Sentenz. Ob dem Schriftsteller die Moral die Hauptsache ist, oder die Fabel; ob die Moral der Fabel als passepartout beigegeben ist, oder die Fabel der Moral, — der Leser lernt eben beide kennen, und in seiner Phantasie bleiben sie in gefälliger Verschlingung zurück. Ein anderes Mal hängt sich die Frivolität an den Arm der ausgelassenen Fröhlichkeit. Der Scherz hat etwas Champagnerhaftes; das Lachen steckt an; der Unbefangene unterscheidet nicht, mit wem und über was er lacht; jedenfalls ist er Dem nicht böse, der ihn in gute Laune versetzt hat. Noch unverdächtiger ist die Frivolität in sentimentaler Gesellschaft. Diese Zusammenstellung ist von neuester Erfindung; sie wirkt auf rührbare Gemüther, die einem schönen Gefühl nicht widerstehen können. „Kann man nicht aus Aufopferung auch Opfer bringen, welche die Sittlichkeit verbietet?“ fragt man erstaunt den Tugendpedanten, der bei der Erzählung der rührenden Geschichte eine Anwandlung von Seekrankheit verrathen hat.

Wenn Eindrücke dieser Art, für welche Büchertisch und Bühne, wie eine in der bildenden Kunst durch nicht unbedeutende Talente vertretene Richtung, wetteifernd sorgen, unter dem viel benutzten Motto: „dem Reinen ist Alles rein“ der Jugend unserer besseren Kreise oft sorglos gestattet werden, so wird die Frage aufgeworfen werden dürfen: wer ist ein Reiner? Die Mischkünstler der erwähnten Produkte behaupten

freilich getrost, daß eben deshalb, weil Niemand ein Reiner ist, ihr Gift ungefährlich sei. Diese Entschuldigung dürfte aber wohl selbst den nachgiebigsten Vätern und Müttern, die ungern ihren Kindern ein Vergnügen entziehen, wenig behagen.

Nicht weil wir Deutsche ein besonders unschuldiges Volk wären, aber weil wir ein nachdenkendes, ernsthaftes Volk sind, wird es hoffentlich bei uns nie an Solchen fehlen, die in gewissen Punkten keinen Spaß verstehen. In der Theorie gehört bei uns unstreitig die Frivolität zu den verpöntesten Dingen. Damit ihr auch die Praxis gelegt werde, müßte man ihr nicht nur die einschmeichelnde, die unschuldige, die rührende Maske entziehen; man müßte sie auch der Anonymität entkleiden.

Man nennt Verspottung des Glaubens, Verletzung der Keuschheit Frivolität. Sollte man nicht auch die Affektation der Frömmigkeit, die Ostentation mit Unschuld und Naivetät frivol nennen? Es gilt für frivol, des Alters, der Schwäche zu spotten. Ist es nicht auch frivol, einem Kinde zu schmeicheln, einen Schwachen zu verziehen? Nur rohe Frivolität würde die Armuth höhnen; liegt nicht eine feine Frivolität darin, wenn man Arme mit Tand und Flittern, mit den Brosamen des Luxus, beschenkt? Wir empfinden es fast immer als Frivolität, wenn mit ernsten Dingen Scherz getrieben wird. Ist es nicht oft auch frivol, aus Scherz Ernst zu machen? Der Schmerz, die Sorge — sind sie nicht, wo sie mit gutem Recht unsere Seele bewegen, eine heilsame Darreichung unseres nie irrenden Arztes? was ist aber der Schmerz um eine eingebildete Noth, die Sorge, die Anstrengung um einen entbehrlichen Tand? Eine aufrichtige Rührung kann das Gemüth wohlthätig erschüttern, sogar vertiefen; was ist aber das schwelgerische Spiel mit Affekten, die nur in der Phantasie vor sich gehen? — Es gibt keinen echteren Edelstein

als eine echte Thräne; was aber ist eine unechte? Frivol sind Streit und Entzweiung um nichtiger Ursach willen unter Freunden, die einander tief genug kennen, um die Unwahrheit solcher Trübungen zu durchschauen. Aber auch der Enthusiasmus für Personen kann frivol sein, wenn er nicht ihrem Herzen sondern ihrem Schmuck, ihren Talenten, ihren Reizen, ihrem Witz gilt.

Selbst die Wissenschaft verschmäht zuweilen nicht, sich einer Dosis Frivolität zu bedienen. Der sogenannten geistreichen Auffassung sind die vulgären Gegensätze von gut und böse, von Tugend und Laster nicht schmackhaft; sie findet es pikant, Charakteren, welche die traditionelle Ansicht verworfen hat, interessante Seiten, frappante Absonderlichkeiten, dämonische Züge abzugewinnen und die unschönen Formen ihrer moralischen Physiognomie durch Beleuchtung dieser Momente zu verdecken; ohne die Thatsachen zu fälschen, fälscht sie den Eindruck.

In allen diesen Gestalten ist die Frivolität keine Kirchenräuberin und keine lose Dirne; aber sie ist eine Gauklerin, die uns um den wahren Schmerz und um die wahre Freude, um die Kraft des Hasses und um die Kraft der Liebe betrügt.

Geben.

Geben ist Ueberströmen von geistigem und äußerem Gut aus dem Besitz des Einen in den Besitz des Andern. Es ist eine Entäußerung; selbst das geistige Geben ist wenigstens ein Anbequemen des Reicheren an das Bedürfniß des Aermeren.

Dennoch ist Geben seliger als Nehmen. Aber nicht Jedem ist das Geben selig, und keinen Geber beseligt das

Geben, wenn nicht die Art seines Gebens dem Annehmen den Stachel nimmt.

Neben dem Geben steht das Gönnen, wie jenes gutmüthige Kind neben der kaltherzigen Mutter. Die Mutter achtete nicht des Armen am Wege, der keine Bitte wagte; das Kind verstand seinen harrenden Blick; es sieht die Mutter flehend an; sie giebt gedankenlos. Das Kind lacht vor Freude und winkt dem Armen herzlich zu. Er würde die Gabe mit einem unterdrückten Seufzer empfangen; aber der warme Blick des Kindes macht sie ihm süß. — Gönnen und Geben sollten immer beisammen sein, und zwar so, daß das Gönnen die Mutter, das Geben nur das Kind wäre, dessen rechte Hand nicht weiß, was die linke thut.

Die Sitte, das Gesetz, der Anstand, der Luxus — sie alle sind verschworen, uns zu Gebern zu machen; aber selig ist nur die freie Gabe. Wir haben das schöne Wort Freigebigkeit; es heißt nicht Vielgebigkeit; es heißt nicht Geben ohne Bedacht; aber es heißt gern geben, fröhlich geben, aus innerem Bedürfniß geben; geben, weil das eigene Haben neben dem Entbehren des Andern von uns drückend empfunden wird. Materiell gleichwerthige Gaben können, die Eine die Freigebigkeit des Gebers, die Andere den Zwang verrathen, unter dem er gab. Die freigebige Gabe ist mit Sinn, mit Verständniß der Art des Empfangenden gewählt; sie hat seine Wünsche errathen, weil sie ihnen nachfragte. Ein banales Geschenk ist fast beleidigend; es berührt wie eine Abfindung. Selbst eine arme Gabe kann Freigebigkeit ausdrücken; und von einem Freigebigen zu nehmen ist nicht unselig, sei er arm oder reich.

Bekanntlich sind Verschwender oft nichts weniger als freigebig; und zwar nicht deshalb allein, weil sie so freigebig gegen sich selbst sind, daß sie für Andere nicht viel übrig

haben; sie sind nicht freigebig, weil ihr Geben nicht ihrer Ueberzeugug, nicht ihrer Liebe, also auch nicht ihrer Freiheit, sondern dem selbstischen Triebe entspringt, von welchem sie beherrscht werden.

Dante verweist Geizige und Verschwender in den gleichen Kreis der Hölle und verurtheilt sie, einander stets auf's Neue in vergeblichem Kampf zu begegnen.*) Sie gehören in der That zusammen, sowohl im moralischen Leben wie in der Bewegung der äußeren Güter trägt der Eine einen Theil der Verantwortlichkeit für die Thorheit des Andern. Beide verfügen egoistisch über das Anvertraute, der Eine aus Uebermuth, der Andere aus Kleinmuth. Muthige und entschlossene Seelen sind nicht geizig; demüthige und anspruchslose werden nie Verschwender.

Geiz tritt oft neben so großer Verstandesschärfe auf, daß er ein strenges Urtheil provocirt; aber er kann, wo er nicht beherrschender Charakterzug wird, von Pflichttreue, von Sittenstrenge, von Rechtlichkeit, sogar von uneigennützigen Gefühlen begleitet sein, die er nur im Punkte des Gebens ungern zur That werden läßt. Er ist zuweilen eine Leidenschaft, die bis zum Martyrium getrieben wird, zuweilen nur eine geheime Liebhaberei, eine versteckte Melancholie; immer ist er eine Beklommenheit, welche den, der darin befangen ist, nicht weniger schnürt als die, welche von seiner verschlossenen Hand abhängen. Zur Steigerung des Geizes trägt bei Manchem die Natur des Geldes bei. Geld ist kein Besitz, sondern ein Anrecht auf Besitz; es erscheint dem Inhaber von doppeltem, von hundertfachem Werth, weil er, so lange es nicht in einen wirklichen Besitz verwandelt ist, es bald in der einen, bald in der andern Gestalt realisirbar vorstellt.

---

*) Inferno. VII, v. 40.

Auf diese Vielgestalt des geträumten Besitzes wird verzichtet, sobald die Realisirung eintritt; das erschwert dem ohnehin Muthlosen den Entschluß. Man bezeichnet vorzugsweise den Besitz an Geld als Vermögen; dem Geizigen wird es zum Unvermögen, während er es als einen Inbegriff von Macht festzuhalten sucht.

Wahre Macht übt der Gebende; aber sobald der Akt des Gebens vollzogen ist, ist auch eine Machtentäußerung eingetreten; ohne diese Entäußerung würde das Geben nur beglückend, nicht selig genannt werden können. Der Nehmer steht im Nachtheil; aber Dank ist auch eine Gabe; und bei gegenseitiger Liebe sind Geben und Nehmen nur verschiedene Formen der gleichen inneren Erweisung; so wenigstens denkt und fühlt der rechte Geber; und der Nehmende gewahrt, daß jener so denkt und fühlt.

Im geistigen Geben ist es oft schwer zu unterscheiden, auf welcher Seite das Geben, auf welcher das Empfangen reicher ist. Die höhere Natur alles Geistigen im Vergleich zu den materiellen Dingen zeigt sich auch darin, daß Geber und Nehmer einander gegenseitig bereichern. Die Empfänglichkeit für geistige Gabe ist nicht nur der beste Dank, sie wirkt belebend, bereichernd auf den Mittheilenden. Liest nicht der Erzähler oft seine eigenen Fabeln aus den fragenden Kinderaugen, die zu ihm aufsehen? wie viel mehr dankt den Empfänglichen, wer nicht Erfindungen zu geben hat, sondern nur auszusprechen versucht, was ihm und den Hörern gemeinsames inneres Eigenthum ist!

Eine bereits erwähnte, durch die Sitte geheiligte Form des Gebens ist das Geschenk. Es ist eine echt christliche Sitte, die Weihnacht durch Gescheuke zu feiern; die erhöhte Stimmung der Herzen drückt sich aus durch das gesteigerte Bedürfniß, Freude zu machen, Liebe zu erweisen. Man giebt

den Kindern, damit in ihre Herzen ein Wiederschein des Dankes falle, den die Erwachsenen für die ewige Weihnachtsgabe fühlen; man giebt den Armen, damit sie ohne zu herbe Nebengedanken einstimmen können in das „Ehre sei Gott in der Höhe“. Vor Allem reichlich aber giebt man Denen, die schon mehr haben als sie bedürfen; man „arbeitet mit den Händen, auf das man habe zu geben“ — den Reichen! man arbeitet mit dem Kopf, um zu ersinnen, welcher Besitz den Satten noch erfreuen, den Blasirten noch überraschen könne. Und auch mit diesem Geben meint man die Erscheinung des Heilands zu feiern! ist auch solches Geben selig?

Der Schmuck des Lebens, die Poesie der Fülle haben ihr Recht; aber nicht auf Kosten der Weihe des Festes, das man schmücken will. Es ist frivol, die Weihnacht durch Uebersättigung der Satten zu feiern. Um wie viel selige Geber würde der Weihnachten reicher sein, wenn auch nur die Hälfte der Kerzen nicht entzündet würde am Irrlicht der Genußsucht sondern am Stern von Betlehem!

Gedächtniß.

Das Gedächtniß ist das Behältniß für unsere gesammte geistige Habe. Ohne das Gedächtniß wäre unser Leben eine zusammenhangslose Folge von Eindrücken und Handlungen. Sowohl unsere geistige als unsere sittliche Entwickelung hat an dem Gedächtniß ihren Träger; es ist der Sammler und Bewahrer unserer Kenntnisse und Erfahrungen, der Faden, an dem unsere innere Geschichte sich aufreiht; es ist der Schatzmeister des Verstandes, der treue Diener des Herzens und Gewissens. Die Bilder, welche vom ersten, fast unbewußten

Wahrnehmen der Dinge bis zum gereiften Verstehen in unsere Seele fallen, die Gedanken, welche uns von außen mitgetheilt oder von innen erarbeitet werden, sie sammeln sich in dem unsichtbaren Schrein, dessen Raum sich durch die wachsende Füllung dehnt, dessen Haltbarkeit durch den Gebrauch zunimmt.

Aber so wunderbar und köstlich die Kraft ist — man könnte sagen die geistige Vorrichtung, welche wir Gedächtniß nennen, erst die Art, wie wir dieselbe benutzen, giebt ihr Charakter. Bei dem bunten Gemisch der Bilder, welche das Leben unablässiig in unsere Seele wirft, gilt es eben so sehr, das Häßliche, das Schädliche, das Unbedeutende auszustoßen, wie das Heilsame und Wichtige zu fixiren. Das Gedächtniß des Kindes ist ein photographischer Apparat, der Gutes und Böses, Bedeutendes und Unbedeutendes, Verstandenes und Unverstandenes unterschiedslos aufbewahrt; das Gedächtniß des Erwachsenen, in welchem es in dieser Weise zuginge, würde man ein kindisches Gedächtniß nennen müssen.

Allerdings geht die Arbeit des Einzeichnens und Auslöschens, abgesehen von den Stunden und Momenten des eigentlichen Lernens, fast unbewußt und nicht unter dem Gebot des Willens vor sich: um so mehr drücken sich in der Art dieses Vorganges die Kräfte und die Schwächen der Persönlichkeit aus. Wie ganz anders füllt sich das Gedächtniß, je nachdem ein kleiner oder ein großer Sinn das Einzeichnen und Auslöschen besorgt; wie anders, wenn diese unsichtbare Arbeit unter dem Diktat der Eitelkeit und des Ehrgeizes, als wenn sie unter dem der selbstlosen Wahrheitsliebe und Wißbegier vor sich geht; ob sie beeinflußt wird von Neid und Uebelwollen oder von Dankbarkeit und Großmuth; von ernstem Bildungsstreben oder von leerem Unterhaltungsbedürfniß! Wer mit Kennerblick den Bilderschatz unseres Gedächtnisses musterte, die Anordnung der Gemälde, die

Beleuchtung, in die wir sie gesetzt haben, würde über den jeweiligen Stand unserer sittlichen Bildung nicht getäuscht werden können, möchte die Sammlung eine noch so reiche sein.

Mit Recht kümmern wir uns nicht um solche Kenner, wenn wir mit jugendlichem Feuer die edle Kraft zu stärken bemüht sind, die unser geistiges Selbst vor der zerstörenden „Zeitfluth" bewahrt und an der Treue des Herzens den besten Bundesgenossen hat; mit Recht spielt in der Erziehung die Uebung des Gedächtnisses eine nicht unbedeutende Rolle; und es ist ein Zeichen der Selbstüberschätzung, wenn der jugendliche Geist sich weniger zum Lernen als zum Urtheilen und Combiniren berufen fühlt. Aber die beste Gedächtnißübung wird doch immer eine solche sein, bei der der Werth des Erlernten dem Festhalten zu Hülfe kommt; und je früher unser Lernen nach dem Beruf seine Richtung nimmt, den unser Herz und unsere Gaben uns anweisen, um so sicherer wird unser Gedächtniß sich mit Schätzen füllen, mit denen wir das Examen des Lebens bestehen, welches allerdings nicht immer öffentlich abgelegt wird.

Die schlimmsten Feinde des Gedächtnisses sind Sorge und Leidenschaft; je friedvoller unser Herz ist, um so klarer und reicher spiegelt es die Ufer des Lebens, um so sicherer fügen neue Anschauungen und Eindrücke den bisher erworbenen sich ein, um so fester haften sie im Gedächtniß; das stürmisch bewegte Gemüth vernimmt nur, was an die eigenen Wünsche anklingt, was dem einseitig ergriffenen Interesse zusagt, und spült mit seinen trüben Wellen die Fülle der Bilder hinweg, die jede Stunde uns zur Mehrung des inneren Schatzes bietet. Auch an der Wahrhaftigkeit hat das Gedächtniß eine Stütze, während die Gewohnheit, sich die Dinge nach Bedürfniß zurechtzulegen und sie Andern in täuschender Beleuchtung zu zeigen, das Gedächtniß wankelmüthig macht; die Gewohn-

heitslügner sind zuletzt selbst über Wahrheit und Unwahrheit ihrer Aussagen nicht mehr klar.

Selbst die edelste und besonnenste Lebensarbeit nutzt die Organe der Auffassung ab und bleicht die Farbe der Eindrücke, die wir im Gedächtniß verwahren. Auch nimmt mit der Verinnerlichung unseres Wesens das Interesse an der äußeren Fassung der Dinge ab: vom wörtlichen Ausdruck eines Gedankens gleitet die Betrachtung zum Erwägen seines Inhalts, zu den Folgerungen hinüber, die sich aus ihm ergeben; vom Detail der Dinge und Begebenheiten wendet sie sich mit Vorliebe zu den großen Zusammenhängen. So tritt die Uebung des Gedächtnisses zurück gegen die Uebung des Urtheils, die Uebung im Erlernen weicht der Uebung im Ergründen. Und wenn der jugendliche Sinn, im Gefühl unumschränkter Herrschaft über seinen Besitz an Namen und Zahlen und froh der Bestimmtheit und Schnelligkeit, mit der er zurückzurufen weiß, was ihm jemals Gegenwart war, die Unsicherheit und Unbeholfenheit des alternden Gedächtnisses belächelt, so gereicht ihm seine Unkenntniß der unvergänglichen Schätze des Alters zur Entschuldigung.

Der Sprachgebrauch pflegt die Worte Gedächtniß und Erinnerung als gleichbedeutend zu nehmen; aber es ist nicht selten, daß der Sprachgebrauch gedankenlos vermischt, was die Sprache sinnig unterschieden hat; gewiß kann ein geistiger und gemüthlicher Erwerb noch Eigenthum unserer Erinnerung sein, wenn unser Gedächtniß ihn nicht mehr in voller Deutlichkeit besitzt, wenn die Vergegenwärtigung nur mühsam und unvollständig gelingt. Sind wir in der wesentlichen Lebensrichtung uns selber treu, so bleibt innig Erlebtes unser eigen, es wirkt in uns fort, es geht in unser Sein über. Selbst für Werke der Kunst, bei welchen doch Form und Inhalt einander kaum entbehren können, giebt es eine innig

aneignende Auffassung, die bei mangelhaftem Gedächtniß ein wirkungsvolles Erinnern genannt werden kann. Wie viel mehr gilt das von Eindrücken, die dem Gebiet des Gemüths und Gewissens angehören. Die Wirkung des Erlebten auf unsere Anschauungen und auf unsern Willen, sei es die einer persönlichen Begegnung, sei es die einer uns mitgetheilten Wahrheit oder eines in uns selbst vorgegangenen Prozesses, kann eine mächtige, im Gemüth nachschwingende und im Bewußtsein erhaltene sein, während Name und Wort verklungen, das Bild des Augenblicks bleich geworden ist, dem wir jenen Gewinn verdanken.

Je weniger die jugendliche Gewandtheit des Gedächtnisses zur Häufung eitler Schätze gebraucht wird, um so sicherer wird im Alter für das Schwinden einzelner Bilder, für das Erlahmen der Vergegenwärtigungskraft, der Reichthum an Gedanken und an Gemüthseindrücken entschädigen, die uns zu eigen geworden sind: für Auswendiggelerntes Inwendiggelerntes, das man wohl, einiger Gedächtnißlücken ungeachtet, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, einen Erinnerungsschatz nennen dürfte.

Kann, so lange wir noch in ungeschwächtem Besitz unserer natürlichen Kräfte sind, ein starker und stetiger Wille in Richtungen, welche uns am Herzen liegen, ein schwaches Gedächtniß zu treuerem Festhalteu auch der äußeren Umrisse erziehen, so steht es dagegen, wenn wir nicht die Kunst der Selbsttäuschung gelernt haben, nicht in unserer Macht, aus unserem Gedächtniß zu löschen, was wir gern vergessen oder, lieber noch, gar nicht erfahren haben möchten. Besonders pflegen Erlebnisse, an welche irgend ein Verschulden, irgend eine verdiente Beschämung sich geknüpft hat, sich mit scharfen Linien in unser Gedächtniß einzugraben. So willkommen uns die Echtheit sein muß, welche Dankbarkeit und Liebe, eine große Freude und ein tiefer Schmerz den Farben unserer

Eindrücke geben, die Unvertilgbarkeit der Gewissenserinnerungen, die Unvergeßlichkeit selbst unserer gesühnten Vergehen hat etwas Peinvolles. Wir müssen sie ertragen. Einer der tiefsten Kenner des menschlichen Gewissens, Dante, berichtet uns*), daß er, nachdem er den Berg der Läuterung erklommen und den Eingang des Paradieses erreicht habe, zu zwei Quellen gekommen sei, aus deren einer die Geläuterten Erinnern der ihrem Gedächtniß entschwundenen guten Handlungen ihres Lebens, aus deren anderer sie Vergessen ihrer Verschuldungen trinken. — Haben wir selbstlos genug gelebt, um dann und wann unbewußt Gutes zu thun oder des Guten, das wir gethan zu vergessen, so wird gewiß einst auch ein Trunk aus der zweiten Quelle uns laben dürfen.

Geduld.

Auf dem Dulden liegt der Accent. Und doch ist auch zum Handeln, wenn es ernste Arbeit, wirklichen Erfolg gilt, Geduld ein unentbehrliches Rüstzeug: Ungeduld zeigt vielmehr Schwäche als Ueberkraft.

Bei edlen Thieren, z. B. bei dem Pferd, sieht man Ungeduld als ein Zeichen von guter Race an; da das natürliche Feuer bei ihm nicht durch ein höheres gedämpft werden kann, sucht man es durch List und Gewalt zu dem Maß von Geduld zu gewöhnen, welches Bedingung ausdauernder Brauchbarkeit ist. Der feurige Mensch erringt die Geduld nicht durch Zähmung und Gewöhnung von außen: sie ist der Triumph seines Willens. Sie fügt der angebornen

*) Fegefeuer Ges. 28, V. 124 — 132.

Kraft zum Wirken und Herrschen nach außen die Kraft der Selbstbeherrschung hinzu.

Der verzweifelnde Faust, auf dem Punkte, dem Bösen sich in die Arme zu werfen, stößt die hülfreichen Mächte des Himmels von sich, die ihn bisher zurückgehalten haben; seine dreifache Verwünschung nennt neben dem Glauben und der Hoffnung die Geduld, „vor Allem die Geduld". Und ist sie es nicht wirklich, die den Glauben und die Hoffnung unüberwindlich macht? „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht!" ruft die fromme Mutter Leonorens der verzweifelnden Tochter zu. Der einfältig tiefe Sinn jener classisch populären, vielleicht nicht mehr allgemein genug gekannten Dichtung ist in diese Worte zusammengefaßt. Geduld! wer denkt an Geduld, wenn in der Entscheidung des Augenblicks Leben oder Tod, „Himmel oder Hölle" liegt? Die Ermahnung der gottesfürchtigen Alten muß dem fiebernden Kinde als „eine harte Rede" erscheinen; auch der Leser empfindet kein Behagen bei der Verabreichung dieses linden Oels für die brennende Wunde der Verzweifelnden. Wenn aber der Fortgang der Geschichte zeigt, wie die Leidenschaft, die es nicht ertragen kann, vor der verschlossenen Thür des Verhängnisses auszuharren, mit wildem Pochen die Riegel sprengt, um anstatt des stillen Schmerzes, anstatt des ahnungsvollen Heimwehs, das dem verarmten Herzen erlaubt ist, die grause Leere zu umfangen, dann fühlen wir wohl, daß Geduld auf Erden der beste Rath ist, wenn Gott Befriedigung oder auch nur Aufschluß zu geben verzieht.

Daß die letzte Aufgabe, welche der sittlichen Kraft im natürlichen Verlaufe des Lebens gestellt wird, die Geduld, oft n u r die Geduld ist, muß wohl auf den Gedanken führen, daß dieselbe eine hohe Leistung der Seele, ein Inbegriff von bereits errungenen Kräften ist.

Weil die Geduld so schwer ist, und weil sie uns je länger je nöthiger wird, wird uns ihre Uebung von der Wiege an in den mannigfaltigsten Variationen auferlegt. Allen Mühen und allen Freuden findet sich diese Uebung beigemischt. Ohne Geduld sehen wir keinen Saamen aufgehen, den wir gesäet, keine Knospe sich entfalten, die uns Blüthe und Frucht verspricht. Je schöner das Fest, um so sehnlicher die Erwartung, um so langsamer der Gang der Zeit, ehe die Stunde schlägt. Bevor das Kind froh die ersten eigenen Schritte thut, hat es schon geduldig mit schwachen Händchen von einem Halt zum andern sich forthelfen gelernt; bevor es Worte sprach, mußte es durch unbeholfenes Stammeln kund zu geben versuchen, was sein heftiges Begehren gern rasch herbeigerufen hätte.

So geht es von Stufe zu Stufe, durch die Schule des Lernens, durch die Schule des Lebens, durch die Schule des Wachsens, durch die Schule des Abnehmens, durch die Schule des Handelns, durch die Schule des Leidens.

Wie erstrebenswerth die Geduld ist, erhellt schon aus dem Theil, den die Ungeduld an allerlei Untüchtigkeit im sittlichen, an allerlei Unheil im äußeren Leben hat. Sie ist mitschuldig an der Mehrzahl unserer Uebereilungen und Ungeschicklichkeiten, für welche wir so gern den Drang der Umstände verantwortlich machen. Sie erschwert selbst offenen Köpfen gründliches Lernen; sie läßt auch gewandte Leute in inneren und äußeren Fertigkeiten nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus kommen. Sie wirkt mit bei den meisten Verstimmungen über die Hemmnisse, welche uns durch Menschen und Dinge bereitet werden, an Heftigkeit und Schroffheit nicht allein des Handelns sondern auch des Gefühls; sie ist es, welche uns mit Wünschen und mit Sorgen der Zeit vorgreifen, den Genuß der Gegenwart vergeuden läßt.

Nicht jedes Dulden und Abwarten verdient den Namen der Geduld: Dulden, daß Andere unter unsern Augen thun, was wir nicht billigen, daß sie unser Zusehen als Zustimmung deuten; dulden in uns selbst, daß träge und trübe Stimmungen uns am rechten Sein und Thun verhindern — das ist nicht Geduld! Auch mühevolle Arbeiten giebt es für Kopf, Augen und Hände, welche zwar in ausdauernder Thätigkeit erhalten, aber nur, um eiteln Erfolg zu erreichen, um müßige Arabesken des geistigen oder äußeren Lebens herzustellen. Solche Leistungen üben nur in der Geduld mit unserer Schwäche und Kleinlichkeit.

Das willige Dulden dessen, was wir dulden *sollen*, die wahre Geduld, ist die Erzieherin aller Tugenden; keine angeborne sittliche Kraft kann ihres Beistandes ganz entbehren. Geduld ist in der Sanftmuth und in der Bescheidenheit, in der Zufriedenheit und in der Verträglichkeit, im Glauben und in der Treue gegen Gott und Menschen; der Geduld bedarf zwar nicht der unternehmende, wohl aber der ausharrende Muth. Wo wir Schmerz und Arbeit ertragen, wo wir dem Drange widerstehen, uns selbst zu verschaffen, was wir am besten aus Gottes Hand empfangen; wo wir demüthig Andern Raum geben, auf uns zu wirken; wo wir Andern Zeit lassen, uns zu verstehen und dem Vertrauen unserer Liebe zu entsprechen: da überall üben wir Geduld.

Die Geduld hat einen großen Theil selbst an der Lösung der Aufgaben, welche auf den ersten Blick nur als Werk der Begeisterung und der Thatkraft erscheinen. Ohne eiserne Geduld führt kein wahrer Künstler, kein Mann der Wissenschaft seine Aufgabe hinaus. Fordern die technischen Schwierigkeiten ihrer Arbeit bescheidene Beharrlichkeit, so braucht es für das innere Reifen der Idee, für die Ausgestaltung des Planes einer geistigeren und intensiveren Geduld. — Ohne

Geduld wird kein Feldzug hinausgeführt, keine Schlacht gewonnen! bedarf der Soldat in Reih und Glied nur der ertragenden Geduld, der Feldherr hat zugleich handelnde Geduld zu bewähren. Seine Wachsamkeit und seine gebietende Energie dürfen ebenso wenig ermüden als seine Geduld im Aushalten und Warten; und oft ist dies Warten ein Harren im Dunkeln; der Ausgang wird zeigen, ob sein Werk verurtheilt oder gekrönt werden soll.

In den Jahren der Kraft ist es uns gegönnt, vorwiegend aktive Geduld zu üben. Die Früchte derselben an unserer Bildung, an unserem Einfluß auf Andere sind der beste Vorrath, den wir für die Zeiten sammeln können, in welchen vorübergehend und endlich dauernd die Aufgabe der leidenden Geduld vorwiegt.

Mehr unser Mitleiden als unsere Bewunderung verdient die unfreie Geduld, welche erst dann stillhalten lernt, wenn die Kräfte versagen, an den Banden zu rütteln, die Krankheit, Alter, Entmuthigung der eigenwilligen Seele anlegen. Die freie Geduld, die Geduld des ungebrochenen Herzens erkennen wir daran, daß sie noch mit uns zu lächeln vermag, während wir darüber weinen möchten, edle Kraft zu ohnmächtigem Stillhalten verurtheilt zu sehen. Mit neidlosem Antheil folgt der zur Geduld Befreite dem Thun der Andern. Der Anreiz, der in der Möglichkeit eigenen Eingreifens liegt, ist ihm entbehrlich; der Erfolg der Handelnden, der Erfolg einer guten Sache genügt ihm. Solche Geduld ist, wenn auch in der Form schmerzliche Passivität, doch ihrem Wesen nach That; sie ist inneres Handeln; sie übt zugleich Thatkraft und verzichtende Ergebung.

„Geduld überwindet Alles." Diese Botschaft hören wir in deu Jahren der Kraft; doch oft, ohne ihr Glauben zu schenken. Ueberwinder will der Starke wohl sein; aber warum

durch Geduld? warum nicht durch kühnen Muth, durch vordringendes Feuer? durch Geduld — das kommt später, denkt die Jugend. Es kann nicht früh genug kommen; und wir werden um so früher danach trachten, je früher wir die Heldennatur der passiven wie der aktiven Geduld erkennen lernen.

Gegenwart.

Im Augenblick zu leben ist die Weisheit des Kindes und des erwachsenen Kindes, des Leichtsinns. Der Gegenwart froh zu sein ist die Lebenskunst des gereiften Herzens.

Die Gegenwart ist nicht, wie der Augenblick, die fliegende und schwindende Brücke zwischen dem Abgrund der Vergangenheit und dem Luftreich der Zukunft; die Gegenwart ist die Summe von Einst und Jetzt. Vieles hat die Vergangenheit uns genommen, aber was sie uns nicht nehmen durfte, die Ernte aller vorausgegangenen Tage, das ist der Inhalt der Gegenwart, möge ihr Werth uns im Besitz geliebter Menschen, in der eigenen Bildung und Wirkungskraft oder in anderen edeln Lebensgütern gipfeln. Im vollen Gebrauch, im Genuß, in der Freude am Gegenwärtigen bringen wir den warmen Dank für das bis heute uns Gegebene und bis heute uns Gelassene; der Gebrauch und der Genuß der Gegenwart rettet in die Zukunft hinüber, was zu retten ist — wäre es auch nur eine Beruhigung für unser Gewissen und ein Erinnern für unser Herz.

Was bringt uns um die Gegenwart? Wünsche und Sorgen! Ungenügsamkeit und Kleingläubigkeit! Beide rauben uns den Genuß dessen, was wir haben, und nehmen vorweg, was sie fliehen möchten: die Entbehrung!

Es giebt Augenblicke, in denen auch der Kleingläubige, der Ahnungsvolle, der Unzufriedene der Gegenwart froh zu sein versteht: wenn ihm die Gefahr eines schweren Verlustes vorübergegangen ist. Er athmet auf, er jauchzt, er dankt dem Geber, dem Verschoner; er fragt nicht: was noch? auf wie lange? — Warum dankte, warum jubelte er nicht, ehe die Gefahr eintrat?

Wir können nicht immer danken, nicht immer jubeln. Aber in den Zeiten, wo unsere Wünsche oder unsere Sorgen unruhig umflattern, was uns die Zukunft bergen mag, sollten wir die Kraft erflehen und erringen, gegenwärtig zu sein, der Gegenwart inne zu werden, damit nicht einst, was Gegenwart war, uns mit dem wehmüthigen Vorwurf anblicke: ich war bei Dir, ich war Dir gegeben und Du hast nicht vermocht, meiner froh zu sein.

Gefühl.*)

Das Gefühl ist das ursprünglichste und unwillkürlichste Verhalten der Seele. Dem klaren Innewerden des Bewußt-

*) Es handelt sich hier nicht um eine psychologische Untersuchung. Diese würde die Gefühlshergänge in ihrem Verhältniß zu den Operationen des Verstandes und des Willens zu betrachten, sie würde das gesammte Gebiet der Gefühlswahrnehmung, die verschiedenen Stadien der Gefühlserregung zu behandeln haben. Die nachstehenden Erörterungen haben es nur mit der Bedeutung des Gefühls für unser inneres Wohlsein und Wohlverhalten, und deshalb mehr mit dem Inhalt als mit der Form des Gefühls zu thun; für Gefühl wird hier das genommen, was dem Sprachgebrauch dafür gilt; welchen Antheil im einzelnen Falle an der Färbung des Gefühls die Mitthätigkeit anderer Seelenvermögen habe, bleibt dahingestellt.

seins, den bestimmten Absichten des Willens vorausgehend, wirkt das Gefühl sowohl den von außen herantretenden Eindrücken als den in uns selbst aufsteigenden Regungen gegenüber gleichsam als Tastsinn, das Willkommene durch Wohlsein begrüßend, vor dem Unwillkommenen mit Weh sich hinwegkrümmend. Es begleitet zustimmend oder abwehrend alle unsere Erlebnisse, alle Operationen des Verstandes und des Willens, bald stark sich bemerklich machend, bald leise im Hintergrund bleibend.

In seiner Gesammtwirkung auf unser gemüthliches Befinden nennen wir es Stimmung; als deutlich auf ihre Ursache bezogene Wirkung nennen wir es Affekt; sei es Freude oder Schmerz, sei es Furcht oder Muth, Sehnsucht oder Ueberdruß oder welche sonst immer der mannigfaltigen Gestalten, in welchen es, je nach dem Grade seiner Stärke und Lebhaftigkeit oder je nach dem Verhältniß der Ingredienzien, aus denen es gemischt ist, in unserem Gemüth zur Geltung kommt.

Es giebt keinen Gegenstand unserer Wahrnehmung, an welchen nicht irgend ein Gefühl sich knüpfte, keinen Augenblick des bewußten Lebens, in welchem wir nicht irgend etwas fühlten: fühlen wir doch selbst unsere Ruhe, ja sogar unsere Gleichgültigkeit! Unser Erkennen würde einem Spiegel gleichen, der nach mechanischen Gesetzen die Beschaffenheit der Dinge wiederstrahlt, wenn nicht Durst und Befriedigung diese Thätigkeit hervorriefen und begleiteten: das Verlangen, die Welt, die uns umgiebt uud ihre Gesetze zu durchschauen, reizt unsern Geist zur Forschung und Folgerung; die Resultate dieses Strebens geben uns Erquickung. Ist es unser Auge, durch das wir der Schönheit und Anmuth der Natur, der Idealität eines Kunstwerkes inne werden, oder ist es unser Gefühl? Ist es unser Verstand, der vom Adel einer Menschenseele

ergriffen wird, der uns den Urquell aller Güter mit den Armen des Glaubens erfassen heißt, oder ist es unser Gefühl?

Das Gefühl hat das erste und das letzte Wort in Allem, was wir durch Phantasie, Verstand und Willen vollbringen. Und weil die Beschaffenheit unseres Empfindens nicht durch einen Verstandeshergang bewirkt, nicht durch unsern Willen hervorgebracht wird, sondern der unwillkürliche Ausdruck unseres Wesens ist, so ist es von größter Wichtigkeit, daß wir unsere Gefühle beachten und kennen.

Was wir thun, was wir vorstellen, was wir denken ist unser eigen; was wir fühlen das sind wir selbst. Ist das Gefühl als Urtheil und Wahrnehmung der schärfste und sicherste Gradmesser unserer Bildung, als Seelenzustand ist es das untrügliche Maaß unserer Schönheit und Güte.

Unerforschlich, sich selbst ein Räthsel, wird das Herz genannt. Geheimnißvoll wie das Leben selbst ist gewiß der Zusammenhang zwischen dem Schlagen unserer Pulse und den Rythmen, nach welchen die moralische Welt sich bewegt, und räthselhaft das Gesetz, nach welchem unser Wohl und Weh, unsere Furcht und unser Hoffen in dem Erzittern oder Aufathmen unseres Herzens sich reflektirt. Aber was unser Gefühl uns sagt, das darf uns kein Räthsel sein; und wenn Jeremias das Herz unergründlich nennt, weil es zugleich ein trotziges und ein verzagtes Ding ist, so soll es doch nicht in diesen Widersprüchen beharren; es ist der Lohn unserer Beachtung des Gefühls, daß dasselbe immer klarer und bestimmter wird.

Das stärkste, tiefste und deutlichste unserer Gefühle ist das sittliche Gefühl; es ist der geborene und berufene Regulator aller andern. Gewährten wir dem sittlichen Gefühl stets sein unverkürztes Recht, so würden die Wellen der Erregungen untergeordneten Werthes oder unreinen Gehaltes

nie die Dämme durchbrechen und den Fruchtboden verheeren, der die Saaten des Willens tragen soll; unser Herz würde nicht die Beute widersprechender Zustände sein und Verstand und Wille würden nicht auf das Gefühl herabsehen als auf eine Schwäche, sie würden es ehren als Quelle der Klarheit und Kraft unseres Erkennens und Handelns.

Welche grundlegende Bedeutung für unsern inneren Lebensgehalt dem Gefühl zuerkannt wird, das drückt sich in Begriffen wie Ehrgefühl, Pflichtgefühl, Schönheitsgefühl, Vaterlandsgefühl aus, welche das Gefühl als die Voraussetzung jedes lebendigen Antheils und jedes richtigen Verhaltens in den genannten wesentlichen Lebensgebieten bezeichnen. Wem wir Ehrgefühl zuschreiben, den erachten wir sowohl eines richtigen instinktiven Urtheils als einer der Sache würdigen Reizbarkeit in Fragen der Ehre fähig; wem wir Ehrgefühl absprächen, dem würden wir zwar nicht die Fähigkeit absprechen, nach Geboten der Ehre zu handeln; aber wir würden die Ehrenhaftigkeit seines Benehmens als eine durch die Sitte ihm aufgenöthigte Form, als Folge eines Willensaktes ansehen. Aehnlich bezeichnen wir als Pflichtgefühl dasjenige lebendige Verhältniß des Herzens zu den Forderungen der Pflicht, aus welchem sowohl ein feines Verstehen dieser Gebote als ein williger natürlicher Gehorsam sich ergiebt. Was würde man vom Fleiß, von der technischen Fertigkeit eines Künstlers hoffen, der kein Schönheitsgefühl besäße? Würde nicht ein Politiker, dem das Staatsgefühl fehlte, bei glänzender diplomatischer Geschicklichkeit, bei Energie und Beharrlichkeit Gefahr laufen, seinem Vaterlande die übelsten Dienste zu leisten?

„Das ist Gefühlssache“, sagt man, wo es sich um Entscheidungen handelt, in welchen das Urtheil des Einen für das Urtheil des Andern nicht maßgebend sein kann und in

welchen alle Paragraphen der Klugheit, der Wohlanständigkeit, der äußeren Zweckmäßigkeit nicht ausreichen, um das im gegebenen Fall Geziemende zu ermitteln. Ob man einer zu erfüllenden Zusage eine möglichst enge oder eine möglichst weite Deutung geben, ob man sein klares und gutes Recht geltend machen oder als nicht vorhanden betrachten, ob man die Handlungsweise eines Dritten aus dem Standpunkte des Vertrauens oder des Zweifels beurtheilen solle, das kann oft nur nach dem Ausspruch des Gefühls zu entscheiden sein. Gefühlssache ist die Beachtung der Grenzlinien, durch welche ein zartes Benehmen sich von einem weniger zarten, ein redliches von einem nur correcten, ein großmüthiges von einem gerechten Verhalten unterscheidet.

Je höher entwickelt unser sittlicher Sinn, um so häufiger werden wir den Buchstaben des Gesetzes ungenügend finden, um zu binden oder loszulassen; und meist wird das Gefühl die Forderungen des Gesetzes verschärfen. „Es ist gegen mein Gefühl" bedeutet im Munde des Einfältigen und sittlich Gesunden: und wenn alle menschlichen Verordnungen es mir erlaubten, vor Gott darf ich es nicht. Im Munde verzogener erwachsener Kinder heißt es freilich oft nur: „ich habe nicht Lust".

Die Meinung, daß die Entscheidungen, für welche unser Gefühl die Verantwortung übernehmen muß, unserem Belieben anheimgestellt seien, würde ein völliges Verkennen der Natur wie der Bedeutung des Gefühls beweisen. Nichts steht, wie bereits erwähnt, weniger in unserem Belieben als unser Fühlen; wir fühlen wie wir fühlen, wir mögen wollen oder nicht; in unserer Macht steht es aber freilich, das Gefühl zu beachten oder zu überhören, seine pythischen Aussprüche dem Verstande zu ernster und einleuchtender Begründung zu übergeben oder ihm zu gestatten, daß er sie hinwegklügle. Wer nicht das Gefühl als erste Instanz beachtet und als letzte

Instanz fürchtet, wer mit seinem Gefühl nach Belieben verfährt, der wird bald auch nach Belieben mit seinem Gewissen verfahren. Das Gefühl ist im Gebiet von Gut und Böse der Vorläufer des Gewissens, wie es im Gebiet des Schönen der Vorläufer des Geschmacks ist.

Das Gefühl für das Schöne pflegt in der Kindheit stumpf zu sein; das Kind sieht zunächst mit den Augen des Herzens; dann folgt eine Entwickelungsstufe, auf welcher das Schönheitsgefühl mit anmaßender Bestimmtheit auftritt: als Bewunderung für Neues und Glänzendes oder als Abscheu gegen Ungewohntes; erst durch Vertrautwerden mit mannigfaltigen Erscheinungen des Schönen, durch Bereicherung der Phantasie mit den charakteristischen Schöpfungen verschiedener Zeitalter und Nationen wird das Schönheitsgefühl klar und fein; das Gefühl für das Gute ist dagegen gerade in seiner Kindheit zart und bestimmt; es hat sich mehr vor dem Verlernen dessen, was es schon weiß zu hüten, als um Erweiterung seines Horizonts sich zu bemühen. Durch ein feines und strenges Gefühl für das Gute wird das Gefühl für das Schöne vorbereitet und vor Verirrungen bewahrt; finge dagegen die Bildung mit der Kultur des ästhetischen Gefühls an, wirkte die Erziehung mit größerem Eifer auf den Geschmack als auf das Gewissen, so würde sie einen bedenklichen Umweg machen

Es ist hergebracht, den Verstand für den geschworenen Feind des Gefühls zu halten, während in der That ein rechtes und berechtigtes Gefühl durch das Nachdenken Bestätigung erhält und durch Klarheit sich vertieft. Das Gefühl hat sich mehr vor „den Gefühlen“ als vor den Gedanken zu fürchten. Die müßigen Erregungen, die unsteten und flachen Wellenstöße, wesche man als bloße Gefühle zu bezeichnen pflegt, weil sie vor der Prüfung der Vernunft nicht bestehen, sind sowohl dem Gefühl selbst als seinem guten Rufe schädlich. Nicht

nur das Wahrnehmungs- und Urtheilsvermögen des Gefühls, insbesondere des sittlichen Gefühls, die Fähigkeit starken, tiefen, sicheren und nachhaltigen Empfindens überhaupt leidet unter der Reizbarkeit und Nachgiebigkeit gegen schwach und oberflächlich motivirte Gefühle und Stimmungen. Die sogenannten Gefühlsmenschen, welche keineswegs die besonders stark und innig Empfindenden, sondern die in Gefühlen sich wiegenden und sich genügenden sind, tragen den größten Theil der Schuld daran, daß das Gefühl bei wackeren Pflichtmenschen in Mißkredit steht.

Es ist zu beklagen, daß die Frauen, welche ihrer Natur nach für feine und sichere Gefühlswahrnehmung, für inniges und starkes Empfinden besonders befähigt und durch ihre natürliche Lebensstellung vor vielen der Einflüsse geschützt sind, welche das Gefühl beleidigen und verstummen machen, oft der Reizbarkeit ihres Gefühls gestatten, die Stärke und Sicherheit ihres Gefühls zu untergraben; daß sie oft „Gefühlen" zur Beute werden, in „Gefühlen" sich genügen und an Lauterkeit des Gefühls, an Sicherheit des instinktiven Urtheils Männern nachstehen, welche, durch ernste Lebensarbeit verhindert, ihre Gefühle zu pflegen, auch vor dem Mißbrauch des Gefühls bewahrt geblieben sind. „Sie ist ganz Gefühl", „sie ist sehr gefühlvoll" kann man mit Recht von mancher Frau sagen, von der man kaum mit Wahrheit behaupten würde, sie habe Gemüth oder gar, sie sei ein edles und tiefes Gemüth.

Das Gemüth ist das fest angelegte Kapital der ungleich fließenden Einnahmen des Gefühls. Gemüth haben heißt nicht nur Gefühl haben, sondern die Gefühle festhalten in lebendiger Treue; das Gemüth ist die zum Charakter gewordene Gefühlsweise. „Herz haben", „das Herz auf dem rechten Flecke haben", „ein Herz für eine Sache haben", sind Ausdrücke, welche häufiger für das innere Verhalten eines Mannes

als für das der Frau gebraucht werden. Das Gemüth verweilt auf Gefühlen; es webt Gedanken in die Empfindungen hinein; das Herz faßt mit festem Griff zusammen, was ein Gegenstand, der unser Gefühl angeht, von uns zu fordern hat, welche Forderungen an unser Thun aus unseren Gefühlsbeziehungen sich zu ergeben haben.

Manchen (und besonders wiederum den Frauen) vertritt der Takt die Stelle des Gefühls; viele Frauen, welche nicht wissen, zu welchen Schätzen an Glück und Tüchtigkeit, an wahrem Lebensverständniß und innerer Schönheit ein reiches und inniges Gefühlsleben den Schlüssel hat, würden ihre Frauenehre verletzt glauben, wenn man ihnen feinen und sicheren Takt abspräche. Der natürliche Takt ist leichter zu wahren, als die Zartheit und Stärke des Gefühls, man kann viel Takt und wenig Gefühl haben. Takt ist zwar Sache des Gefühls, aber nicht sowohl der Gefühlsaneignung als des Gefühlsurtheils; er wirkt vorzugsweise negativ, er bewahrt vor Mißgriffen, er unterscheidet das eigene Gebiet von fremdem, er warnt vor Gefahr, er ist dem Geschmack nahe verwandt und hat in ästhetischen Fragen große Bedeutung. Sittlicher Takt ist mit sittlichem Feingefühl gleichbedeutend, aber er setzt noch nicht sittliches Vollgefühl voraus.

Das Gefühl ist die Seele der Sittlichkeit und es ist das Organ des Glücks. Ein unedles Gefühl nicht kennen, heißt auf einer Höhe wohnen, zu welcher die Gefahr einer unedlen Handlung keinen Weg findet. Das Lob des edelsten Charakters würde gipfeln oder vielmehr gekrönt werden durch den Zusatz: Dieser Mensch empfindet so schön wie er handelt: seine Stimmung ist so harmonisch wie sein Thun.

Wenn es nun aber unmöglich ist, ein Gefühl in sich hervorzurufen in dem Augenblick, in welchem man es zu haben wünscht, oder der Anwandlung eines Gefühls vorzubeugen

im Augenblick, da es uns überrascht — was können wir thun, um rein, gesund, stark und schön zu empfinden? Wie können wir uns dagegen schützen, daß nicht unser Leben in Gefühlswidersprüchen verlaufe? Wie können wir verhindern, daß weder das Gefühl träge und matt werde noch durch übergroße Beweglichkeit uns um Zeit und Kraft betrüge?

Es ist zum Theil nur Folge unserer überkünstelten Verhältnisse und einer krankhaft wuchernden Bildung, daß das Gefühl uns heute so viel zu schaffen macht: in einfachen und naturgemäßen Verhältnissen, in welchen das Gemüth sich sättigt an Beziehungen, welche dauern und Treue verlangen, pflegt der Strom der Gefühle stark und tragkräftig zu fluthen. Mögen immerhin Lust und Weh, Sorge und Hoffnung in uns wechseln; nicht die Wechsel des Geschickes, welches heute Freude und morgen Schmerz bringt, zerstören die Kraft des Gefühls, sondern eine widerspruchsvolle Mischung von Interessen und Bestrebungen. Wahre Freude und wahrer Schmerz verstehen einander; aber Selbstsucht und Hingebung, Idealismus und Genußsucht heben einander auf; schon wo sie neben einander geduldet werden, verwirrt und verflacht sich das Gefühlsleben. Heute einer Geldspekulation, morgen einem ethischen Problem nachsinnen; am Vormittage einem Wohlthätigkeitsverein präsidiren, am Mittag ein üppiges Diner geben; mit Rührung eine Predigt über die Einfalt anhören und darauf am Wetteifer der elegantesten Toiletten sich betheiligen — solche Wechsel in unserem Bewegtsein und in unserem Trachten entnerven und entwerthen das Gefühl. Daß in Verhältnissen, welche von Egoismus und Eitelkeit beherrscht werden, wo der Zeitvertreib Tagewerk ist, wo die persönlichen Beziehungen nicht gegenseitiges Angehören und Dienen sind, sondern Genuß und Schein zum Zwecke haben, die Wesenlosigkeit des Thuns auch aushöhlend und vernichtend — im

besseren Fall ängstigend und verwirrend — auf das Gefühl wirkt, ist selbstverständlich; ebenso, daß man durch jede Fiction, ja schon durch jede übertreibende Aeußerung der Gefühle, wie gerade solche Verhältnisse sie oft mit sich bringen, nicht nur Andere betrügt sondern sich selbst um die Sicherheit und Wahrheit der Empfindungen bringt.

Aber auch im geschützten Hafen eines durch gegebene und geheiligte Herzensarbeit erfüllten Lebens wird das Gefühl von Stürmen erreicht; damit es nicht in verheerenden Wellen aufbrause, den Sand und Schlamm der Tiefe aufwühle und mit trüber Flut die Ufer bedecke, sind ihm Gegengewichte gesetzt.

Es giebt allerdings Gefühle, welche ihrer Natur nach dahin streben, ihr Recht zu überschreiten. Dies gilt nicht nur von den Leidenschaften, welche nicht bloße Gefühle sondern ein durch Beharren in überreiztem Gefühl erregtes Trachten nach excentrischer Bethätigung sind; es gilt vom Gegentheil der Leidenschaften, von allen vaguen, spielseligen, in sich selbst schwelgenden Gefühlen, die zu matt sind, um zu Handlungen zu drängen, und die doch zu viel Gewalt über das Herz haben, um Faktoren von reellerem Werth zur Wirkung gelangen zu lassen: melancholische Stimmungen, Unzufriedenheit mit dem beschiedenen Theil an Gaben und Erfolgen, und dann wieder die ebenso entnervende Freude des Herzens an den Illusionen der Eitelkeit, an tändelnder Zärtlichkeit für Personen und für Dinge. Diese großen Wirkungen kleiner Ursachen, diese Parasiten des Friedens und der inneren Gesundheit tragen in sich selbst keine Gegengewichte; sie wenden sogar oft eine staunenswerthe Beredtsamkeit auf, um sich zu behaupten.

Jedes edle und berechtigte Gefühl dagegen setzt sich dadurch sein Maß und bewahrt sich dadurch vor Ausartung und müßiger Aufregung, daß es auf Bethätigung dringt; und

weit entfernt, an der Bethätigung zu ersterben, geht es vielmehr aus derselben in immer neuer Kraft, in immer reinerer Gestalt hervor.

Alle Gefühle von zweifelhaftem Werth sind an diesem Prüfstein zu beurtheilen; ob Reue echt oder unecht sei, ob sie dem Bösen, dessen wir in uns gewahr geworden oder nur dem Uebel gilt, welches daraus erwachsen ist; ob Dankbarkeit, Bewunderung, Begeisterung tief und wahr, ob sie nur Wallungen auf der Gemüthsoberfläche seien, das beweist sich durch die Kraft, mit welcher sie auf unser Handeln und Verhalten wirken und an der Gestalt, in welcher sie uns erscheinen, nachdem ihre praktischen Folgerungen gezogen worden sind.

Selbst die Gefühle, in welchen unsere Beziehung auf das Innerste des Menschen und auf den ewigen Urgrund alles Seins und Sollens sich zusammenfaßt, die Liebe und die Frömmigkeit, — ja diese Gefühle vor allen, — genügen sich nicht darin, der Seele die beseligendsten und die erhabensten Erregungen zu gewähren: Je stärker sie uns ergreifen, um so gebieterischer nehmen sie die Kräfte des Willens in ihren Dienst; und je reiner ihr Wesen sich in unserem handelnden Leben ausspricht, um so reiner und voller gewinnen sie sich selbst zurück aus der kräftigen und selbstvergessenen Bethätigung. An jeder Arbeit, welche sie uns auflegen, an jedem Opfer, welches wir auf ihr Geheiß vollbringen, wächst auch ihr Gehalt und die beseligende und läuternde Kraft der Begeisterung, welche sie uns mittheilen.

Gewissen.*)

So einfach es klingen möge: der Unterschied von gut und böse, und wie es in Beziehung auf gut und böse um unser Soll und Haben steht, ist der Inhalt dessen, was das Gewissen uns zu sagen hat. Mit der Evidenz der Verstandeserkenntniß und mit der Unmittelbarkeit der Gefühlswahrnehmung machen sich uns, bald leise, bald laut, bald plötzlich, bald allmälig, immer aber mit intensiver Dringlichkeit die Warnungen, die Anforderungen, die Richtersprüche des Gewissens kund. Stetiger, unweigerlicher Gehorsam erhöht die Klarheit und Bestimmtheit der Gewissensforderungen; Ungehorsam, ja schon Verlangen nach Verbotenem, mindert sie. „Sollte Gott gesagt haben?“ fragt die Schlange (1. Mos. 3, 1). Der aus unklaren Antrieben entsprungenen That folgt das wirre Getöse der „Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen“ (Röm. 2, 15) auf dem Fuß. Hören wir diesem Streit unerschrocken zu, so gewahren wir, daß die Anklage gegen die Entschuldigung Recht behält; aber der Rath: was nun? wird oft schwer zu finden sein, nachdem wir versäumt haben, ihn rechtzeitig, d. h. vor der Entscheidung, einzuholen oder zu verstehen. Wir forschen nach: wie sind wir

---

*) Die nachstehende Betrachtung versucht nicht, zu ermitteln, auf welche Weise das Gewissen in Besitz seiner Rechtskunde gelangt, wie der religiöse Glaube, wie die gesellschaftliche Cultur den Inhalt seiner Forderungen beeinflussen, welche intellektuelle und gemüthliche Funktionen im Gewissen zusammenwirken. Die Autorität des Gewissens und des jedesmaligen Inhalts seiner Dekrete wird als absolut gültig genommen, wie Jeder sie empfindet, und die mitgetheilten Wahrnehmungen zielen nur darauf hin, die Achtung vor dieser Autorität zu erhöhen und das Gehör für dieselbe zu schärfen.

dazu gekommen, einem unberechtigten Beweggrunde zu folgen? hörten wir keine innere Warnung? — da entsinnen wir uns eines Gedankens, der flüchtig unsere Seele gestreift hat; warum so flüchtig, da er doch jetzt noch ganz klar zurückgerufen werden kann? warum so leise, da wir ihn doch so deutlich vernommen haben? — Die laute Stimme anderer Erwägungen ließ ihn im Hintergrunde bleiben; er schien der Beachtung nicht werth, so starke, so einleuchtende Gegengründe boten sich dar: erst nachdem wir diesen gefolgt sind, werden wir inne, daß wir gehandelt haben, ohne mit unserem Gewissen im Reinen zu sein, daß gerade jenes überhörte Motiv dem Standpunkte entspricht, den wir einnehmen, wenn wir die Summe unseres sittlichen Selbst ohne Rechnungsfehler ziehen. — Oft geht auch der Kampf dem Handeln voraus; wir erwägen hin und her und glauben endlich, die kleinen Skrupel, die sich unseren größeren Gesichtspunkten entgegenstellen, nicht anders los werden zu können, als durch entschlossene That; wir wagen es darauf, ob im Licht der vollendeten Thatsache die Farbe unserer Beweggründe Stand halten werde. Selten wird uns ein Entschluß erfreulich, der mit unsicherem Herzen gefaßt wurde!*) Er wird uns immerhin zu einer Gewissenserfahrung werden; lernen wir doch auch unser Gewissen erst durch Erfahrung kennen. Die plötzlich, blitzartig in uns aufzuckende Klarheit über irgend ein Unrecht, dessen wir schuldig geworden sind, die, wenn nicht sofort unser Herz der Reue sich hingiebt, immer auf's Neue uns überfällt, bezeichnen wir als Gewissensbisse. Es ist nicht Gewissenstaubheit, Gewissenlosigkeit, aber es ist doch vorübergehender Schlummer des Gewissens, oft auch Betäubung durch Leidenschaft, Befangensein in sittlicher Einseitigkeit, aus der wir

---

*) Röm. 14, 22. 23.

durch den Zahn des Gewissens geweckt werden. Am wenigsten klar ist oft dem, der sich selbst darin befindet, der Zustand des bösen Gewissens. Er ist bei Solchen, deren Streben überhaupt nicht auf Sittliches gerichtet ist oder die positiv Verderbliches im Sinn haben, keineswegs immer vorhanden; denn grade Solche gehen oft eine Zeitlang in Gewissensstumpfheit dahin, und erst wenn sie durch ihr Treiben in Gefahr kommen, Schaden und Beschämung zu erleiden, macht das wach werdende Gewissen sie scheu; auch dann wird die Unruhe und das Mißbehagen oft nicht sofort als eine Mahnung des Gewissens erkannt, sondern wirkt nur als Vorgefühl von Außen drohender Widerwärtigkeit. Erkennt der in Untreue Verfallene beim Wetterleuchten des Gewissens nicht nur die äußeren Gefahren, welche seinen Weg umdrohen, erblickt er die tieferen Abgründe sittlichen Elends, denen er zueilt, dann erst führen die Gewissensbisse ihn zum Innewerden des bösen Gewissens und im günstigen Fall von da zur Reue. Auch während unser Streben im Ganzen mit Ernst auf das Gute gerichtet ist, befinden wir uns zeitweise im Zustande des bösen d. h. des mit uns unzufriedenen, des zürnenden Gewissens; wenn wir z. B. in einer oder der anderen Beziehung von unberechtigten Antrieben, von unedeln Gefühlen bewegt werden; wenn Neid, Groll, Lieblingswünsche als unbeachtete Schäden in unserem Herzen nisten: Bevor uns klar wird, daß unser „Auge uns ärgert“, bevor wir Hand anlegen, das kranke Glied zu entfernen, liegt auf unserem Wesen ein Druck, der unsere Fähigkeiten lähmt. Wo das böse Gewissen so wirkt, ist für die sittliche Weiterbildung Günstiges zu verheißen. Nicht selten wird dieses Anzeichen, bei gutartigen Kindern beobachtet.

Man bezeichnet in schlichter, frommer Volkssprache das Gewissen als Stimme Gottes. Dieser Ausdruck wird von

Religionstheoretikern wie von Naturalisten bemängelt. Die letzteren wollen den ganzen Inhalt des sittlichen Bewußtseins der auf sich selbst beruhenden, sich nach den eingebornen Kräften und Gesetzen auslebenden Menschennatur verdanken, und die Mahnungen des Gewissens sind ihnen nur soweit berechtigt, als sie den Einzelnen erinnern, sich dem „Gattungsbegriffe" gemäß zu verhalten. Was ist der Gattungsbegriff? ist er ein ein- für allemal fertiger? ist er Jedem derselbe? kann er sich im Einzelnen weiter entwickeln und durch welche Einwirkungen? Jeder Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Zirkel dieser Anschauung würde ein vergeblicher sein. Jene Auffassung dagegen, welche meint, es schädige die Religion, welche wesentlich im Glaubensleben beruhe, wenn das Gewissen, welches doch nur auf das Sittengesetz bezogen sei, als Stimme Gottes verehrt werde, darf sich beruhigen. Ist es leichter zu sagen: „dir sind deine Sünden vergeben, oder: steh auf, nimm dein Bett und wandle?" Ist das Sittengesetz menschliche Erfindung? freie Vereinbarung über die zweckmäßigste Art des gegenseitigen Verhaltens? ist nicht in unseren ethischen Ueberzeugungen der jedesmalige Stand unserer religiösen Förderung abgedrückt, wenn auch unter Anwendung unserer weltlichen Erfahrungen und unseres gesellschaftlichen Culturstandes? Das Gewissen ist ja auch nicht ein Verzeichniß der Bestimmungen des Sittengesetzes, es ist der Ausleger dieser Bestimmungen für Jeden von uns nach seiner höchsten individuellen sittlichen Fähigkeit ja nach dem augenblicklichen Stande seines inneren Gewordenseins. Und wer den durch die Stimme seines Herzens kund werdenden Forderungen des Sittengesetzes in Ehrfurcht zu lauschen und frommen Gehorsam zu leisten sich gebunden hält, der wird auch Verheißungen des Heils und der Gnade sein Herz nicht verschließen. Sollten nicht das Bedürfniß der Vergebung,

die Sehnsucht nach Erlösung, die jener Botschaft entgegenkommen, am lebendigsten erwachen, wo die intime Kenntniß der Forderungen des Gewissens uns zum Erkennen unserer Unzulänglichkeit geführt hat?

Daß das Christenthum dem göttlichen Gebot die Person und das Mittleramt Jesu Christi hinzufügt, schließt die Betonung der ethischen Forderungen nicht aus;*) vielmehr gewinnt die Verschärfung und Vergeistigung des Sittengesetzes, welche der Erlöser als das Gegentheil der Auflösung, als die „Erfüllung", als die volle Meinung der bereits verkündeten Gebote bezeichnet, durch sein Wesen, sein Leben und seinen Gehorsam bis zum Tode eine unendliche Steigerung. Könnte uns etwa Das diese Steigerung undeutlich machen, daß sie nicht in Form von Zusatzparagraphen sondern damit ausgedrückt wird, daß ein Prinzip an die Stelle des Gebots und Verbots äußerer Handlungen tritt?

Welche sittliche Qualitäten werden nicht allein in den Seligpreisungen vor uns hingestellt! Allerdings ist schon der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit als Anwartschaft auf Sättigung, die geistliche Armuth, die Demuth, als Erbin des höchsten Gutes bezeichnet. Aber welches Maß von Ungerechtigkeit wird Der sich verzeihen, der ein wirklich nach Gerechtigkeit Hungernder und Dürstender ist? welchen Grad von Selbstzufriedenheit wird Der noch besitzen dürfen, der auf seine geistliche Armuth die Hoffnung des Reiches Gottes gründen will? schärfer und stärker noch lauten die Aussprüche, in denen der Herr das Wesen der Barmherzigkeit, der ehelichen Treue, der brüderlichen Liebe und Versöhnlichkeit, der Wahrhaftigkeit den Bestimmungen des Gesetzes der Alten gegenübergestellt. Wie tief wir vor dem sittlichen Ideal,

*) Matth. 5, 17—18; 6, 15 u. a. a. O.

welches uns in Jesu und seiner Lehre vor Augen tritt, in den Staub sinken und unser Unvermögen fühlen, wie aufrichtig und wie getrost wir auf die göttliche Gnade und auf unsere Heilung durch Christum bauen mögen, wir würden des Heilands spotten, wenn nicht Angesichts seiner auch unser Wille den höchsten Aufschwung nähme.

Wo aber unser Wille ins Spiel kommt, da tritt auch das Gewissen in sein Warner- und Richteramt. Ja, seit unser Gewissen sich am sittlichen Ideal der Christuslehre zu messen hat, fallen nicht bloß unsere Handlungen sondern unsere geheimsten Beweggründe, unsere gemüthlichen Antriebe in sein Bereich, und selbst Abweichungen, welche nicht direkt dem Willen unterworfen sind, werden uns als Zeichen von mangelhafter Gesundheit unseres sittlichen Gesammtwillens zum Vorwurf. Welcher Christ wollte sagen, es gehe sein Gewissen nichts an, ob seine Stimmung eine zufriedene oder eine unruhig wünschende, eine muthige oder verzagte sei? ob seine Phantasie, seine Gedankenverbindungen sich auf würdige oder auf leere und unlautere Gegenstände zu lenken geneigt seien? ob der Verlust, die Entbehrung äußerer Ehren und Vortheile ihn stark oder schwach bewegen? ob er sich durch fremdes Glück zur Mitfreude oder zum Mißmuth angeregt fühle?

Je innerlicher und grundsätzlicher im Christenthum die Sittlichkeit gefaßt ist, umsomehr ist Jeder auf sein eigenes Gewissen hingewiesen.

So wenig wir dem ängstlichen Gewissen, welches in Bindungen befangen ist, die wir selbst vermöge der Vertiefung unserer Einsicht und unseres Gehorsams abgestreift haben mögen, unsere Freiheit zum Geschenk machen können — es wäre frivol, es auch nur zu versuchen*) — so wenig ver-

*) Röm. 14, 20—23. 1. Cor. 10, 27.

mögen wir die feineren und strengeren Forderungen an uns selbst, zu denen wir durch die Fortschritte unserer persönlichen Bildung gelangt sind, dem sittlich Unentwickelten sofort zu Forderungen seines Gewissens zu machen. Allerdings hat der sittlich Mündige dem sittlich Unmündigen ein Verhalten aufzulegen, zu welchem dieser aus eigenem Gewissensdrang sich noch nicht bestimmen könnte; das Kind soll am Gehorsam gegen das, was ihm nur als Wille der Aelteren gilt, zum Gehorsam gegen das eigene Gewissen erzogen werden, dessen erste Mahnungen es als Erinnerungen an das von außen empfangene Gebot kennen lernt.

Das Gewissen des Mündigen hat — auf welcher Stufe der Bildung er auch stehen möge, — nur bei sich selbst Rath zu suchen; denn Jeder kennt, Jeder vernimmt nur das eigene Gewissen; und selbst bei der eigenen Vergangenheit Rath zu erholen, ist nicht ohne Gefahr. Wie die sittlichen Anschauungen der Völker, so hat auch das sittliche Bewußtsein, das sittliche Feingefühl des Einzelnen seine Geschichte; wie die eine Epoche Nachsicht übt gegen Verirrungen, welche eine folgende streng verurtheilt, so kann auch im persönlichen Leben die sittliche Erkenntniß von heute die sittliche Erkenntniß von gestern überholt haben; und wir dürfen uns nicht heute Etwas darum verzeihen oder erlauben, weil wir es auf einer früheren Stufe thun konnten, ohne darüber Zweifel zu hegen.

Weniger noch kann der sittliche Standpunkt einer andern Person, selbst wenn wir ihn dem eigenen überlegen glauben dürfen, in Gewissensfragen maßgebend sein. Es ist schwer, sich selbst zu kennen, besonders weil es schwer ist, sich selbst kennen zu wollen; einen Andern zu kennen — wenn es auf das intimste Bescheidwissen mit den Schlupfwinkeln seiner Schwäche ankommt — ist unmöglich. Der bestgemeinte Rath eines Andern kann mit verbundenen Augen an der Stelle

vorüber gehen, in welche die Sonde der Selbstprüfung gesenkt werden müßte, um zu merken, woher das Wenn und Aber unseres trotzigen und verzagten Herzens kommt; der strengste Freund wird in Gefahr sein, für unsere Schwäche Partei zu ergreifen, wenn er uns unter einer harten Forderung der Pflicht, unter der Reue über Geschehenes leiden sieht.

Unser Gewissen aber kennt uns besser als wir selbst uns kennen; es trifft immer den Nagel auf den Kopf und „'s kann Deutsch, Gottlob!"*) — wenn wir nur seinem Rath zu folgen wirklich entschlossen sind, so wird es uns auch in unserer Muttersprache anreden; es geht in seinen Forderungen wie in seinen Vorwürfen von dem Stande unseres bis zu diesem Augenblick erreichten sittlichen Vermögens aus, alle Faktoren der Rechnung sind ihm vertraut und es addirt sie richtig.

Je weniger wir befugt sind, den Gewissensspruch im Namen eines Andern zu fällen, um so mehr ist es unser Recht und unsere Pflicht, das Gewissen des Andern wach zu rufen, wenn wir meinen, es schlafe, es zum Spruch zu mahnen, wenn wir meinen, es sei eingeschüchtert oder betäubt. Die gefällige Voraussetzung, es sei Jeder mit seinem Gewissen im Reinen, welche nicht nur im oberflächlichen Umgangsverkehr der Stimme des Herzens einen Dämpfer aufzusetzen sondern selbst im Freundes- und Familienkreise der sittlichen Intimität Schranken zu ziehen pflegt, macht oft die Wachen und Starken zu Mitschuldigen der Unklaren und Schwachen.

Der Berufung des Andern auf sein Gewissen haben wir, wo wir Selbsttäuschung bei ihm vermuthen, unsere Bedenken aber nicht unser Urtheil entgegenzustellen; das Gewissen ist nicht zu richten, weil es nicht zu überführen ist. Wohl haben Schädiger und Verderber des sittlichen Gesammtzustandes

*) Hebel, allemannische Gedichte: Der Wegweiser.

sich zuweilen mit pathetischem Nachdruck auf ihr Gewissen berufen und sind damit zu beredten Verführern anderer Gewissen geworden; aber auch die großen Bahnbrecher und Quellenfinder unseres sittlichen Gesammtlebens haben oft, bestehenden Auffassungen, Gewohnheiten und Rechtsordnungen gegenüber nur auf den Spruch ihres Gewissens hin den Muth gefunden, den Geist gegen den Buchstaben, die Ueberzeugung gegen die Gewohnheit in den Kampf zu führen. Die Gewissensfreiheit d. h. die dem Wesen des Gewissens zukommende Unabhängigkeit und Selbstverantwortlichkeit haben wir im Lauf der Zeiten dahin verstehen gelernt, daß es für Ueberzeugungen keine Scheiterhaufen geben darf; um so wachsamer haben die sittlichen, die rechtlichen und die religiösen Gemeinschaften und hat der Einzelne seinen moralischen Besitzstand selbst auf Vollgültigkeit zu prüfen und gegen sein vermeintliches Gewissensrecht zu wahren.

Es wäre irrig, zu meinen, daß der Gewissenhafte besonders viel mit seinem Gewissen zu thun habe. Das gilt zunächst hinsichtlich der Reue; wir Alle haben zu bereuen, und jeder Tag weist Momente auf, die im Rückblick unserem Gewissen mißfallen; ist der Schmerz solcher Erinnerung jene göttliche Traurigkeit, jene Reue, die Niemand gereuet, so verharren wir nicht muthlos in ihr, sondern sie wird uns zum Sporn, uns zu strecken nach dem, „was da Vorne ist". Auch die sittlich Stärksten bleiben nicht frei von Gewissens- und Willensirrthümern; aber sie erziehen sich früh zu unweigerlichem Gehorsam gegen ihr Gewissen, sie disputiren nicht mit ihrem Gewissen; die zuweilen doch unerläßlichen Verhandlungen werden nie rückgängig. Das giebt ihrem Gewissen die Eigenschaft, auf welche sein Name lautet: es wird seiner Sache gewiß.

Nicht zu verwechseln ist die durch tapferen Gehorsam

gewonnene Klarheit und Bestimmtheit des Gewissens mit dem moralischen Zustande, welchen man als Gewissenssicherheit zu bezeichnen pflegt; diese betrachtet die zum Charakter gewordenen sittlichen Eigenschaften als ein unkündbar angelegtes Kapital, von dessen Zinsenertrage man sein gutes Auskommen hat. Solch trügerischem Behagen ist übergroße Rastlosigkeit des Gewissens weit vorzuziehen.

Das normale Verhältniß von Wachsamkeit und Ruhe ist für den Einen schwerer erreichbar als für den Andern. Zarte und reizbare Naturen können von den feinen und weitgehenden Forderungen ihres Gewissens ebenso wenig losgesprochen werden wie der einfacher und stärker Geartete von dem Spruch des seinigen. Wer Jenen rathen wollte, durch „gesunden Egoismus", durch „robustes Selbstvertrauen" und dergleichen Medicamente des moralischen Naturalismus ihre „Gewissensnervosität" zu beruhigen, würde ihnen ein schlechter Arzt sein; es muß ihnen verziehen werden, wenn es ihnen schwerer wird, den strengen, scharf zugespitzten und gehäuften Zumuthungen ihres Gewissens stets mit rascher Entschlossenheit zu genügen; aber sie müssen sich klar machen, daß häufige Wiederkehr von Gewissenszweifeln und langes Verweilen in Gewissensschmerzen keinesweges Anzeichen einer gesunden Gewissenhaftigkeit sind.

Bei der Höhe der sittlichen Forderungen, zu welcher ein immer mehr eindringendes Verständniß des christlichen Princips uns führt, bei der Größe des Arbeitsfeldes und der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, für welche doch immer nur eine kleine Zahl wirklich eifriger Arbeiter sich findet, kann nicht nur der Zaghafte sondern auch der Muthige in Gefahr kommen, durch immer neue sich ihm zeigende Aufgaben dasjenige Gleichgewicht des Sollens und Könnens zu verlieren, welches wir zwar nicht als „Ruhekissen", aber doch als „gutes Gewissen"

empfinden und dessen wir als moralischen Hintergrundes nicht entbehren können.

Es bietet sich in den Ordnungen, wie sie aus der Natur der Familie und der Gesellschaft, aus der Vertheilung der Bedürfnisse und Kräfte hervorgegangen sind, ein Auskunftsmittel: Um nicht alle Tage neu das uns anvertraute Pfund wägen und ausleihen zu müssen und es dennoch wuchern zu machen wie wir sollen, können wir, wenn nicht ein ausreichender Pflichtenkreis durch das Schicksal selbst uns zugetheilt ist, unser Leben freiwillig als Erfüllung eines Berufs gestalten; es ist dazu nie zu früh und nie zu spät. Welche Beschäftigungen und Bestrebungen wir uns zum Beruf machen sollen, darüber kann nicht die Frage entscheiden, welche Zeitverwendung uns am meisten behagt; aus der Gestaltung unseres Tagewerks nach solchen Gesichtspunkten würde nur eine Scheingewissenhaftigkeit, eine Treue im Beliebigen hervorgehen, wobei nur Solche sich beruhigen, deren Gewissen noch nie dem Tage voll ins Auge geschaut hat. Unser wirklicher Beruf ist daran zu erkennen, daß er uns nach unserem besten Vermögen verwerthet.

Stehen wir in der Macht einer solchen Lebensordnung, so werden wir nicht mit überwacher Sorge nach den Schäden in unserm Inneren spähen, die wir auszutilgen, nach den Lücken um uns her, in die wir uns zu werfen hätten; ein jeder Tag wird seine eigene Plage haben, ohne dem nächsten vorzugreifen; Arbeit und Mühe werden uns „köstlich“ sein, weil sie uns klar hervorgehen aus den Zwecken, in deren Dienst wir uns gegeben haben. Wir werden unserem Gewissen unterthan sein, ohne an seinen Dornen zu verbluten.

Glaube.

„Ich glaube, lieber Herr,
hilf meinem Unglauben."
Marc. 9, 24.

Soweit wir den Menschen zu den Anfängen seiner Cultur zurück verfolgen können, hat er mit dem Geiste ergriffen, was den Sinnen nicht gezeigt wird: er hat hinter den Erscheinungen der Natur eine Macht und einen Willen geschaut, durch welche dem menschlichen Können Grenzen gesetzt, Gebote auferlegt werden, eine Macht und einen Willen, zu segnen und zu verderben, an welche der Mensch sich flehend zu wenden habe: alle Völker und alle Weltalter haben geglaubt.

Das Gebiet des Glaubens, das Bereich der religiösen Vorstellungen hat sich mit der Umschau erweitert, zu welcher die Völker, die ihrer Entwicklung voranschreitenden Männer emporstiegen; von der Beziehung des privaten Geschickes und des Stammes-Schicksals zu den gebietenden Mächten gelangen die entwickelten Religionen zur Anschauung der göttlichen Herrschaft, ihrer Thaten und Gesetze bezüglich der Welt, des als All gedachten Schöpfungsganzen; und indem die religiöse Weltvorstellung zurückwirkt auf die Auffassung des Menschen von der Natur seines eigenen Selbst, indem der Mensch seine Seele und ihren Beruf zu fühlen beginnt und die Einordnung seines Verhaltens in die von Gott gesetzte Ordnung der Welt erstreben lernt, indem er endlich zu der Empfindung fortschreitet, daß die Gottheit sich in seinem eigenen Werden fort und fort schöpferisch bezeugt, wird sein religiöses Vorstellen, Fürchten und Hoffen zu gläubiger Anbetung.

So mißt sich am Glauben und am Glaubensleben, wie es in den tieferen Geistern sich gestaltet, und wie die Un-

mündigen und Einfältigen in ihrer Weise glauben und anbeten, der Höhestand der inneren Cultur jeder Epoche; mögen auch die Standpunkte der Einzelnen so weit auseinander liegen, daß der Glaube der Einfältigen dem Gläubigen von höherer Bildung als Aberglauben oder doch als eine Form gilt, welche zerfallen muß, sobald der Inhalt zur Reife gekommen sein wird. Erst im Christenthum aber hat sich der Glaube ganz dazu erhoben, von der Abhängigkeit des Menschen von Gott, vom Gehorsam gegen Gottes Gebote, „nicht auflösend, sondern erfüllend", zur Aufnahme der Wesenheit Gottes in das Wesen des Menschen vorzudringen. Während das Christenthum den Gegensatz des Menschen gegen Gott in seiner schärfsten Spitze, der Sünde, einleuchtend macht, zeigt es zugleich dem Menschen in Gott sein Urbild und das Abbild dieses Urbildes in der Person des Erlösers, und bietet Versöhnung und Wiedergeburt zur Gotteskindschaft. So ist durch Christus der Glaube erst zum Innewerden seines höchsten Rechts und seiner höchsten Kraft geführt, durch ihn erst in seine Macht als alldurchdringender Lebenskern des Menschen eingesetzt, durch ihn erst ist er ganz Glaube geworden.

Wie sehr es nach alledem in der Natur des Glaubens liegt, der letzte Grund und der eigentliche Träger aller inneren Culturentwickelung und ihr untrüglichster Gradmesser zu sein, so ist doch keineswegs das Bewußtsein und die Einsicht Gemeingut, daß das, was wir heute in der vollen Bedeutung des Wortes Bildung und Gesittung nennen, auf dem Boden unseres Glaubens, mithin des Christenthums steht. In Wahrheit aber beruhen die Forderungen unserer Sitte, die den sittlichen Höhepunkt der Gesellschaft zum Ausdruck bringenden Staatsgesetze auf den durch Christi Wesen und Lehre zu ihrer tiefsten Wurzel und zu ihren letzten Folgerungen geführten Prinzipien; jedes vernünftige, ja auch manches die Bedingungen der Möglich-

keit in stürmischem Idealismus verkennende Verlangen nach höherer Entwickelung der Staatsform, nach erweiterten Gewährungen der Gesammtheit für die Wohlfahrt der Einzelnen beruft sich auf Grundsätze, deren unbedingte Berechtigung und deren verpflichtende Kraft erst das Christenthum ausgesprochen hat. Freilich zeichnet die Wirklichkeit das Ideal nur in den allgemeinsten Umrissen; erhebliche Concessionen werden von Recht und Herkommen der widerstrebenden Natur gemacht, die besonderen nationalen Auffassungen entstellen das Thema durch starke Variationen: aber Niemand wird behaupten können, daß der Standpunkt irgend einer der vorchristlichen Religionen ausreiche, den Charakter der heutigen Civilisation zu erklären.

Dennoch ziehen Viele es vor, die Früchte des Christenthums, die Wohlthaten der christlichen Gesittung, von welcher sie umgeben und bis auf einen gewissen Punkt selbst beherrscht sind, anonym zu empfangen: Viele wollen auf der Höhe der Bildung, der sittlichen Veredelung und Verfeinerung stehen und nennen sich doch getrost Ungläubige, die Einen, indem sie die Sittlichkeit überhaupt als ein besonderes, vom religiösen Meinen und Leben unabhängiges Gebiet betrachten; die Anderen, indem sie die religiöse Gestalt als den Kindheitsstand des Christenthums, und die Sittenlehre, die aus dem Christenthum hervorgewachsene sittliche Cultur — am liebsten „Humanität" genannt — als das dem zum Mannesalter herangereiften Menschengeschlecht allein noch Geziemende und ohne fernere Ernährung aus dem Glauben sich immer höher Entwickelnde bezeichnen.

Es fragt sich, ob nicht auch den Ungläubigen der Glaube als die Quintessenz der Cultur und als die Bedingung tieferer sittlicher Durchbildung und Lebenskraft erscheinen würde, wenn er ihnen nicht nur in seinen Forderungen und

Verheißungen sondern in seinen Wirkungen auf das Gemüth und das Verhalten der von ihm Ergriffenen und Beseelten reiner und voller entgegen träte.

Die Forderungen des Glaubens sind uns „ein hartes Wort“ und seine Verheißungen ein leerer Schall, so lange wir nicht durch den Schmerz über die Sünde dazu geführt worden sind, das Urbild zu suchen, zu dem dieser Schmerz zurück verlangt. Den Schmerz der Sünde, die Sehnsucht nach Genesung auch in Andern zu erregen, kann uns nicht dadurch gelingen, daß wir uns ihnen als Gesunde darstellen, sondern nur dadurch, daß wir sie in Stand setzen, uns als Geheilte zu erkennen.

Wirklich gläubig zu sein, das heißt in Demuth und in der Tiefe des Herzens —, das wäre das Mittel, durch welches die Gläubigen streben sollten, den Unglauben zu bekehren. Der Glaube hat leider viele Freunde, die seinem Ruf schaden, die von ihm abschrecken, während sie für ihn werben; es sind vor Allem die Flachgläubigen und die Verstandesgläubigen.

Der Flachgläubige nimmt die Anerbietungen des Glaubens an, ohne nach dem Preise zu fragen, um welchen sie zum Eigenthum werden können; warum sollte man nicht Vergebung, warum nicht ewige Seligkeit hinnehmen wollen? kennt man nicht den Schmerz der Sünde als das Grauen vor der Lüge gegen Gott, als den Abscheu vor der innern Zwiespältigkeit, so weiß man doch, daß man über begangenes Unrecht zur Rechenschaft gezogen werden könnte. Warum sollte man nicht mit Freude annehmen, daß Gott selbst durch das Verdienst seines Sohnes dafür gesorgt hat, diese Unebenheit auszugleichen? — man liebt seine Angehörigen, man liebt sich selbst, und man sieht doch die Natur an Allem, was die Persönlichkeit zur Erscheinung bringt, ihr unerbittliches Zerstörungswerk vollführen. „Beruhige dich, du bist unsterblich, die Deinen sind es auch; es

giebt ein Auferstehen in einem schöneren Leben, denn Christ ist erstanden." Unsterblichkeit braucht nicht ohne Weiteres als ewiges Leben, ewiges Leben nicht als vergeistigtes Leben gedacht zu werden; man denkt so weit, als das Herz es bedarf und fragt den Zweifler verwundert, warum er denn nicht glaube.

Den Redlichen unter den Ungläubigen, denen es Ernst ist mit dem Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit und mit der Verantwortlichkeit für ihre Schuld, die sich nicht zu einer Auffassung bekennen, ohne sich die ganze Tragweite derselben vergegenwärtigt zu haben, kann durch jene Flachgläubigen der Glaube verleidet, er kann ihnen als phantastischer Optimismus verdächtigt werden; sie ziehen ihre Bürde und ihre schmerzliche Ungewißheit solcher Herzenserleichterung vor.

Die Verstandesgläubigen nehmen es ernst mit dem Glauben; sie haben sich denkend in den Zusammenhang der Glaubenslehre vertieft; der Glaube ist ihnen ein Wissen, eine Einsicht in die göttliche Heilsordnung. Sie kämpfen dafür wie für eine Erkenntniß und sehen in den Gegnern Verstockte. Sie appelliren an das Sündenbewußtsein des Ungläubigen mit Selbstgerechtigkeit; die eigene Sündhaftigkeit ist ihnen nicht beschämende Armuth sondern brauchbares Argument. Der Verstandesglaube bringt den Glauben in den Ruf des Pharisäismus; er richtet die Zweifler, aber er bekehrt sie nicht.

Wie aber soll der wahre, der tiefe, der demüthige Glaube dem Ungläubigen sich kenntlich machen?

Die innersten Hergänge des Glaubens, sowohl der Prozeß, durch welchen er des Gläubigen sich bemächtigt, als das unabläſſige Einströmen und Aufgenommenwerden seiner schöpferischen Kraft, entzieht sich der Mittheilung durch Worte. Weder der einfältig Empfangende noch der nach hartem Ringen zum Glauben Hindurchgedrungene würde vermögen, den Zweifelnden zum Zeugen zu machen.

Doch auch nach außen stellt sich der Glaube dar; er ist die Quelle eines Verhaltens und einer Weise des Handelns, welche die wirklich von ihm Ergriffenen so charakterisirt, daß es Keinem entgehen kann, der zu sehen halbwegs willig ist. Zwar tragen sie keine heilige Uniform, ihre individuelle Art kommt auch in Mängeln zum Vorschein, und die Wetter des Lebens lassen auch über ihr Gemüth Sonnenschein und Wolkenschatten im Wechsel dahinziehen. Aber ihre sittliche und gemüthliche Kraft schöpft aus dem Unerschöpflichen, sie leben in dem Klima, in welchem die Bäume unermüdlich zugleich Blüthe und Frucht tragen. Ihr Thun ist nicht eine Summe einzelner Handlungen sondern ein ununterbrochener sittlicher Prozeß; sie unterwerfen sich der Pflicht und den Pflichten, aber nicht als einer Summe vereinzelter Aufgaben, die man abzumachen hat; Pflichttreue und Tugend gehen ihnen hervor aus dem Gott entsprungenen Wesen der Sittlichkeit, das nicht den Gehorsam ablohnt und entläßt, wenn er seine Schuldigkeit gethan hat, sondern ihn immer tiefer in seinen Dienst nimmt, je unbedingter und je freiwilliger er sich hingiebt. Ihr Fleiß, ihre Treue, ihre Barmherzigkeit, ihre Wahrhaftigkeit, ihre Geduld sind wohl endlich in der Bethätigung, aber unerschöpflich in der befruchtenden Wirkung auf ihren guten Willen; nie ist ihre Gewissenhaftigkeit am Ende mit ihrem Latein, denn ihre Wurzeln sind geflanzt in die Vollkommenheit Gottes.

Wie gestaltet sich vor Allem die intensivste aller Seelenkräfte, die Liebe, wenn sie aus dem Glauben sich nährt? Sie vergöttert ihren Gegenstand nicht, denn er ist ihr Gabe Gottes; sie verzärtelt ihn nicht, denn sein Unsterbliches ist ihr heilig; aber für allen Weihrauch und für alle Ergüsse der Leidenschaft entschädigt den mit Glaubensliebe Umfaßten die unerschöpfliche Treue, die auch in den Momenten, wo er sich selber

untreu wird, ihn bei seinem wahren Namen zu sich selbst zurückruft. Verständnißlos steht oft die heißeste Zuneigung vor den Widersprüchen, vor den Klippen in der Persönlichkeit des Andern; die Glaubensliebe hat die Sehkraft des feinsten Psychologen, weil sie den Schlüssel da sucht, wo er allein zu finden ist: in sich selbst, in den Unvollkommenheiten der eigenen Natur. Und dies ihr Wesen bewährt die im Glauben wurzelnde Liebe nicht nur an den Lieblingen ihrer Wahl; jede gegebene Beziehung ist auch ihrer ganzen Hingebung empfohlen; Sympathie und Antipathie sind ihr trügliche Wegweiser; in jeder Persönlichkeit muß sie den Kristallisationspunkt zu entdecken wissen, an welchen die umbildende und gestaltende Kraft anzuknüpfen hat, um auch ein armes oder entstelltes Naturell zu freudigem Leben zu rufen. Die Glaubensliebe genießt nicht das Vorrecht, vor schmerzlichen Erfahrungen bewahrt zu sein; sie kennt Täuschung und Mißlingen; aber sie duldet mit Geduld, das heißt mit Hoffnung; sie giebt nicht auf. Der leibliche Tod Derer, die sie liebt, ist ihr nicht das bitterste, aber er ist auch ihr das schwerste Leid, auch sie kennt das Grauen vor der Zerstörung des Sichtbaren und Faßbaren, das Heimweh nach den auf immer Entrückten; und ein demüthig vor Gottes Geheimnissen stehender Glaube versagt den Trost, den eine gefällige Phantasie anzubieten sich anmaßt. Aber, Den sie schon im Leben als einen Unsterblichen geliebt hat, Der bleibt ihr ein Lebender, nachdem der Tod ihn verborgen hat; darum ist ihre tiefste Trauer keine sternenlose und keine endlose Nacht.

Auf die härteste Probe wird die Lebenskraft des Glaubens durch eine der Prüfungen gestellt, welche der Mensch unmittelbar an seinem eigenen Selbst erfährt; durch andauernde, hoffnungslose Krankheit; sie entzieht ihm die normalen Lebensbedingungen, er tritt aus dem Rahmen, an dem der Mensch,

wie ergeben und wie demüthig er sei, unbewußt seine Rechte an das Leben zu messen pflegt: Selbstbethätigung, Genußfähigkeit, Unabhängigkeit, Alles ist beschränkt, aufgehoben oder doch von Stunde zu Stunde in Frage gestellt. Auch Glaubenslose haben vermocht, dies Leid als Helden zu tragen; sie haben die Gelassenheit bewahrt; ihr Kopf ist thätig und frei geblieben. Den Gläubigen ist Krankheit nicht nur der Probstein ihrer Selbstbehauptung; sie ist ihnen ein Fruchtfeld, das ihre Seele nur mit anderem Saamen zu bestellen hat als den fröhlichen Garten der Gesundheit; und siehe da, unter ihren Händen trägt der steinige und dornige Boden Blüthen und Früchte von wunderbarem Duft; das innere Handeln, das rechte Sein, die stillen Gedanken, denen die Vergangenheit lebendig wird, die den draußen Schaffenden und Sorgenden unsichtbar nachgehen und mit hellerem Auge entdecken, wo ihnen eine Gefahr droht oder ein Segen unbeachtet bleibt — das sind von den Blüthen und Früchten eines vom Glauben beseelten Krankenlebens. Es ist nicht Theilnahmlosigkeit, es ist auch nicht ein besonderes Verdienst der Gesunden, es ist die Kraft, die von dem rechten Dulder ausgeht, daß die Gesunden, die ihn lieben, nicht nur ihre friedvollsten, nein, oft ihre heitersten Stunden in seiner stillen Kammer verleben. Solche Zeugnisse von der productiven Lebenskraft des Glaubens sind die beredteste Predigt an die Glaubenslosen, sie sind der Leuchter, auf den der Glaube gestellt werden soll, „damit die Leute das Licht sehen“ und „Gott preisen“ lernen. Und doch bezeugt der Glaube seine höchste Kraft nicht in dem, was er d u r c h den hoffnungslos Kranken wirkt sondern durch das, was er i n i h m wirkt. Der Unsterblichkeitsglaube mag auch den Gesunden beseelen und tragen; aber das Vollgefühl unserer Unsterblichkeit, das Erfahren der Thatsache, daß wir G e i s t s i n d und den

Körper nur — auf Zeit — haben, das wird uns nur, wenn wir mit ungebrochener Seele den Zerfall des eigenen Leibes erleben.

Der Gläubige kann es nicht lassen, auch in Worten einzuladen zu dem Mahl, an dem sein Hunger und Durst Erquickung finden. Wer wollte es ihm wehren? ist es ein Unrecht, wenn er Manchen vergeblich ruft? nur soll er unterscheiden lernen; er irrt sich nicht selten in der Person und noch häufiger im Namen. Damit verliert er seine Mühe, er thut Manchem Unrecht und Manchen entmuthigt er, anstatt ihn zu stärken.

So soll der Glaubensfreudige nicht wähnen, der Glaubensschwache, der Kleingläubige dürften als Gegner angeredet werden. Aber selbst die zagende und gebeugte Frömmigkeit wird nicht selten von den Glaubensstarken mißkannt, deren geflügelten Schritten sie doch von ferne in Demuth zu folgen sucht.

Ein unter den Gläubigen verbreitetes Vorurtheil verschuldet zuweilen ihr Verkennen ihrer besten Freunde: sie meinen, der Glaube sei nur der Einfalt beschieden, und sie verstehen unter Einfalt Kindeseinfalt, Naivetät. Dadurch wird ihnen der Zweifelnde, der Kämpfende als Grübler, als Haarspalter verdächtigt. Im höchsten Sinne kann man aber gewiß den Menschen einen Einfältigen nennen, dessen Denken, Fühlen und Wollen im innigsten Zusammenhange stehen. Doch gerade Solchen, die dem Höchsten nicht anders begegnen mögen als mit dem vollen Zusammenklang ihrer Kräfte, ist es nicht gegeben, sich dabei zu beruhigen, wenn die Thatsachen des Glaubens nur Einer Seite ihrer Natur, vielleicht sogar ihrem Willen einleuchten, während eine andere Seite, vielleicht ihr Verstand, sich dagegen sträubt. Möglich, daß ihr ganzes Leben über diesen Prozeß dahin geht. Sie lassen

nicht ab von dem Trachten, ihren Willen zum kindlichen Gehorsam zu läutern, ihre Liebe in That zu übersetzen, ihren Kleinmuth, der ihnen zugleich Schuld und unversöhnte Reue ist, zu besiegen: das Leben und Weben in Gott ist ihr einziges Ziel: aber ihr Verlangen wird nicht zur kühnen Zuversicht.

Sind solche Zweifler Ungläubige? sie sind nicht Kämpfer gegen den Glauben sondern Kämpfer um den Glauben; allerdings blicken sie mit Recht zum Glauben auf; aber der Glaube darf nicht auf sie herabsehen. Für sie sollte er seine wärmsten, seine brüderlichsten Worte haben.

Vergeblich aber und unverständlich sind seine Thaten und vergeblich seine besten, seine kühnsten und seine demüthigsten Worte für Solche, welche Ungläubige sind aus Flachheit. In der That findet sich die Glaubenslosigkeit ebensowohl als Folge von Flachheit, wie es eine Gläubigkeit aus Flachheit giebt.

Die Flachheit glaubt nicht, weil sie den Glauben nicht gebraucht. Dem Satten ist nicht zu helfen. Nicht sowohl von Flachköpfen ist hier die Rede, als von Solchen, deren Herz sich an der Außenseite, an den Einzelheiten, an den natürlichen Thatsachen genügen läßt. Die sittlich Flachen sind nicht selten kluge und lebendige Köpfe; aber ihr Verstand geht nicht in die Tiefe, weil das Herz ihn nicht hineinzieht. Er baut ihnen zuweilen ein folgerichtig geordnetes Weltbild; aber wo die Welt für den Glauben anfängt, da hört sie für den Unglauben auf; das Geheimniß, das dem Glauben der Blick in eine dunkele oder lichte Tiefe ist, ist dem Flachen das Nichts.

Wie unerschöpfliche sittliche Productivität das gewaltigste Zeugniß wahrer Glaubenskraft ist, so ist die glaubenslose sittliche Flachheit unproductiv und aphoristisch. Ihre sittliche Praxis mag correct sein, soweit herrschend gewordene Forderungen ihr zusagen; sie wird lax, sobald es gilt, den Buchstaben durch geistige Fassung gegen das Belieben der Natur

zu verschärfen. Auch sittlich Flache sind zuweilen treu; aber „es hat Alles seine Grenzen“, „Treue muß auf Gegenseitigkeit gegründet sein“; sie lieben die Wahrheit; aber „man kann nicht immer wahr sein“; sie sind gewissenhaft; „aber man kann auch die Gewissenhaftigkeit zu weit treiben“. — Die sittlich Flachen sind der Liebe nicht unfähig; sie lieben zuweilen enthusiastisch, zärtlich, leidenschaftlich, sie machen sogar nicht immer Gegenliebe zur Bedingung; es sagt zuweilen einer Caprice ihres Herzens zu, ihre Neigung zu oktroyiren. Aber sie lieben nur nach Wahl und ihre Wahl steht unter dem Gebot ihres Geschmacks. Das Endliche, das Gegenwärtige der Person ist der Gegenstand ihrer Liebe, nicht das Werdende; darum endet ihre Liebe, wenn sie enttäuscht wird; sie vermögen nicht, „Alles zu dulden“, weil sie nicht vermögen, „Alles zu hoffen“. So nehmen sie auch sich selbst, wie sie sind, und verlangen nicht von sich, immer höhere Kraft aus dem Urquell zu schöpfen. Wie sollten sie ihren innersten Regungen, ihren Stimmungen gebieten? ungehindert wuchert die Laune mit ihren Blüthen und ihren Dornen, mit ihrem Duft und mit ihrem Gift auf dem Boden ungläubiger Flachheit. Man sollte meinen, sie fürchteten den Tod und begehrten nach einer Versicherung über Das, was jenseit des Grabes liegt. Nicht immer! es ist ihre größte Stärke, nur dem Augenblick zu leben, dem Schmerz auszuweichen, dessen Stachel — er möge kommen woher er wolle, stets nach der Tiefe zielt. Selbst der Tod ihrer Geliebtesten führt sie nicht immer zu weitergehenden Fragen; sie klammern sich an das Leben und an die Lebenden. Die Nähe des eigenen Todes ist die einzige Mahnung, bei welcher sie aufhorchen; und oft mag ihr brechendes Auge weiter blicken als einst das scharfe und lebensvolle.

Wenn der Gläubige dem Oberflächlichen schweigen muß,

weil er ihm unverständliche Worte reden würde, so zeigt sich am entgegengesetzten Ende der Reihe eine Erscheinung, vor welcher der Gläubige stutzt und welche nicht zu verstehen er bekennen muß. Es giebt Menschen von hohem sittlichen Idealismus, von heroischer Kraft, von selbstloser Liebe und unerschütterlichem Lebens- und Sterbensmuth, welche dem Glauben Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber es ablehnen, selbst Gläubige zu sein. Ihr sittlicher Maßstab ist so wenig ein endlicher als der der Gläubigen; den Forderungen ihres Gewissens genügen sie oft mit einer Unbedingtheit und Entschlossenheit, welche von Kampf nichts zu wissen scheint. Sie sind nicht hochmüthig, denn sie hassen die Unwahrheit und also auch die Illusion. Sorgen und Reue sind ihnen ein melancholischer Müßiggang. Sie fühlen nicht das Bedürfniß der Versöhnung, aber sie selbst sind versöhnlich und sie vertrauen der fortschreitenden Läuterung und Kräftigung ihres Willens. Sie fühlen sich nicht beseligt; aber sie finden es auch ganz in der Ordnung, dem Stande der Dinge entsprechend, daß der sittlich im Werden Begriffene die Plage jedes Tages zu tragen habe. Die Stelle des Friedens und der Dankbarkeit vertritt ihnen die Zufriedenheit, die Stelle der Ergebung die Resignation. Sie lieben es nicht, über ihren Standpunkt sich zu äußern; wo er sich verräth, ist es nicht selten der des Humors. Ihre Freude theilen sie gern mit, und gern theilen sie die Schmerzen Anderer; ihre eigenen Schmerzen machen sie mit sich allein ab. Nach ihrer Meinung über die Unsterblichkeit gefragt, antworten sie: man muß sich auf Alles gefaßt machen.

Ein glaubenstiefer, demüthiger Christ hat diese Menschen unbewußt Gläubige genannt.

Glück.

Unstreitig hat das Glück die Bestimmung, zu beglücken; in der That aber wird es mehr begehrt als genossen. Die Schwäche begehrt es, und nur die Kraft weiß es zu genießen. Die Verwechselung von Sein und Haben hat eine Rolle in diesem Spiel.

Seit die Symbolik in die Kunst eingedrungen ist, stellen Poesie und Bildnerei das Glück schebend, schillernd, gaukelnd, trügerisch, launisch dar; man meint damit nicht das beglückende Glück, sondern das begehrte Glück. Wirklich gilt das Begehren nach Glück der Gunst dieser Unbeständigen: man will Glück haben, man fühlt das Unvermögen, aus eigener Kraft, im Angesicht der Loose der Bevorzugten, zufrieden zu sein, aber man traut sich die Kraft zu, zufrieden sein zu können, wenn der eine oder der andere Wunsch erfüllt würde.

Nicht die Unglücklichen sind es, die am meisten danach verlangen, Glück zu haben. Die Unglücklichen haben zu thun; sie sind erfüllt von ihrem Leid; Schmerz ist Arbeit. Sie sehnen sich wohl nach Gesundheit, wenn ihre Prüfung in Körperqual besteht; sie sehnen sich nach dem Wiedersehen der Ihrigen, wenn innere oder äußere Trennung von denselben verhängt ist; sie schmachten nach Hülfe in der Noth: das Alles ist aber nicht Verlangen nach Glück sondern nach dem Aufhören einer Pein. Was man Unglück nennt, ist zuweilen auch nur hartes Ringen mit dem Geschick, bei dem der Tüchtige dankbar das Wachsen seiner Kräfte und die Hülfe Gottes fühlt; oft thut er da so tiefe Blicke in die Trefflichkeit Anderer, er erfährt so reine Liebe, so große und reiche Gedanken über die göttlichen Führungen drängen sich ihm auf, daß das Gefühl, welches das Verlangen nach Glück

erzeugt, das Gefühl der Leere, ihm am fernsten bleibt. Oft besteht das Unglück in einem Verlust, für welchen es keinen andern Trost giebt, als ihn in seiner ganzen Größe zu empfinden. Die Trauer um geliebte Verstorbene ist das Besitzen, das Lieben unsichtbar Gewordener; Verlangen nach Glück würde diesen Schmerz profaniren. An die Zeiten so tiefen Leidens denkt man in ruhigen Tagen zuweilen als an die heiligsten und friedvollsten des Lebens zurück.

Der Durst nach dem Glück, als dem Inbegriff reichen Besitzens, unbegrenzten Genießens, tritt zu allen Zeiten als Krankheit einzelner, ungezügelter und unruhiger, vorwaltend sinnlicher Naturen auf, welche früher das Recht als die Pflicht, früher den Genuß als die Arbeit kennen gelernt haben. Aus den Söhnen reicher Häuser, aus den Emporkömmlingen, aus den Adoptivkindern eines verschwenderischen Zufalls erwächst dem Glück ein nie aussterbendes Contigent verzauberter Bewerber, die es nicht schreckt, ihre Vorgänger im Garten der Circe zu erblicken. In Zeiten, wo durch weitgreifende Veränderung der materiellen Lebensbedingungen, durch neue sociale Anschauungen die Menge in Aufregung versetzt wird, wird der Durst nach Glück zuweilen zur Epidemie; die bisherigen Grenzen des Möglichen scheinen aufgehoben; die Zufriedenheit mit dem Gewohnten ist nicht mehr herrschender Zustand; die Luft ist mit Spiegelungen erfüllt; „wer nicht wettet, der gewinnt nicht" ist das Losungswort des Tages.

Mit harter Wahrheit ist dieser Fieberzustand von einem Maler unserer Tage dargestellt worden; sein Werk, meisterhaft in der Ausführung, in der Idee vielleicht mehr geistreich als bildgerecht, durfte als Mahnung eines ernsten Geistes in einer von Glücksdurst fiebernden Zeit wohl würdig erscheinen, einer Sammlung vorzüglicher Leistungen unserer nationalen Kunst einverleibt zu werden. Verzehrt von lechzendem Ver-

langen, jagt der Reiter auf schnaubendem Roß dem Phantom des Glückes nach; ihm auf den Fersen reitet der Tod, unter den Hufen des Rosses liegt das Symbol verscherzter Gegenwart, verschmähten Besitzes, — ein zartes, bleiches Weib. Das „Glück", das dem Verlangenden vorausschwebt, Gold und Kronen achtlos verstreuend, ist eine unverhüllte Frauengestalt von leuchtender Schönheit; sie blickt den Reiter lächelnd an, aber ihr Lächeln ist leichter Hohn — sie weiß, was seinem berauschten Blick entgeht: Ein Schritt, nur einer des fliegenden Rosses trennt ihn noch von ihr; aber der schmale Steg ist zerbrochen, der nächste Schritt wird Roß und Reiter in den Abgrund stürzen! Das ist „die Jagd nach dem Glück"*): Verachtung der trauten Gegenwart und der bindenden Pflicht; Verkennen der nahen Gefahr, des nacheilenden Verderbens; Dürsten und Greifen nach den Schaumgebilden der fiebernden Phantasie.

Und bricht der Steg nicht — was dann? zu genießen das erjagte Glück mag vergönnt sein; aber nicht das erjagte, nur das beschiedene Glück letzt den Durst.**)

---

*) „Die Jagd nach dem Glück", Gemälde von Rud. Henneberg († 1876). In der Nationalgallerie zu Berlin.

**) Eine der Fallen, welche das Glück seinen Verfolgern und diese einander unablässig stellen, ist die Lotterie. Während die Menschen stolz sind, dem sogenannten unglücklichen Zufall durch kluge Bündnisse Grenzen zu setzen; während es ein Triumph des Gemeinsinns und des Kalküls ist, daß der Schaden, den die Elemente „ohne Wahl" dem Einzelnen zufügen, von Allen getragen, Keinen mehr verderben kann, verbindet man sich andererseits, einen glücklichen Zufall für Einzelne durch kleine Opfer Vieler zu schaffen, deren Jeder willig einen Verlust wagt, um sich eine Weile in der Hoffnung zu wiegen, auf Kosten Anderer der Erkorene des Glücks zu sein. Wie Viele durch stete Wiederholung solches Daranwagens wesentliche Einbuße an dem erleiden, was der Gewissenhafte das ihm anvertraute

Viele Beschauer des erwähnten Bildes fanden die Krankheit der Zeit meisterlich getroffen; aber sich selbst fühlten sie nicht getroffen, denn sie waren nicht wilde Jäger nach dem Glück, sie waren nur zahme Glücksträumer — oder Träumerinnen.

Es ist vorhin angedeutet worden, daß das Verlangen, das Ausschauen nach Glück Leere beweist. Dennoch ist es auf gewissen Lebens- und Bildungsstufen, in gewissen Lagen erklärlich und verzeihlich. Am natürlichsten, aber nicht am ungefährlichsten ist es in der „glücklichen" Jugendzeit. Ist nicht die Jugend die Blüthezeit der Wünsche? schon einem Lieblingswunsche nachzuhängen nimmt nicht nur der Gegenwart den Zauber, es kann das Leben aus der Richtung bringen. Wünsche sind Luftschiffer ohne Compaß, Jäger ohne Fährte; sie füllen die Phantasie mit Nebelbildern, sie verleiden das Streben nach sicheren Zielen. Wir können nicht vermeiden, daß wir Wünsche haben; aber es ist rathsam, daß wir ihnen unsern Umgang entziehen; je weniger wir ihnen Audienz geben, um so eher ist zu hoffen, daß das Theilchen Berechtigung, das in ihnen liegen mag, in einer besseren Gestalt zu Tage komme.

In einem gesunden jungen Gemüth tritt das Glücksverlangen mehr als eine, je nach der persönlichen Art, zuversichtliche oder bange, ungeduldige oder geduldige Erwartung denn als Sehnsucht auf. Bei guter Leitung wird diese träumende Vorwegnahme durch die Fülle der Aufgaben, an denen die Kräfte sich üben, in den Hintergrund gedrängt;

Pfund, der Starke sein Vermögen nennt, möge dahingestellt bleiben. Ein Sieg der menschlichen Selbstbestimmung über die Laune des Glücks ist die Lotterie gewiß nicht. Und wenn sie nicht einen Tand, wenn sie Preise austheilt, welche dem Ertrage der Mühen vieler redlicher Arbeitsjahre entsprechen, so wird man sie sicher kein Spiel nennen können.

und das Gefühl des steten Wachsens, die immer neuen Darbietungen des Erlebenswürdigen, das Behagen eines nur für die eigene Bildung verantwortlichen Zustandes beruhigen die Sehnsucht, wenn sie auch nicht den Traum künftigen Glücks verscheuchen oder verscheuchen sollen.

Ist die erste Lernzeit des Lebens, wo das Schicksal noch in der leibhaftigen Gestalt der gebietenden Eltern und Schulmeister die Tage regiert, vorüber, ohne daß der Geist stetige Richtung gewonnen, der Wille einem Pflichtenkreise sich zugewendet hat, so verfallen auch unschuldige, der Genügsamkeit nicht unfähige Naturen leicht in ein vagues Erwarten der Dinge, die da kommen sollen; Ungeduldige und Begehrliche pochen auf ihr Recht an die Freude des Daseins, grollen dem Glück, wollen es zwingen, ihrem Genußbedürfniß zu Dienst zu sein. Zu so ungeberdigem Verhalten neigen wohl müßige Jünglinge, während weibliche junge Luxuspflanzen eher in kränkelnde Traumseligkeit verfallen.

Der Aberglaube, den der Mutterwitz des Volkes in Beziehung auf manchen spukhaften Glücksbringer ausgesonnen hat: man könne seine Gabe nur erhaschen, wenn man nicht nach der Stelle hinsehe, von wannen man ihn erwartet, wäre den aufgeregten jungen Glücksträumern zu wünschen, insbesondere den weiblichen. Denn es ist nun einmal die Ordnung der Natur, daß im normalen Verlauf des Lebens das Glück der Frau sich gründet auf die Sympathie, welche ihre Person dem einstigen Herrn ihres Geschickes einflößt. Damit dieser Herr der rechte sei, muß er vor Allem die Dame seiner Wahl zu erkennen wissen. Er findet sie — aber sie ist verhüllt, entstellt durch den Zauber, der sie gefangen genommen hat. Die Vorstellung von dem Glück, das die Zukunft für sie verborgen hält, hat ihre Pulse erregt, ihre Wange ist erhitzt, ihr Auge ist unstet; als sie Kind war, waren ihre Schritte

ruhig, jetzt scheint sie fliegen zu wollen; wohin ist die naive Scheu, die ihren Blick, ihre Bewegungen band, ohne zu beengen? — und dennoch! vielleicht läßt das beschiedene Glück sich nicht beirren, es ergreift ihre Hand, es blickt ihr ins Auge; sie aber blickt in die Wolken, wo das Phantom ihrer Wünsche schwebt: das beschiedene Glück ist ein bescheidenes — sie träumte ein glänzendes; es trägt Züge, die ihr bekannt sind — sie träumte unbekannte. So wird das Glück verscherzt, so wird es verschmäht. Und was folgt auf solche Erfahrung? oft nur ein Schmollen mit dem Glück, ein Ausschauem nach neuem.

Wenn Goethe sagt, das Glück sei „immer da“, man brauche es nur zu „ergreifen“, so ist dies das Wort eines Starken: Es meint auch nicht die Gaben des Schicksals sondern die Gelegenheit, sich selbst Glück zu schaffen. Gewiß ist die Kunst, durch Ergreifen des Stoffes, der uns immer und überall geboten wird, unser Leben zu einem lebenswerthen, Frucht erfüllten zu gestalten, das sicherste Mittel, die Gunstbezeigungen des Zufalls entbehren zu können. Aber es gehört auch dann, wenn die Fügungen des Schicksals uns mit Gunst überhäufen, eine besondere Kunst und Kraft dazu, um ein Glücklicher zu sein. Glück haben und glücklich sein fällt nicht schlechthin zusammen.

Die Lieblingskinder des Glücks kennen diejenigen Tiefen des Lebens nicht, in welche die großen Schmerzen uns einweihen; aber sie sollen von den kleinen Schmerzen, die auch ihnen nicht erspart bleiben, nicht zu groß denken. Sie sollen der Gegenwart genießen, ohne auch noch eine Assecuranz für die Zukunft zu beanspruchen. Sie sollen getrost und froh sein. Sie sollen blühen in der Sonne, die sie bescheint. Sie sollen zeigen, wie schön es auf Erden sein kann.

Das wird den tiefsten Gemüthern nicht immer am leich-

testen; denn es ist ihnen nicht gegeben, am Genuß sich zu sättigen, am Gefühl ihrer bevorzugten Lage sich gütlich zu thun. Ihr Herz ist voll Dank, aber der Dank beklemmt sie; er kann keine Worte finden.

Er wird sie nicht mehr beklemmen, wenn er zur That wird.

Das vom Glück geängstete Herz verlangt danach, freiwillig das Unglück kennen zu lernen. Der Gesunde, der sich dazu hingiebt, das schwere Wort Krankheit verstehen zu lernen; der Habende, der wirklich wissen will, was es heißt, arm sein; der von blühendem, liebendem Leben Umgebene, der das Loos des Einsamen zu begreifen sich nicht scheut, — Der erfährt nicht nur aus dem Gegenbilde ganz, wofür er zu danken hat; er lernt, lebendigen Dank darzubringen; er findet den Weg, mit der That zu danken. Und Heiterkeit auszustrahlen, glücklich zu machen ist nicht nur der Dank, es ist das Glück des Glücklichen.

Gutmüthigkeit.

Wer jemals, mit unbestimmten Zusagen beschenkt, von der Thür eines Reichen zu seinen Sorgen zurückschlich und dann einem Freunde begegnete, der ihm mit Thränen des Mitleids und der Freude seinen Sparpfennig aufdrang; wer je mit krankem Leibe die Pflege eines rauhen Miethlings erfuhr, und dann von einer weichen, warmen Hand, die nur vor Besorgniß ihm wehe zu thun ein Wenig zitterte, seinen Verband empfing; wer je in sich selbst Bedenken des nüchternen Egoismus oder unversöhntem Groll begegnet ist, und dann auf ein Herz traf, das seine Bedenken und Gefühle nicht zu verstehen vermochte und doch mit regem Bedauern

seine gefurchte Stirn zu entwölken versuchte — der hat dich kennen gelernt, du Lieblingsblume im Garten Gottes, holdselige Gutmüthigkeit!

Lies nur dein Lob; du wirst nicht merken, daß es dir gilt. Vielleicht, weil du zu einfältig dazu bist? das meinen die Klugen! Nein, weil du so klug bist, daß du nicht verstehst, was zu wissen dich um dein Glück und um deine Kraft bringen würde. Deine Klugheit sucht nicht, aber sie findet, was dir frommt. Sie findet, „daß die Menschen besser sind, als man es gewöhnlich meint“; sie findet, „daß man leicht zu viel von den Leuten verlangt“. — Man bedauert dich, weil du vom Schicksal zurückgesetzt seiest; du behauptest eigensinnig, daß dein Loos vor dem vieler Anderer so viel voraus habe, daß du ihnen abgeben müßtest, wenn du nur könntest. „Bist du denn gar nicht neidisch?“ fragt man dich. Du besinnst dich. „O ja, ich bin gewiß neidisch; ich habe einmal meinen Bruder beneidet, der sein Vesperbrod einem armen Kinde gab; ich hatte mein eigenes schon aufgegessen, als das Kind uns begegnete.“ „Bist du nicht rachsüchtig?“ fragt man dich. Du lachst. „Für was sollte ich mich denn rächen wollen; man hat mir ja nie etwas Böses gethan, oder höchstens aus Versehen.“

Du bist zartfühlend, aber nicht empfindlich; — in der Empfindlichkeit ist immer ein Gran Argwohn und ein gewisses Bedürfniß der Wiedervergeltung. — Du bist niemals kühl und niemals spitzig. Du bist anspruchslos für dich selbst und freigebig für Andere. Da nun Neid und Argwohn, Malice und Prätension, Groll und Empfindlichkeit zu den häßlichsten Störern unseres Friedens gehören, darf ich dich ja wohl glücklich nennen!

„Bist du glücklich?“ frage ich dich. Du siehst mich mit deinen merkwürdigen Augen an; ich weiß nicht, von

welcher Farbe sie sind, nicht hell und nicht dunkel; eine gewisse Biegung des Lides liegt darauf, die den Strahl angenehm beschattet; sie blenden nicht, sie forschen nicht, sie umfassen wie mit mildem Druck. Meine Frage hat dich frappirt; „bist du nicht glücklich?" ist deine Gegenfrage. Ich antworte dir, so gut ich kann; ich dringe nicht weiter in dich; ich weiß, es ist nicht deine Art, über dich selbst zu reflectiren und von dir selbst zu sprechen. In der That habe ich dich meist fröhlich gefunden. Zuweilen warst du allerdings auch sehr traurig, recht von Herzen betrübt, dann jedoch nie ohne Grund. Aber einem treuen Trostwort warst du immer dankbar zugänglich.

Da ich dein aufrichtiger Freund bin, will ich nicht zu viel Gutes von dir sagen; das könnte dir bei den Leuten schaden. Darum sei es nur gestanden: du bist nicht in Allem vollkommen. Du machst manchmal unkluge Streiche, denn du bist nicht vorsichtig. Manches mißlingt dir, weil du zu Vieles willst, wenn man dich um zu Vieles bittet. du bist manchmal täppisch, weil du gar nicht daran denkst, daß andere Menschen nervöser sind als du; und in deiner äußeren Erscheinung, in der Aesthetik deiner Umgebung bleibt Manches zu wünschen, weil du nicht consequent genug auf die Dinge achtest, die mehr den Geschmack als das Herz angehen. Manche vortreffliche Lehren sind ganz an dir verloren: „Man soll auch den Schein meiden". „Es giebt ein Maß in allen Dingen". „Trau, schau, wem" — diese Kernsprüche weltkluger Erfahrung wollen gar nicht in deinem Gedächtniß haften.

„„Das klingt ja beinah schon wieder wie Lob"" wird mir entgegnet; „„Eines mußt du doch zugestehen: die Gutmüthigkeit ist langweilig!"" Dieser Einwand macht mich stutzig: daran hatte ich noch nie gedacht. Ja, es ist wahr, zur

Kurzweil scheint sie nicht gemacht zu sein; man kann sich gar nicht an ihr reiben, man kann weder mit ihr schmollen noch mit ihr schmälen. Aber ich habe mich auch noch nie mit ihr gelangweilt; sie hat mich nur in tiefster Seele erquickt; und, wenn ich ihr in's Auge gesehen hatte, kam mir das Leben schöner und die Welt besser vor als sonst. Selbst an dich, den klugen Frager, hätte ich in solchen Momenten ohne Ungeduld denken können.

Haus.

Unsere Ursprache hat für Haus und Haut nur Ein Wort; es bedeutet Unterschlupf, Hülle, umschließende Wohnstätte. Diesem ursprünglichen Sinne gemäß darf unser Haus uns weder zu eng noch zu weit sein; es muß uns nach außen abgrenzen, ohne uns unkenntlich zu machen.

Das Zelt, dessen bewegliches Wanderleben in der „festen, friedlichen Hütte" zur Ruhe kam, war bereits das bergende Heim eng zusammengehörender Menschen, deren Sinn und Charakter sich in Dem, was unter diesem Nothdach geschah, und in der Art, wie sie es vertheidigten, ausgesprochen haben wird. Wie mannigfach die Stufen sind, welche zwischen dem Schirm des Nomaden, der Hütte des Ackerbauers, der Burg des Edelmanns und dem Palaste des Fürsten liegen — was der Mensch sein Haus nennt, das umschließt ihn und seine eigenste Habe, es deckt ihn und das Seine; es bezeichnet, den weiteren Lebenskreisen gegenüber, das Bereich seiner Persönlichkeit.

Mit dem stärkeren Zusammendrängen der Bevölkerung, insbesondere der Bewohner der Städte, hat das Haus aufgehört,

Gehäuse Einer Familie zu sein. Dennoch wird jede Familie, eingedenk des natürlichen Zustandes gesonderter und eigener Behausung, als ein Haus bezeichnet, mögen ihrer noch so viele den Schutz desselben Daches theilen.

Gegründet auf die Wahl derjenigen Elemente, deren der Mann zu seiner Ergänzung, zu seiner Hülfe sich bedürftig fühlt; in seiner Erweiterung sich aufbauend aus den Erfolgen dieser Verstärkung, scheint das Haus, die zu einem Hauswesen verbundene Familie, dazu angelegt, persönliche Art und persönliches Vermögen zu vollendetster Verwirklichung zu führen. Aber, wie im Hause die individuellen Stärken bewährt, gepflegt, erhöht werden, so begünstigt auch das Haus nicht selten das Gedeihen und Wuchern individueller Schwächen. Es begnügt sich nicht immer, dem schwach Gearteten und Hilfsbedürftigen neben dem Starken Heimath zu geben, wie es soll; nicht selten wird es die Brut- und Pflegestätte für persönliche Eigenheit, Extravaganz und Willkür.

Beschränkend durch ihre Rechte, bereichernd durch geistige Zubuße, wirken die weiteren Kreise, in deren Mitte das Haus gepflanzt ist, zur Aufhebung solcher Mißstände; aber diese Gegenwirkung reicht nicht aus, ja sie verfehlt ihren Zweck, und gefährdende Einflüsse dringen anstatt ihrer ein, wenn die wesentlichen Grundlagen des Hauses nicht tragfähig und gesund sind.

Nur Ein Boden trägt, nur Ein Boden hält: der Boden des Glaubens. Der Herd, das Herz des Hauses, der Hüter des belebenden, leuchtenden, nährenden Feuers, war in seiner ersten Entstehung zugleich Altar; die Bedeutung dieser Thatsache ist vorbildlich für alle Zeiten; sie überdauert nicht nur das Leben der schützenden Hausgötter, die Sitte der dankenden und Uebel abwendenden Darbringungen von Speise und Trank an die Himmlischen; sie überdauert die wechselnden Formen der reli-

giösen Vorstellung und Anbetung. Wo das Haus sein Heiligthum verliert, verliert es auch sein Dach, seine schützenden Mauern und seine bildende Lebenskraft. Das Scheitern einzelner Haushaltungen, welches wir täglich erleben, wie die Auflösung häuslichen Lebens und häuslicher Sitte in ganzen Epochen der Frivolität und Gottvergessenheit sind dessen Zeuge.

Die Glaubensgemeinschaft ist für die Gründer jedes Hauses, für den Gatten und die Gattin, die Bedingung des gegenseitigen Vertrauens. Nur die Gewißheit über Das, was Beiden heilig ist, verbürgt die Tiefe und Beständigkeit der gegenseitigen Liebe, den dauernden Einklang der sittlichen Motive, ohne welchen das Haus den Stürmen, welche von außen kommen, den Gährungsstoffen, welche auch im Innern sich zuweilen entwickeln, nicht Stand halten kann.

Nächst der gemeinsamen Grundrichtung bringen die Erbauer des Hauses ihre besonderen Gaben, ihren besonderen Bildungsschatz, auch ihre besonderen Strebungen und Neigungen dem Hause zu; im Zusammenklingen, im Ringen und in der Verständigung dieser Elemente entwickelt sich die geistige Physiognomie, die gemüthliche Temperatur, der besondere Charakter des Hauses; gute und böse Tage befruchten dieses immer reicher, immer kräftiger werdende Zusammenwirken.

Damit aber die geistige und gemüthliche Ausgestaltung des Hauses in Arbeit und Spiel der verbündeten Kräfte zu ihrem vollen Recht komme, müssen die materiellen Mittel und Leistungen, welche der Bau verlangt, in Ordnung sein. Je nach der Energie und Art der geistigen und sittlichen Grundlagen werden allerdings diese Bedingungen der Gründung und des Bestehens des Hauses anders geschätzt, anders erworben nnd anders gewahrt werden; aber die unentbehrliche Norm für jedes Haus ist die Unabhängigkeit vom guten Willen Anderer und mithin die richtige Eintheilung der eige-

nen Mittel, die Anbequemung an den Umfang derselben. Wo der Wohlstand des Hauses sich ungesucht und ohne Nebengedanken aus der Berufsübung des Begründers ergiebt, da ist für die äußere Gestaltung und Oekonomie, für die gesammte Haltung ein Grundton gegeben, der sich nach innen wie nach außen legitimirt und durchsetzt. Ein Haus, dessen Bestehen nur auf sogenanntes unabhängiges Vermögen gegründet ist, wird leicht in Gefahr kommen, in seiner Darstellung nach Außen (Repräsentation) entweder eine Bedeutung anzusprechen, welche sich nicht durch das persönliche Gewicht seiner Inhaber rechtfertigt oder in seinem Auftreten hinter dem Range zurückzubleiben, den die Gesellschaft jedem Hause nach seiner Kraft zuerkennt. Das Haus, dem es genügt, vor dem bürgerlichen Gesetz Anderen nichts schuldig zu bleiben, ist ein armes Haus. Das verschwenderisch aufgeschlossene und aufgebauschte Haus kann im Vergleich damit gemeinnützig erscheinen — freilich nur, sofern es nicht gemeinschädlich wird, indem es die Wucherung des eigenen Blühens auf Kosten Anderer fristet.

Während das Familienhaupt durch Berufsarbeit oder durch die Verwaltung ererbten Besitzstandes dem Hause seinen Raum, seinen Rang in der Gesellschaft und die Mittel, sich zu behaupten erwirbt, erheischt die Pflege des Hauses im Innern eine Arbeit, welche in erster Linie der Frau zufällt. Unsere Vorfahren nannten die Frau des Hauses die Hausehre des Mannes; mancher derbe und mancher sinnige Spruch der Schrift und der Volksweisheit hebt die Bedeutung und die Verantwortlichkeit der Frau für die innere Tüchtigkeit des Hauses hervor. Die oft mit Eifer vertretene Ansicht, welche im Namen der Frauenwürde die Hausfrau von der Verantwortlichkeit und persönlichen Thätigkeit für das Gedeihen des Hauswesens entbinden will, würde, sofern sie sich thatsächlich durchsetzte, durch die Macht der Dinge früher oder später eine

nur zu deutliche Antwort erhalten. Die Frau ist nicht nur, nach der Ordnung der Natur, in ihrer eigenen Person der Boden, dessen gesunde oder verkümmerte Früchte dem Hause den Namen eines gesegneten, eines beglückten oder eines mißlungenen und unerfreulichen verdienen; der Blick, der Wille, die Treue der Hausfrau hat die gesammte Arbeit zu beleben und zu leiten, welche das leibliche Wohlsein des Hauses bedingt. So schafft die Hausfrau dem geistigen und gemüthlichen Gehalt, welcher im Hause ausgelebt werden soll, Raum nnd Freiheit, sich ungestört zu entfalten.

Wenn die Erfahrungen des eigenen Regiments dazu gehören, um der Frau volle Sicherheit und Leichtigkeit in dieser Berufsübung zu geben, so sollte doch keine Frau wagen, die Schwelle des eigenen Hauses zu betreten, ohne in allen Gebieten heimisch zu sein, über welche ihr Regiment sich zu erstrecken haben wird: nicht nur von Anderen zu fordern, auch selbst zu vollbringen muß sie verstehen, was für die Gesundheit und das Behagen der Hausgenossen in kranken und gesunden Tagen, in festlicher und in alltäglicher Zeit nöthig ist; denn sie muß es zu lehren, ja sie muß im Nothfall für jede versagende Hülfskraft einzutreten wissen. Je besser Martha ihre Sache versteht, um so weniger wird sie sich beklagen, daß sie „allein dienen“ müsse, und um so weniger wird ihr „Sorgen und Mühen“ die Mahnung hervorrufen, daß sie der Maria das gute Theil, das „Eine was Noth thut“, überlasse. Dies Eine, was dem Hause noth thut, das Wohlsein der Gemüther, das Gedeihen sittlicher Schönheit und Kraft, ist ihr dann der Zweck, dem ihr praktisches Ordnen und Schaffen als Mittel dient. Der praktisch untüchtigen Frau wird, wenn sie bescheiden und pflichttreu ist, das Mittel zum Zweck; über ihrem mühevollen Dienen entbehrt sie des freudigen Mitgenießens an den Gütern, deren

ungestörten Genuß sie den Ihrigen zu erringen sucht. Die stets sorgende, die übertrieben geschäftige, die unter ihrer Arbeit stöhnende Hausfrau wird von den Hausgenossen, je nach deren Standpunkt und Art, bemitleidet, belächelt, mißbraucht — selten nach ihrer Hingebung und nie nach ihrer Würde geschätzt; der Macht, die sie durch freie Beherrschung ihres materiellen Wirkungskreises über die das Haus beseelende Stimmung üben würde, entäußert sie sich selbst. Ist dagegen die untüchtige Hausfrau ihrer ersten Pflichten nicht eingedenk, setzt sie sich, im vermeintlichen Recht auf ein geistigeres Tagewerk, über jene Pflichten hinweg, dann mögen die Hausgenossen in guten Tagen versuchen, über die Lücken des Bodens zu lächeln, der ihr Wohlsein tragen soll — bis eine Stunde schlägt, deren hartes Urtheil sich nicht überhören läßt. Geistiger Uebermuth der Hausfrau führt in materielle Fährlichkeiten, welche mit ihrer eigenen und der Ihrigen geistiger Freiheit weniger verträglich sind als das bescheidene Arbeitstheil jedes Tages, welches eine praktisch tüchtige Hausfrau willig auf sich nimmt.

Hand in Hand mit den materiellen häuslichen Pflichtübungen, deren Vereinfachung der tüchtigen Hausfrau gelingt, geht diejenige geistige Arbeit, welche der einfältigen wie der geistig hochgebildeten Frau die wichtigste sein muß: zugleich mit der leiblichen Pflege der Kinder leitet sie die Erziehung derselben; mit der Beherrschung der Dienenden verbindet sie einen wohlthuenden Einfluß auf deren Sitte und Verhalten; diesen Einfluß übt sie um so wirksamer, um so wohlthuender, je besser ihre persönliche Haltung, ihre persönlichen Gewohnheitstugenden zu ihren Forderungen und zu ihren Lehren stimmen. Unbeschadet der gebietenden Stellung, welche vor Allen die Frau selbst dem Herren des Hauses zuerkennt, wird der Mann, der im Beruf, in Staat und Gesellschaft

ein volles Mannesleben führt, der Frau, welche treu und tüchtig ihr Erzieheramt übt, nicht nur die erziehende Vorarbeit, er wird ihrem Feingefühl oft auch die letzte Entscheidung elterlicher Gewissensfragen überlassen. Sind es nicht die Wahrnehmungen der Mutter, welche in die gemüthlichen und geistigen Anlagen der Kinder, in die Art ihrer Entwickelung uud den Gang ihrer inneren Kämpfe und Fortschritte, in die Bedingungen ihres Gedeihens vollen Einblick geben? ob es sich um die Gewährung größeren oder geringeren Spielraums für die freie Selbstbestimmung des Einen und des Anderen handele, um gelindere oder festere Handhabung der elterlichen Zucht, um Ausbildung oder Zurückhaltung einzelner Gaben und Neigungen, um die Wirkung der verschiedenen Individualitäten der Geschwister auf einander, um Begünstigung oder Beschränkung ihrer Beziehungen zu den Kindern anderer Häuser — ist es nicht der geduldig und verständnißvoll beobachtende Blick der Mutter, dem der Vater des Hauses die Einsicht verdanken soll, welche den gemeinsamen Entschließungen zu Grunde liegt, und wird nicht auch der starke hausväterliche Wille wohlthun, der Gefühlsentscheidung der Frau eine gewichtige Stimme zu geben?

Früh und sicher nimmt die Kinderseele wahr, ob die Eltern in Einmüthigkeit und in voller Zusammenwirkung ihr Regiment und ihr Erzieheramt üben; dem Gewissen und dem Herzen des Kindes ist die elterliche Autorität nur dann letzte Instanz, wenn in ihrem Spruch Ansicht und Wille des Einen mit Ansicht und Willen des Andern verschmolzen erscheint; diese Macht über sich zu fühlen ist dem Kinde nicht nur insofern Wohlthat, als es seine Wünsche beruhigt, sein Pflichtgefühl befestigt, sein Streben in gleichen Bahnen hält; es ist von höchster Bedeutung für seine ganze weitere Lebensführung, das Bild eines einmüthigen und starken Zusammen-

stehens von den Persönlichkeiten zu empfangen, welche der erste Gegenstand seiner Ehrerbietung sind.

Wurzelt die erziehende Macht, welche der Gesammtcharakter des Hauses über seine Angehörigen übt, im Willen der Regierer, so geht doch die Erziehungsarbeit in allen Gebieten vor sich, in welchen praktisches, geistiges, gemüthliches Leben überhaupt im Hause zu deutlichem und charakteristischem Ausdruck kommt. Die Gesammtheit dieser Einwirkungen, die Luft, welche in den Mauern des Hauses geathmet wird, giebt dem Geschlecht, welches in seinem Schutz heranwächst, das ihm eigene sittliche und gemüthliche Gepräge; selbst das Bildungsmaterial, welches die Schule der Jugend zuführt, wird je nach dem Geiste des Hauses von den Schülern anders verarbeitet und angeeignet. Farbe und Gestalt, welche in der Luft des Hauses gereift und gefestigt sind, behaupten sich unter den Eindrücken anderer Strömungen und anderer Klimate, in welche das spätere Leben führt.

Wo Menschen von Charakter und Intensität das Haus bauen, pflegt in der moralischen Gesammtbeschaffenheit das eine oder das andere Element vorzuherrschen: Es giebt vorzugsweise edle, vorzugsweise gütige, vorzugsweise solide und wackere Häuser. Kaum eine dieser Eigenschaften wird in einem Hause ersten Ranges fehlen dürfen; und dennoch kann auch ein solches Haus nach einer oder der anderen Seite hin verbaut oder undicht sein. Es begegnen uns treffliche Häuser, in deren Physiognomie die schlichte Wahrhaftigkeit, die Zuverlässigkeit und eine bis zur Abnegation gehende Lauterkeit vorherrschende Züge sind; daneben kann Selbstgenügsamkeit, Trockenheit, sogar eine gewisse Trägheit sehr wohl bestehen. In der geistigen Physiognomie eines anderen Hauses herrschen der Fleiß, der Eifer um sachliche Zwecke, vornehme Gleichgültigkeit gegen äußeren Lebensgenuß,

Schärfe und Großartigkeit der Gesichtspunkte vor: die Temperatur dieses Hauses wird aber vielleicht den Eintretenden als eine kühle berühren; er wird sich nicht nach dem seiner Persönlichkeit eigenen Werth sondern nur nach den Eigenschaften geschätzt fühlen, durch welche er etwa vermöchte, die sachlichen Zwecke zu fördern, welchen die Hausgenossenschaft sich widmet. Es giebt Häuser, denen es voller, heiliger Ernst ist, dem Herrn zu dienen, deren besondere Bestrebungen und Ansprüche sich nicht nur nach den ein- für allemal geltenden Geboten Gottes richten, sondern die in andächtiger Bitte stets neue Erleuchtung und Belebung ihres Eifers suchen. Strenge der Sitten, reichliche Barmherzigkeit gegen Bedürftige wird solchen Häusern innewohnen. Aber nicht immer werden sie der Fülle der Gaben gewahr und gerecht werden, welche Gott in anderer Gestalt als in der der religiösen Weihe über das Geistes- und Gemüthsleben der Menschen ausgegossen hat.

Selten sind, selbst in der Reihe der besten und tüchtigsten Häuser diejenigen, in welchen die Kräfte der Selbstbehauptung mit der Hingebung an die Gesammtheit, der Sinn für die großen und gemeinnützigen Interessen und Pflichten mit der Sympathie und dem Verständniß für die besondere Art und Erlebnisse Anderer in vollem Gleichgewicht stehen; in denen Tüchtigkeit und Güte in hohem Maß nach außen wirken, ungehemmt durch die Besorgniß, daß der Verschluß des Hauses gefährdet werden könnte.

Was schon den Häusern edelster und bester Art selten gelingt, das wird von der großen Mehrzahl immerhin guter und achtungswerther Häuser kaum mit Klarheit und Stetigkeit angestrebt. Die Mehrzahl derselben macht vom Recht der Selbstbeschränkung und Selbstliebe, welches dem Hause zusteht, einen ungleichen und einen mehr als billigen Gebrauch.

Aus solcher Beengtheit geht zuweilen eine übertriebene Werthlegung auf die äußere Art des Hausens hervor. Die Ansicht, daß die Wohnung den Bewohner charakterisire ist doch nur relativ richtig. Die inneren und die äußeren Werthe und Wirklichkeiten können einander nicht immer decken. Allzu ernstes Streben, das Haus in seinen Räumen, in seiner Ausstattung und Anordnung auch nur zum vollendeten Ausdruck eines guten Geschmacks oder zum Inbegriff praktischer Zweckmäßigkeit und Vortrefflichkeit zu machen, führt oft nicht nur zu einem Besitzstande an Dingen und Sachen, dessen Beschaffung und Erhaltung den Sinn in Anspruch nimmt und die Zeit verzehrt, sondern auch zu einem Luxus an häuslichen Tugenden und Vollkommenheiten, welche in letzter Instanz mehr der Eigenliebe als der Sache dienen, in deren Namen solcher Aufwand an gutem Willen gemacht wird. Es sind zuweilen enge und unruhige Menschen, die mit Peinlichkeit nach Harmonie der Dinge trachten, mit welchen sie sich umgeben; man meint, in eine Wohnung des Friedens zu treten; man fühlt sich wohlthuend berührt vom gedämpften Zusammenklingen edler Farben und Formen — und man befindet sich in der Behausung eines Herzens von mattem und ungleichem Schlage, das in seinen Umgebungen den Ausdruck einer Stimmung sucht, welche ihm selber fehlt. In einer andern Häuslichkeit weht uns ein Geist der Ordnung und der Fülle an, bei dem wir uns wohnlich niederlassen möchten: aber wie steht es um die Ordnung der Kräfte, welche dieses Reich regieren? Welches Recht ist neben der äußeren Sauberkeit den tiefen, reinigenden Athemzügen der Seele gegönnt? Nicht in allen Fällen würde die Antwort erfreulich lauten.

Dennoch ist es unleugbar: wo nicht charakterlose Eleganz die Spuren des Gebrauchs und des Lebens verwischt und

die natürliche Umrahmung zur Dekoration entwerthet, wo wirklich gelebt und wirklich gearbeitet wird, wo der vorwiegenden Beschäftigung erlaubt wird, sich durch die ihr dienenden Geräthe zu verrathen, wo Liebe und Pietät ihre Erinnerungszeichen der Häuslichkeit einverleiben dürfen, da ist das Haus des Abbild seiner Bewohner; drückt doch selbst einem geliehenen Gastzimmer die Benutzung des flüchtig Weilenden Etwas von den Spuren seines Wesens auf! Aber wer das Portrait erkennen will, der muß zu sehen wissen: die Größe oder Kleinheit des Bildes, der Glanz oder die Blässe der Farben, selbst die Verunglimpfungen, welche es durch äußere Zufälle erfahren haben mag, dürfen ihn nicht täuschen; es darf nicht vergessen werden, daß das äußere Angesicht des Hauses mehr den Geschmack als das Herz, mehr die Geschicklichkeit als die Tüchtigkeit der Inhaber zur Erscheinung bringt; daß das Maß der verwendbaren Mittel nicht nur dem Sinn für das Schöne und „Gediegene", auch dem Ordnungssinn, sofern derselbe nach Vollständigkeit und Uebereinstimmung der Besitzthümer strebt, die Grenzen bezeichnet, innerhalb deren er sich äußern darf. Manches reiche und volle Leben wird in nüchterner oder in enger Umgebung gelebt; manchem heitern Gemüth macht die innere Festlichkeit den Schmuck der Umgebung entbehrlich; eine Blume ist ihm schon, was dem Andern ein üppiger Garten.

Es ist herzerfreuend, das Familiengepräge eines tüchtigen Hauses in der leiblichen wie in der geistigen Bildung und in der Handlungsweise der Angehörigen von Geschlecht zu Geschlecht in seinen Hauptzügen wiederzufinden: aber wo in Folge enger Abschließung der Angehörigen Eines Daches der Typus der Familie sich allzu buchstäblich wiederholt, da wird die berechtigte Besonderheit zur Beschränkung und zur Karrikatur. Als Gegengewicht gegen solche Einseitigkeit treten

zunächst diejenigen Forderungen und Rechte an das Haus heran, welche dem Recht der Selbstbehauptung am nächsten stehen, die Rechte des Verwandtenkreises.

Bei weiterer Ausbreitung des Stammes bleiben Gegensätze der persönlichen Art und Anlage, der Gewöhnungen, des Geschmacks, selbst der Grundanschauungen nicht aus. Blutsverwandte sind oft nichts weniger als Wahlverwandte. Dennoch ziemt es jedem Hause, sich gastlich und freundschaftlich vor allem Denen zu erschließen, die seine angeborenen Nächsten sind. In unserer rasch lebenden, rasch vergessenden, den natürlichen Bindungen und Abhängigkeiten wenig holden Zeit wird nicht selten den Kindern sogar das Haus, welchem sie ihren Ursprung und ihre Bildung verdanken, zum Gegenstand beliebigen Verkehrs; während die Eltern die vornehmsten und begehrtesten Gäste jedes gesund gearteten Hauses sein müßten, sieht man Eltern durch gastliche Zuvorkommenheit sich bewerben um den Besuch der Kinder und Enkel. Müßte jedes Haus ein behagliches Verweilen der Eltern in seinem Bereich als die auf ihm ruhende segnende Gotteshand, als köstlichen Erinnerungsschatz des heranwachsenden Geschlechts betrachten, so gehört die Wahrnehmung des Verhältnisses zu weniger nahen Zweigen der Familie doch auch zu den Pflichten des Hauses. Es darf nicht irre machen an dieser Pflicht, daß sie oft eine mühselige ist, daß die Beziehung zu den Verwandten oft dem Glanze des Hauses Abbruch thut. Es ist kein Nachtheil sondern ein Vorzug dieser gegebenen Verkehrsbeziehungen vor den frei gewählten, daß sie nicht ohne zwingenden Grund abgebrochen werden können; bleibende Verhältnisse fordern dringender zu dem Versuch auf, ihnen ergiebige Seiten abzugewinuen, als zeitweise Verbindungen; der Stolze und Hochgewachsene sucht den Gebückten aufzurichten, der Starre versteht sich zu Nachgiebig-

keiten, der Träge läßt sich zur Thätigkeit spornen; der jugendlich Ungeduldige bequemt sich dem Aelteren, wenn Beide einer Gemeinschaft nicht entfliehen können, welche das Herkommen des Hauses heilig hält. Unter dem Namen, den man selber trägt, möchte man nicht gern weniger Würdige herbergen und man bemüht sich, schon aus Familien-Selbstliebe, dem Verwandten gerecht zu werden, seine Tüchtigkeit zu fördern; der Ehrenreiche erhöht in dem Unscheinbaren und Genügsamen das Gefühl für die Pflichten, welche der Name auflegt. Durch solche Bestrebungen übt das Haus seine segensreichste Kraft, erweitert es das Gebiet seiner Zuneigungen und seiner Interessen, wächst seine Bedeutung und sein Werth für die Gesellschaft. Ein Haus, welches die verwandtschaftliche Verbindung nur als eine gesellige auffaßt, welches es schon für genügende verwandtschaftliche Pflichterfüllung hält, dann und wann den Verwandten Zeit zu opfern, oder welches durch stillschweigende Zurückhaltung eigenmächtig die Lösung eines Verbandes bewirkt, den doch keiner der Betheiligten aus eigener Macht geschlossen hat, stellt seiner Kraft, seiner Liebe und seiner Pietät ein Armuthszeugniß aus, welches von der Gesellschaft mit Recht auf den gesammten Familiennamen geschrieben wird.

Allerdings giebt es Fälle, in welchen dies Zeugniß angenommen werden muß. Nicht Mangel an persönlichen Gaben, nicht eine noch so bescheidene Stellung in der Gesellschaft kann und soll die Zugehörigkeit zur Familie verwirken. Wo aber der fest ausgeprägte Charakter, welcher dem Namen einer Familie zu eigen geworden ist, sich ohnmächtig erwiesen hat, den einzelnen Angehörigen in seinem Bann zu erhalten, wo die sittliche Solidarität der Familienglieder von einem Zweige derselben durchbrochen und dauernd aufgegeben wird, da tritt nicht nur das Recht sondern die Pflicht ein, dem

Abtrünnigen die Deckung der Familiengemeinschaft zu entziehen um — wenn der Gesammtgeist der Familie nicht stark genug war, den Klang des gemeinsamen Namens rein zu erhalten, wenigstens den Charakter des eigenen Hauses klar zu stellen.

Der fest gewahrte und nach außen kenntlich gemachte Charakter giebt dem Hause seine Bedeutung im Kreise der Freunde, seinen Einfluß auf die Gesellschaft. Die Freunde des Hauses sind nicht die Jugendfreunde, nicht die Geschäftsfreunde, nicht die politischen Freunde, nicht die befreundeten Kameraden oder Kollegen der einzelnen Angehörigen; es sind die Personen und die Familien, durch deren verwandte Sinnesrichtung das Haus seine eigene bestätigt und gekräftigt sieht, es sind die in ernsten und in frohen Stunden gern gesehenen Gäste, deren Freude an der eigenthümlichen Beschaffenheit und Art des Hauses von gleicher Gesinnung erwiedert wird. Manche Persönlichkeit wird uns erst bedeutend und sympathisch, wenn wir sie in ihrem eigenen Hause sehen; ebenso kann der Geist eines Hauses uns abstoßen, während wir dem einzelnen Mitgliede in anderen Beziehungskreisen gern begegnen mochten; oder das Haus kann sich ablehnend zu Persönlichkeiten verhalten, welche dem einzelnen Angehörigen werth sind. Wo das häufige Erscheinen eines einflußreichen Gastes dem Hausgeist die ahnungsvollen Worte auspreßt: „es wird mir allemal so weh, wenn ich dich in der Gesellschaft seh' — mein' fast, ich wäre dir nicht mehr gut" — da ist die Intimität der Gemeinschaft, auf welcher das Haus sich aufbauen soll, nicht weit gediehen. Bei wahrer und gefestigter Vereinigung der Familienglieder stimmen Sympathie und Antipathie im Gebiet des eigentlich Persönlichen überein; wo das sittliche und ästhetische Feingefühl des Einen sich verletzt fühlt, fühlt auch der Andere sich nicht

wohl; Freund des Hauses wird nur, wer in die sittliche Lebensluft des Hauses gehört.

Freilich ist diese Grenzlinie nicht immer festzuhalten in Beziehung auf den weniger intimen Umgang, auf die sogenannte Geselligkeit. Das Hereinziehen der verschiedensten Elemente, zu welchen zufällige Begegnung in anderen Kreisen, Berufsgemeinschaft, Gemeinschaft äußerer Zwecke in Beziehung gesetzt hat, in das festlich aufgethane Haus ist eine herrschende Sitte aller Nationen. Auch diese Art der gegenseitigen Bereicherung kann dem einzelnen Hause wohlthun. Die strenge Luft, welche in dem einen Hause weht, mag sich dann und wann mit der leichten und heiteren mischen, die in dem andern herrscht. Es ist zuweilen eine fruchtbare Erfahrung, Personen von anderer Lebensweise und anderem Verkehrston in ihren eigenen Mauern zu sehen, den Eindruck eines Kreises zu empfangen, welcher in anderen als den uns geläufigen Interessen sich gebildet hat. Aber die Geselligkeit darf nicht zur Verleugnung des Hauses führen. Leider erscheint die gesellige Gastfreundschaft oft zum Luxusgewächs, zur Arbeit und Plage und sogar zur Farce entartet. Jedes Haus hat sich darauf zu prüfen, ob es ihm ein Triumph der Eitelkeit ist, in festlichem Schmuck, in reicher Bewirthung es Häusern gleich zu thun „wo das ist kleine Gabe“; ob es den Kreis seines Umgangs nach anderen Gesichtspunkten auszudehnen sucht, als nach dem Bedürfniß geistigen Austausches und einer gewissen inneren Zusammengehörigkeit mit den Personen, die es über seine Schwelle ladet. Sind es die Personen, nicht nur der Klang ihres Namens oder wohl gar ihres Titels, dem sich die gastliche Thür öffnet? Wird der Umfang dieser festlichen Stunden nicht auf Kosten der stillen Tage, des intimen Verkehrs der enger Zusammengehörigen, vielleicht auf Kosten der Verpflichtung gegen Bedürftige, auf Kosten der eigenen Frische

und Freudigkeit für das alltägliche Leben erhöht? — Die gastlichen Leistungen, welche vor diesen Fragen bestehen, mögen zu den frohen Festen des Hauses gehören, welche ein Recht haben, den Fleiß saurer Wochen zu belohnen. Sie werden auch für die gastlich Empfangenen einen wirklichen Reiz haben, denn sie werden nicht als mühselige Ausweitung des Hauses nach einem fremden Maßstab erscheinen, der eigenthümliche Charakter des Hauses wird in ruhiger Heiterkeit das Festgewand durchleuchten. Ist nicht in manchem gastlichen Hause die gesellige Unterhaltung stets eine natürlich belebte, während der gleiche Kreis in einem andern Hause sich steif und unbehaglich zu benehmen pflegt? Dankt man nicht dem einen Hause für sorglose Einfachheit der Bewirthung aufrichtiger als dem andern für überladene Tafeln?

Vom Geist des Hauses will man als Gast willkommen geheißen sein; wo dieser sich versteckt, und wäre es hinter der glänzendsten Decoration, da fühlt man sich unheimlich; und ist er uns besonders lieb, so danken wir es ihm doppelt, wenn er sich uns im Hauskleide zeigt und uns dadurch vergessen läßt, daß wir eben nur Gast sind. In geselligen Kreisen von gesunder Composition erscheinen die eigentlichen Freunde als der Stolz des Hauses, durch ihre Gegenwart werden die fremderen Gäste geehrt; in ehrgeizig und künstlich erweiterten Kreisen ist es umgekehrt.

Die eigentlichsten Freunde des Hauses sind die „Hausfreunde“. Es ist ein seltenes Glück, wenn ein Haus noch Hausfreunde erwirbt, nachdem es zu reiferen Jahren gekommen ist, es sei denn, daß diese einer jüngeren Generation angehören, die mit dem guten Glauben und der Empfänglichkeit der Jugend, vielleicht auch mit dem Bedürfniß, an Vorgeschrittene sich traulich anzulehnen, dem Hause sich einfügen. Der Hausfreund ist mit der Geschichte des Hauses vertraut, er ist mit

ihm jung gewesen und altert mit ihm; die Kinder des Hauses haben das Elternhaus nicht gekannt ohne die Freude an seinem stets willkommenen Erscheinen; sein strenges und sein gütiges Bezeigen ist mit den Erinnerungen ihres Gewissens eng verflochten. Auf die natürlichste Weise gehen die treuen Hausfreunde und Hausfreundinnen hervor aus der Reihe einsam stehender Verwandten. Wie der Reiche nicht im Haben sondern im Geben die Vorzüge seiner Lage empfindet, so wird ein liebreiches Haus seiner beglückenden Zusammengehörigkeit, seiner schützenden Geschlossenheit am dankbarsten inne, indem es auch Solchen Heimath giebt, die nicht so glücklich waren oder nicht die Kraft hatten, ein eigenes Haus zu gründen; und diese geben, was sie als Hausfreunde empfangen, reichlich zurück durch eine selbstlose Angehörigkeit, wie sie gerade in solchen Verhältnissen oft den höchsten und stetigsten Ausdruck gewinnt.

Für eine ideale äußere und innere Ausgestaltung des Hauses sind die günstigsten Bedingungen den Familien gewährt, welche von Geschlecht zu Geschlecht Grundbesitz vererben. Das Haus der Ahnen überliefert mit seinen Mauern, mit seinen Einrichtungen, mit den Spuren früherer Erlebnisse und Handlungen auch die Weisheit, die Sinnesrichtung der Voreltern. Oft birgt ein ehrwürdiges Dach gleichzeitig mehrere auf einander folgende Geschlechter, die Enkel wachsen auf unter den Augen der Großeltern und lernen verehren und gehorchen. Die Dienenden, welche im Bereich des Hauses erzogen werden oder in dasselbe eintreten, empfangen den Eindruck eines geheiligten Herkommens, der stärker auf sie wirkt als die Gebote einer einzelnen Person; ihr Selbstgefühl unterwirft sich williger, während ihr Werth sich unter solchen Einflüssen erhöht.

Die Stetigkeit äußerer Besitz- und Wohnverhältnisse wird für die Charakterbildung des Hauses zum Theil ersetzt, wo

ein bestimmtes Standesherkommen die Haltung regelt. Das protestantische Pfarrhaus hatte noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in ganz Deutschland feste Normen: es bewahrte fromme Haussitte, thatkräftige Barmherzigkeit, sorgsame Erziehung und Regierung der Kinder und gesunde Einfachheit; in besonders conservativen, vom bewegteren Weltverkehr abgelegeneren Gegenden ist noch heute dieser Charakter unverwischt erhalten. Auch das wohlhabende Bauernhaus, das alte Kaufmannshaus halten in Gegenden und Städten, wo der Wohlstand dieser Kreise ein altbegründeter ist und in der Weise der Vorfahren erhalten und vererbt wird, auf die Bewahrung überkommener Sitte und Art zu großem Vortheil der Tüchtigkeit der Angehörigen, der Solidität des Namens und des Burgfriedens.

Wie neu und beweglich aber auch die Habe, die Stellung, der Wohnort einer Familie sein möge, persönliche Festigkeit derer, welche das Haus gründen und beherrschen, ausgeprägte und stetig verfolgte sittliche und geistige Richtung, gesammelte Arbeit für würdige Zwecke, Einklang zwischen Vermögen, gesellschaftlichem Rang und Leistung an die Gesellschaft geben jedem Hause feste Mauern und den Insassen das Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit, flößen den Außenstehenden Achtung und Zutrauen ein. Selbst die Hütte des Armen, die Dachstube des dürftigen Miethers giebt, wenn herzlicher Familiensinn, Freude an Ordnung und bescheidenem Schmuck des Lebens den Inhabern im Kampf mit der Noth nicht abhanden gekommen sind, warmes Heimathsgefühl und läßt den Eintretenden merken: auch hier hat persönliche Tüchtigkeit sich ein Bereich geschaffen, das selbst der vornehmste Gast als das Gebiet eines Andern achten soll.

Die Litteratur der neuesten Zeit, sowohl die Dichtung als die zunächst an dieselbe grenzenden Darstellungsformen,

hat mit Vorliebe und mit Glück ein Gebiet angebaut, in welchem das Haus eine hervortretende Stelle einnimmt. Das Dorfidyll, die Standesnovelle, der nationale Roman, die Culturbilder aus allen Kreisen deutschen und ausländischen Lebens zeigen uns bis zu den letzten Grenzen geschichtlicher Kunde hinauf menschliche Bildung in ihrer Wirkung auf menschliches Hausen. Wir meinen zu wissen, wie unsere Ahnen in dem Obdach aus mächtigen Balken, deren Lichtöffnung mit Fellen verhängt war, in dem rohen Gemäuer, auf gebreitetem Lodenteppich bei Herdflamme und Kienfackel sich wohnlich geborgen, als starke und wehrhafte Inhaber geheiligten Hausrechtes fühlen konnten; wir sind nicht Fremdlinge in der Hütte des nordischen Fischers, im Hause des Gebirgsbauern und in dem Anwesen der norddeutschen Ebene; die Burgen des Mittelalters sind uns als Wohnstätte, wenn nicht anheimelnd doch deutlich geworden; im Bürgerhause der letzten Jahrhunderte und in seinen Schatztruhen wissen wir uns zurecht zu finden. Mit seinem Hause ist der Mensch uns vertrauter und meist auch lieber geworden. Doch sprechen wir diese Kunde nicht als Vorrecht unserer Tage an, wenn auch die Vorliebe für den genauen Abdruck aller Natur- und Kulturformen unserer Zeit ganz besonders eignet. Waren nicht schon unsere Voreltern gern zu Gast in den Pfarrhäusern zu Wakefield und Sesenheim? wehte nicht wohnliches Behagen und heitere Sicherheit sie an aus dem Patrizierhause am Hirschgraben zu Frankfurt am Main, saßen sie nicht gern in dem schattigen Stübchen unter den plaudernden Gästen des Löwenwirths, und baute sich nicht deutlich und fest vor ihrer Phantasie das Haus auf, zu dessen Gründung auf väterlichem Boden Hermann die edle Heimathsflüchtige sich gewann? Ja noch weiter zurück: die Welt der Griechen, deren Kenntniß fast seit einem Jahrhundert für die Bildung

unserer Jugend beglückend und bedeutend geworden ist, sie steht nicht nur vor uns in ihren Heldenkämpfen, in ihren monumentalen Bauten und Bildwerken, in ihrer Philosophie. Auch ihr Ideal treuer Hausgemeinschaft, wohlgeordneten Hausregiments, ja selbst die Gefühle sind uns vertraut, welche ihnen das Heimwesen ehrwürdig machten und den geprüften Helden aus der Fremde mit mächtigem Zuge zurückführten.

Wie hoch das Haus gipfele, wie bescheiden es sich an den Boden schmiege: von fester Hand gebaut, von treuem Sinn geschirmt, ist es eine der natürlichen Ausdrucks- und Darstellungsformen menschlichen Seins, an welchen die Tiefe und der Reichthum der Güte sich kund thut, die uns das vorübereilende Leben lieb und heimisch machen, unserem hülflosen Eintreten und unserem stillen Abscheiden eine schützende Stätte geben wollte. Das Martyrium, welches der Heiland auf sich genommen hat, wird uns in keinem Wort ergreifender vergegenwärtigt als in jenem Ausruf: „Die Vögel haben Nester, die Füchse haben Gruben, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege!“

Da das Haus unsere engere Heimath ist, erscheint naturgemäß dem Angehörigen jeder Nation die Gestalt, welche das Haus in seinem Vaterlande angenommen hat, als die der Idee der Häuslichkeit entsprechendste; selbst die einzelnen Vorzüge, welche der Unbefangene der häuslichen Einrichtung und Sitte anderer Nationen zuerkennen müßte, würden ihm das Gefühl des Zuhauseseins nicht erhöhen, wenn er sie plötzlich auf das eigene Heim übertragen sähe. Immerhin mag es frommen, die eigene Art im Licht der fremden zu betrachten. Nur einige der Züge seien erwähnt, in denen das Haus des uns stammverwandten Engländers vom deutschen sich unterscheidet.

Es ist ein unleugbarer Vorzug des englischen Hauses vor dem deutschen, daß die Arbeitstheilung eine strengere ist, daß der Herrschende wie der Dienende für die in sein Arbeitsgebiet fallenden Leistungen eine bestimmtere Verantwortlichkeit trägt und daß somit das Tagewerk des Einzelnen nicht durch Uebergriffe in das Tagewerk des Anderen gestört wird. Das Alles giebt dem täglichen Gang der Dinge im englischen Hause eine größere Ruhe, eine gewisse Vornehmheit, welche dem Durchschnitt auch der gebildeten Häuser bei uns vielleicht allzu wenig eigen ist. Aber welcher Deutsche möchte die hülfreiche Beweglichkeit vermissen, mit welcher die deutsche Hausfrau, die Tochter des Hauses in jede augenblicklich entstehende Lücke der Ordnung und Behaglichkeit selbstvergessen und geschickt mit eigener Thätigkeit einzutreten pflegt? wer sähe nicht gern, wie bei uns dem zärtlich geehrten Haupt der Familie die bescheidensten Dienstleistungen von den Kindern, ja von der Gattin selbst, mit zuvorkommendem Eifer erwiesen werden?

Der Wohlstand unseres Landes, welcher durch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, durch die Opfer, welche die diesem folgenden Kriege bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts gefordert haben, seine alten Wurzeln und Vorräthe eingebüßt hat, verhält sich zum Wohlstande Englands wie eine dünne Humusdecke auf neu gewonnenem Boden zu altem, wohlgepflegtem Culturlande; in allen Bevölkerungsschichten ist die Tradition des Wohllebens und des Wohlhabens unterbrochen worden; in den unteren Klassen hat mit der Verarmung der Sinn für Sauberkeit, gesundheitsmäßiges Leben, äußere Wohlanständigkeit gelitten und bei dem spärlichen Zunehmen des Besitzstandes sich noch nicht hinreichend ersetzt. Die geistige Cultur, welche nicht so gründlich zerstört worden war wie die materielle, hat sich in

den höheren Ständen, namentlich in dem bei uns zahlreichen und dadurch das Niveau und den Charakter der Bildung beeinflussenden Lehr- und höheren Beamtenstande rascher hergestellt und fortentwickelt als die äußere Lebenspraxis und die Bedingungen dessen, was der Engländer mit dem ihm eigenen Worte als Comfort bezeichnet. In dem Zuschnitt unserer gebildeten Häuser an Besitz und Gewohnheiten; im Verhalten, in der Kleidung und in den Leistungen der Dienenden; in dem vertraulich absolutistischen Ton, in welchem der Herr mit den Dienenden zu verkehren genöthigt ist und in den mancherlei kleinen und kleinlichen Regierungsaufgaben, welche der deutschen Hausfrau zufallen, sprechen diese Uebelstände sich aus. Es muß, vornehmlich in diesen Regionen, das Streben des deutschen Hauses sein, dem Mißverhältniß zwischen geistiger Cultur und nothgedrungener materieller Entbehrung und Arbeit abzuhelfen; nicht durch gewaltsame Steigerung des Erwerbs oder durch vornehme Unthätigkeit sondern durch weise Oekonomie der Kräfte, durch Heranbildung der Dienenden zu ehrenwerther Fachtüchtigkeit und durch Verzicht auf müssige Arabesken und Besonderheiten, auf welche der auch in seinen äußerlichen Gewohnheiten allzu individualistische Deutsche übergroßen Werth legt. Deshalb sollen und wollen wir nicht verzichten auf den Gewinn, welchen die deutschen Frauen aus den Erschütterungen des allgemeinen Wohlstandes vor den englischen davongetragen haben: auf die den Ausländer in Staunen setzende Verbindung einer, bei glücklicher persönlicher Anlage, reichen und durch stille innere Arbeit vertieften Geistesbildung mit bescheidenem Fleiß der Hände und gründlicher Kenntniß des Haushalts.

In den gebildeten Familien Englands gehört gemeinsame Lektüre in der Form gegenseitigen Vorlesens zu den stehenden Gewohnheiten: man liest vor im Kreise der Frauen, man

liest am abendlichen Theetisch, man liest den Kranken vor. In Deutschland wird in der Mehrzahl der Häuser während der abendlichen Feierstunden geplaudert. Die Einführung des gemeinsamen Lesens während dieser Stunden würde bei uns dadurch erschwert werden, daß die jüngeren Kinder nicht auf das Kinderzimmer angewiesen sondern in den Kreis der Erwachsenen und Alten gezogen zu werden pflegen. Die Schwierigkeit, eine den verschiedenen Stufen gemäße Lektüre zu finden, ist eine fast unüberwindliche; zu Gunsten der Unmündigen auf schmackhafte Kost zu verzichten, kann am wenigsten dem Herrn des Hauses zugemuthet werden: eine oft einsilbige, oft matte und dem Ohr der Kleinen doch auch wenig taugende Conversation behauptet das Feld. Daher kommt es auch, daß manche deutsche Frauen und Männer das Vorlesen „nicht vertragen" können; sie haben sich nicht gewöhnt, sich bei Aufnahme geistiger Stoffe einem fremden Tempo und Tonfall zu bequemen. Dem Kranken würde doppelt unbehaglich sein, was schon der Gesunde schwierig findet. Während wohlgewählte gemeinsame Lektüre über den Kreis der zufälligen persönlichen Angelegenheiten hinaus, zu gemeinsamer geistiger Erwerbung führt, bringt die Gewohnheit, die gemeinsamen Feierstunden mit Gespräch auszufüllen, in Gefahr, einander neben den nothwendigen auch müßige Mittheilungen zu machen.

Gewiß, die Glieder der Familie sollen mit einander theilen, was Jeder zur wirklichen Bereicherung des Andern zu geben vermag; der Eine soll wissen, wes Geistes Kind der Andere ist; wie überhaupt, so sollen wir besonders im Kreise der Hausgenossen einander „Rechenschaft geben von unserer Hoffnung". Natürlicher und erhebender Ausdruck solcher Gemeinschaft ist die häusliche Andacht; sie bietet zugleich die geeignetste Anknüpfung zu vertrauendem Austausch; leider ist diese Sitte bei uns fast unheimisch geworden. Da-

gegen dürfen wir behaupten, daß in unsern wahrhaft gebildeten Häusern, Dank dem vielen „gemüthlichen Beisammensein“, die Kinder den Eltern in allen Zügen ihres Wesens innig vertraut sind, daß die Kinder das Leben der Eltern in der Nähe sehen und, heranwachsend, in seinen Motiven verstehen lernen, und daß das Verhältniß der Geschwister zu einander, bei voller Offenheit und Natürlichkeit, sich in den reiferen Jahren zu intimer Freundschaft auszubilden vermag.

Daß der Deutsche sein Haus zu schätzen weiß, daß er den Menschen in normalem Zustande als Angehörigen und Schützling des Hauses denkt, drückt sich in einigen Wendungen unserer Sprache aus: was Jemand nicht als Parvenü, nicht durch späte Aneignung erworben hat, sondern was seiner sittlichen Natur in der Wurzel eigen ist, das ist er „von Hause aus“; hat er dagegen nicht nur irgend ein äußeres Zubehör, sondern hat er den Besitz seiner selbst in momentaner Erregung verloren, so sagen wir, er ist „aus dem Häuschen“. Es ist nicht eine Minderung unseres Lobes, sondern eine humoristische Bekräftigung, wenn wir einen treuen, biederen Menschen „ein gutes Haus“, „ein wackeres altes Haus“ nennen. Wollen wir von Jemandem aussagen, daß er in einem Gebiet des Wissens oder Könnens gründlich erfahren, seiner Sache völlig sicher sei, so sagen wir: „darin ist er ganz zu Hause“.

Wir ehren nicht bloß gewisse Tugenden des Mannes und der Frau, durch welche das Wohlsein und die Tüchtigkeit des Hauses gefördert und gesichert werden, als „häusliche“ Tugenden, „die Häuslichkeit“ selbst ist uns eine Tugend; allerdings nur eine Frauentugend, aber eine für das innere und äußere Wohl ihrer Pflegebefohlenen weithin wirksame.

Humor.

Die Bedeutung des Wortes Humor hat, wie die jedes Wortes von complicirtem seelischen Gehalt, ihre Geschichte; Elemente der früheren Bedeutung sind geschwunden, neue sind hinzugekommen.

Die Erscheinung, welche wir heute im Deutschen als Humor bezeichnen, läßt den früheren Wortsinn weit hinter sich: Humor heißt im Lateinischen, dem das Wort entstammt, Flüssigkeit; im Englischen ist es, vielleicht in Folge physiologischer Thatsachen oder medizinischer Ansichten, zur Bezeichnung von Laune, Stimmung schlechthin geworden. Aber auch an dem geistig-gemüthlichen Phänomen, welches wir Deutsche Humor nennen, hat die Stimmung wesentlichen Antheil; und sollten wir die besondere Kraft der Seele hervorheben, welche im Humor zu Tage kommt, so würden wir eine Eigenschaft alles Flüssigen, die Behauptung des Gleichgewichts, nennen.

Sei es das eigene Selbstgefühl, die eigene Würde oder die der Anderen, deren Schwanken unter den Wellenstößen des Schicksals und der gesellschaftlichen Constellationen der Humor beobachtet; sei es der Schein, dessen verlängernde oder verkürzende Schattenbilder menschlicher Gestaltung seine Laune reizt — immer charaktersirt den Humor die Freiheit, mit welcher er momentanen Stimmungen und Beleuchtungen gegenüber steht.

Der Humor lächelt; man ist geneigt, ihn auf die lachendste aller Gemüthsanlagen, auf die Heiterkeit zurückzuführen: thatsächlich findet er sich nicht selten mit Schwermuth verschwistert; vielleicht ist es die den Melancholikern zuweilen innewohnende Sehnsucht nach Freude, welche sie den Standpunkt des Humors finden lehrt; und die humoristische

Aeußerung ist in ihrem Munde ein Triumph der Freiheit des Kopfes über die Disposition des Gemüths. Der Humor des natürlich Heiteren, des Schmerzes Unkundigen, ist verwandter dem Uebermuth als dem Gleichmuth; dem Scherz des Uebermüthigen kann keine mildere und keine treffendere Belehrung werden als der humoristische Dank des Geprüften, den der Ungeprüfte ins Gleichgewicht zu bringen unternimmt. Von den Temperamenten, in welche man die reichen und mannigfaltigen Mischungen und Nüancen natürlicher Stimmungsanlage einzutheilen versucht hat, könnte das phlegmatische als der Entwicklung des Humors besonders günstig erscheinen. Jedenfalls ist der Choleriker, der von einseitiger Empfindung befangene Eiferer, nicht nur selbst humoristischer Auffassung fremd; er versteht sie kaum, wo sie in Anderen ihm gegenüber tritt. Der Sanguiniker schätzt den Humor; aber sein eigener Humor ist selten von echter Farbe; er ist eher geneigt, je nach seiner Stimmung Hell mit Dunkel und Dunkel mit Hell zu verwechseln als, gleich dem wahren Humor, ihr Nebeneinander und ihr feines Ineinanderspielen zu bemerken. Soll natürliches Phlegma dem Humor zu Statten kommen, so darf es nicht mit Lauheit des Herzens und Trägheit des Kopfes verbunden sein.

Der vollbürtige Humor ist das Kind eines warmen Herzens und eines kühlen Kopfes, eines beruhigten Gemüths und einer thätigen Phantasie. Man hat etwas vom Stoiker im Humoristen finden wollen — mit Unrecht; weder „nil admirari“ noch „Alles ist eitel“ sind Wahlsprüche nach seinem Geschmack; daß er bewundert ohne Fanatismus, daß er liebt ohne Illusion, spricht nicht für die Abtödtung sondern für die Kraft seines Gefühls, welches die Steigerungen verschmäht, die nur auf Kosten des Maßes und der Wahrheit zu haben sind. Auch die Ironie hat man dem Humor verwandt finden

wollen; man könnte, etwas parador, die Ironie als den Humor der Bitterkeit bezeichnen; die Bitterkeit selbst ist dem Humor fremd, dessen Art vielmehr die Versöhnung der Gegensätze als ihre Verschärfung ist. Der Scherz ist eine der anmuthigen Masken, in welche sich zuweilen humoristischer Tiefsinn kleidet. Neckisch fordert wohl der Humor zum Zweikampf mit gleichen Waffen heraus; vor Allem weiß er selbst, den Neckereien des Zufalls und der Menschen eine unbewölkte Stirn entgegenzusetzen. Er versteht Spaß, aber er ist kein Spötter; es ist viel mehr seine Art, sich selbst als Andere auszulachen. Wäre nicht die Freude am Wesen des Menschen, wie es ist, die Leuchte des Humoristen, so würde es der Satiriker ihm gleichthun können; dieser weiß allerdings auch das Kleine im Großen, die Schwäche im Starken auszufinden, aber er versteht nicht, wie der Humor, das Große im Kleinen, die Stärke im Schwachen zu bemerken und zu beleuchten. Die Thatsachen, auf welche das Auge des Humors zu fallen pflegt, möchten auch dem nüchternen Kenner, dem kalten Statistiker der Menschennatur und des Menschenlooses zugänglich sein. Aber den Humor charakterisirt nicht nur, w a s er sieht, sondern die Art, w i e er sieht und zeigt. Er ist kein trockener Protokollführer; die in freier Schönheit der Gedankenbewegung spielende Form seiner Aeußerungen läßt ihn mehr als einen Poeten denn als einen Forscher erscheinen; es liegt mehr in seiner Art, charakterisirende Lichter zu streuen als die Dinge in ihrer Vollständigkeit zu zeigen.

Weder nach seinem Stimmungsgehalt noch nach der in seinen Aeußerungen wirkenden Geistesthätigkeit kann im Leben eines Menschen der Humor die Alleinherrschaft behaupten. Auf den Höhepunkten, zu welchen die bedeutendsten Krisen unseres Schicksals in Freude und Schmerz uns führen, pflegt sich unser Selbstempfinden zu voller Passivität oder der Wille zu energischer Gegenwehr zu sammeln.

Auch im alltäglichen Verlauf des Lebens erfordert die stete Behauptung des Humors eine Elasticität der Seele, welche nur seltenen Menschen eigen ist. Begegnen wir nicht unablässig Fallen und Hindernissen, durch welche unsere gute Zuversicht enttäuscht, unsere weise Berechnung zu Schanden gemacht, unser Eifer heimgeschickt, unsere Begehrlichkeit geneckt und gestraft wird? Nicht nur der sogenannte Zufall sondern auch der sogenannte böse Wille der Menschen sorgt dafür, unsere Widerstandskraft auf die Probe zu stellen. Selbst tüchtige Menschen sind oft weniger glücklich im Beherrschen der kleinen Beschwerden, Ueberraschungen, Nöthigungen und Pflichten als im Kampf mit den Aufgaben bedeutender Augenblicke; der hohe Preis, der auf eine Entscheidung gesetzt ist, ruft unsere ganze Energie zusammen, während es nicht der Mühe werth erscheint, aus weniger belangreichen Gefechten siegreich hervorzugehen. Der Humor ist der Held im Kleinkriege und der Tröster bei kleinen Niederlagen; sein heiterer Zuruf verscheucht die Müdigkeit und beschämt den Mißmuth.

Unter den starken und unablässigen Reibungen und Mühseligkeiten, welche das Leben in großen Städten mit sich bringt, entwickelt sich in den niederen Gesellschaftsschichten, unter dem Vortritt energischer Naturen, der Humor als Aeußerung gemüthlicher Volkskraft. Gewisse stereotype oder doch nur unerheblich variirte Wendungen der gutmüthigen Abwehr, des heitern Verzichts; gewisse scherzhafte Trost- und Neckworte sind in ihrer Wirkung auf die Gemüther den Gaben der Volkspoesie gleich zu achten, welche in entlegenen Gebirgsthälern durch improvisirte Reime, durch jauchzenden Zuruf von Alm zu Alm das Gefühl der Einsamkeit und der Oede verscheuchen. Auch im Felde, beim Ertragen andauernder Beschwerden inmitten zahlreicher Schicksalsgenossen, wirft der Humor sich nicht selten als Vordermann auf; und seine un-

maßgebliche, scherzende Weisheit wirkt belebender und stählender als heroischer Zuspruch und strenge Ermahnung.

Als hervortretender Charakterzug einzelner Persönlichkeiten findet sich der Humor in verschiedenen Combinationen; bei Manchem erscheint er als natürlicher Schmuck, bei Anderen als schwer errungene Krönung des sittlichen Gebäudes. Zuweilen überdauert der Humor eines tapfern und stolzen Herzens schwere und tief empfundene Schicksalsschläge und seine Funken sprühen aus der Stahlrüstung eines wetterfesten Willens. In feinen und lauteren Naturen erscheint er wohl als die Form, in welcher ihre Abneigung gegen die Selbsttäuschungen der Eitelkeit, gegen die Rohheiten und Gewaltsamkeiten der Leidenschaft zum Ausdruck kommt. Wo sich mit natürlicher Hinwendung zum Erfreulichen, mit dem Bedürfniß, Heiterkeit zu verbreiten, lebhaftes Mitgefühl für die Trübungen der Stimmung Anderer verbindet, stellt sich wohl als Hausarzt ein Humor ein, der selbst bei einer gewissen Absichtlichkeit seinen liebevollen Zweck nicht verfehlen kann.

Immer verlangt der Humor, um im Charakter heimisch zu werden, eine friedliche oder zum Frieden gekommene Weltanschauung, eine Auffassung der Menschen, welche selbst in den übelen Neigungen mehr Schwäche des Willens als principielle Bösartigkeit sieht, und einen hellen Blick durch die Nebel des Scheins in das Auge der Wahrheit. Weder mit Empfindlichkeit noch mit Unempfindlichkeit, weder mit Kleinmuth noch mit Uebermuth, weder mit Sentimentalität noch mit Härte geht der Humor dauernde Verbindungen ein.

Sein Auftreten ist schon dankenswerth, wenn er auch nur in einzelnen Momenten über eine einseitig persönliche Empfindungs- oder Anschauungsweise obsiegt. Ein ehemals reicher Mann, welcher sein durch Arbeit erworbenes, durch Spekulation vermehrtes Vermögen dadurch verloren hatte, daß ein

Faktor seiner Berechnung versagte, erzählte einem Freunde die Geschichte dieses Scheiterns: „es erging mir wie dem Milchmädchen in der bekannten Fabel", schloß er lächelnd seinen Bericht. Ein berühmter Patholog wurde von einem höchst schmerzhaften, tödtlichen Uebel befallen, dessen Symptome er früher an fremdem Körper wiederholt demonstrirt hatte; die Krankheit trat bei ihm in normalster Gestalt auf. Einem Schüler, welcher ihm Beileid bezeigte, antwortete er; „was kann ich Besseres verlangen? durch diese Demonstration übertreffe ich mich selbst." Von großer Wirkung war die Aeußerung eines märkischen Infanteristen im Kriege von 1864 beim Vormarsch ins feindliche Feuer. In großer Heiterkeit waren die Kolonnen aufgebrochen. Als man der feindlichen Aufstellung näher kam, als die Kugeln einzuschlagen begannen, trat tiefes Schweigen an die Stelle der Scherze. „Das wird ja hier ordentlich lebensgefährlich", sagte plötzlich in phlegmatischem Ton eine tiefe Stimme. Helles Lachen des Beifalls folgte diesen Worten, und der vordringenden Schaar war die volle Frische des Muthes zurückgegeben. Wenn humoristische Wendungen dieser Art nicht gerade beweisen, daß die Stimmung über den Druck der Situation Herr geworden ist, so zeigen sie wenigstens, daß der Betroffene den Kopf oben behalten hat; als Beweis hiervon hat selbst der Humor der Verzweiflung, selbst der Galgenhumor seinen Werth.

Da der Humor nicht das Resultat einer auf Handlung nach außen sondern einer auf innere Befreiung gerichteten Willensspannung ist; da nicht leidenschaftliches Trachten sondern leidenschaftsloses Betrachten in seiner Natur liegt, ist er selten der Gefährte historischer Heroen. Aber der Große erscheint um so größer, wenn er sich in den Momenten, welche nicht seine ganze Kraft in Einer Richtung sammeln, auch den kleinen Feindseligkeiten des Lebens überlegen zeigt. So sehen

wir mit heiterer Bewunderung einen großen Staatsmann, der sein Land durch die schwersten Gefahren gesteuert hat, der Mückenstiche seiner parlamentarischen Gegner sich lächelnd erwehren, ihre hämischen Angriffe durch geschickten Gegenstoß beschämen, während seine erhitzten kleinen Freunde eifrige Luftstreiche gegen den flüchtigen Schwarm führen. Je beharrlicher der große Friedrich seine Herrscherzwecke verfolgt, je härter er um sie gerungen und je schwerer er unter der Arbeit gelitten hat, welche er mit seinem Volke und seinen Truppen theilte, um so staunenswerther und liebenswürdiger ist der Humor, welchen er zwar nicht in den tragischen Momenten seiner Laufbahn, aber oft in sturmfreien Augenblicken bewies, wenn die kleinen Widerwärtigkeiten des öffentlichen Lebens ihn plagten. Selbst boshafte Angriffe, und selbst, wenn sie von bedeutender Seite kamen, verdarben ihm nicht die Laune; den kleinen Unarten seines Volks gegenüber empfand er nicht den Reiz, seine souveräne Macht zu gebrauchen, sondern es gefiel ihm, den feindlichen Scherz gewähren zu lassen. Karrikaturen und Plakate, welche gegen ihn gerichtet waren, ließ er niedrig hängen, damit Jedermann sie sehen könne. Gassenbuben durften ihn necken; er ließ sich von ihnen auslachen und lachte mit ihnen, als er sie an einem schulfreien Nachmittage über ihre Versäumniß der Schule gescholten hatte.

Die Geschichte hat uns ein Wort bewahrt, welches als Aeußerung von Humor erhabenen Stils erscheinen kann. Als ein fanatisirter Bauer*) in frommem Eifer Holz zum Scheiterhaufen des Johann Huß herbeitrug, soll Huß ausgerufen haben: „sancta simplicitas!“ Es war die Fürbitte unseres Herrn: „vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun“, übersetzt in eine psychologische Bemerkung von tiefster Wahr-

*) oder, wie Andere wollen, „ein Weiblein“.

heit. Diese Wahrheit, die scharfsichtige Milde des Ausspruchs zeigt zugleich die Freiheit des Urtheils und die Großmuth der Empfindung, welche der Märtyrer im Augenblick bittersten Erleidens bewahrte.

Weit ist es von dieser Aeußerung humaner Weisheit zu den anmuthigen Spielen, mit welchen der Humor das alltägliche Kleinleben würzt und veredelt. Aber es ist seiner anspruchslosen Hoheit eigen, der tiefsten Weisheit und der einfältigsten Liebe gleich gern zu Dienst zu stehen. Ist nicht Humor in dem dankbaren Lächeln, mit welchem die Mutter es sich gefallen läßt, daß das Kind mit Unheil stiftenden Händchen ihr eifrig bei schwerer Arbeit zu helfen bemüht ist? ist es nicht der Humor, der ihre Thränen der Sorge, der Bekümmerniß trocknet, weil das Kind sie ermahnt, sie solle doch artig sein?

So befolgt bei der edlen Arbeit des Erziehens, wo der Geprüfte und Gebildete stets dem Auge des Unreifen gegenüber steht, von den spielenden Anfängen bis aufwärts zu den dornigsten Momenten, der Humor lächelnd das schwerste aller Gebote: Böses mit Gutem zu vergelten. Am Uebermuth der Jugend wie am Trotz der Untergebenen bewährt er sich oft als ein pädagogisches Mittel von wunderbarer Kraft. Aber seine Anwendung erfordert gewissenhafte Vorsicht: der unreife Hörer mißversteht ihn leicht als Nachsicht gegen das Häßliche. Wird er richtig verstanden, so ist seine Wirkung die mächtigste und reinste; denn er ermuthigt, indem er demüthigt; er verwundet nicht, sondern er entwaffnet.

Der Humor im wirklichen Leben ist sittliches Kunstwerk. Wenn die Ansicht, als habe er seine eigentliche Heimat in der Kunst, auf einer Unterschätzung der sittlichen Produktivität der menschlichen Natur beruht, so giebt doch das praktische Leben seiner vollen Entfaltung und Darstellung selten Raum.

Um so lieber thut dies die Dichtung; es ist von höchstem Interesse, die Wiederspiegelung und die ideelle Realisirung des Humors in der Kunst zu verfolgen.

Die Doppelnatur seines Gehalts, sein Ursprung im Gemüth und seine Form als Gedanke macht die Möglichkeit, den Humor direkt zu musikalischem Ausdruck zu bringen, zweifelhaft; unzweifelhaft aber liegt eine humoristische Weltbetrachtung vielen unserer klassischen Compositionen, sowohl dramatischen als instrumentalen, zu Grunde. Es ist nicht eine freudige Aufregung, eine prickelnde Lust, es ist ein urkräftiges Behagen, das uns aus den Quartetten des ehrwürdigen Haydn, aus den prägnantesten Gestalten der Dramen Mozart's anspricht; milder, sonniger Humor, der mit Klein und Groß, mit Freude und Leid, ja mit Leben und Tod auf vertraulichem Fuße steht, hat diese Früchte gereift; nur wenn dies Klima uns selber heimathlich und vertraut ist, vermögen wir, sie ganz zu genießen. In der bildenden Kunst ist der Humor rechtmäßiger Souverän eines ganzen Darstellungsgebietes, und nur zu eigenem Schaden wagt die Satire, welche sich schmeichelt, seine Seitenverwandte zu sein, dann und wann in diesem Bereich sich anzusiedeln; denn die Linie, welche die Karrikatur und die Ironie von der humoristischen Darstellungsweise trennt, ist ebenso bestimmt wie fein.

Zu reichster Entwickelung ist der Humor in der Dichtkunst gekommen. Eine unübersehbare Fülle humoristischer Lebensweisheit und Lebenskenntniß, hervorgegangen aus dem Munde der Humoristen Shakespeare's, ist Gemeingut aller Gebildeten. Kein Dramatiker einer anderen Nation hat gleich ihm verstanden, den subjektiven Humor, zur Eigenschaft tragischer Helden zu machen. Abgesehen vom derben und gutmüthigen Humor, der unsere alten Volksdichtungen würzt, hatte bisher auch in der erzählenden Dichtung die deutsche

Literatur an humoristischer Gestaltungskraft den Nachbarn, selbst den romanischen Völkern, nachgestanden. Dem grundsätzlichen Humor Jean Paul's, welcher mit genialer Humanität geistige Schönheit und Hoheit in verkümmerten Gestalten und engen Verhältnissen nachweist und unermüdet seine leuchtenden bunten Fäden von den Höhen zu den Tiefen, von den Tiefen zu den Höhen des Lebens hinüberspinnt, fehlt die naturwüchsige Kraft, die überzeugende Naivetät, die es uns beim alten Don Quixote und selbst in der wenig vornehmen Gesellschaft seines Sancho Pansa wohl um's Herz werden läßt. In unsern bedeutendsten Dichtungen der klassischen und der neuesten Zeit hat der Humor nur spärliche, oftmals taube Blüten getrieben. Durch Fritz Reuter ist die deutsche Dichtung mit Einem Schlage im Gebiet des Humors ebenbürtig neben die englische getreten. Nicht nur der Humor des Erzählers theilt sich unserer Stimmung mit, er weiß seine feine und gutherzige, gescheidte und milde Anschauungsweise in Gestalten zu objektiviren, aus denen uns neben derber Tüchtigkeit Züge des zartesten Edelsinns, neben wunderlicher Verstiegenheit tiefer Menschenverstand und sittliche Kraft, neben Donquixoterie ideale Redlichkeit und Hochherzigkeit ansprechen.

Die humoristische Dichtung charakterisirt sich durch Reinlichkeit. Bei sinnlicher Schwüle kann der Humor nicht athmen, und die komische Kraft giebt sich zur Beschönigung des Unlauteren nicht her.

Abgesehen von Stoff und Tendenz hat die humoristische Erzählung vor der Schilderung großer Leidenschaften und schicksalsschwerer Situationen das ruhigere Tempo und das gleichgewogene Interesse voraus. Sympathie und Spannung des Lesers werden nicht auf einzelne Gestalten, Entscheidungen und Affekte concentrirt; milde Beleuchtung spielt um kleine und große Gegenstände mit gleicher Liebe; das Unscheinbare,

das Gewöhnliche wird Gegenstand eindringenden Verständnisses und sittlichen Antheils. So kehrt das Auge nicht geblendet und abgestumpft sondern geschärft und erfrischt auf die Wirklichkeit zurück, während der durch fieberhafte Spannung verwöhnten und ermüdeten Phantasie das wirkliche Leben mit der Allmäligkeit seiner Entwickelungen, mit der sparsamen Vertheilung der Schlaglichter und der gleichmäßigen Wiederholung seiner Aufgaben schaal und nüchtern zu erscheinen pflegt.

Doch selbst in volles Spiel gesetzt, wie die Poesie es verstattet, enthüllt die Natur des Humors nur Dem sich ganz, der Verwandtes in der Seele trägt. Dem Verstehenden bietet er ein Phänomen von ergreifender Schönheit. Man ahnt die Tiefe des dunkeln, bewegten Elements, das, wo seine Wellen an's Ufer schlagen oder sich in lebhaftem Spiel an einander brechen, in sternhellen Funken erglänzt. Wenn der Witz mit dem zuckenden Wetterstrahl verglichen werden kann, so erinnert der Humor an die Erscheinung des Seeleuchtens.

Halle, Druck von Ehrhardt Karras.

Nasemann, Otto,

Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches für das deutsche Haus

Bd.: 1

Halle (1886)